R. W. Emerson
Vertreter der Menschheit

AMELANG'SCHE BUCHHANDLUNG
(H. BENECKE)
BERLIN, W. POTSDAMERSTR. 128.

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

Aus dem Engliſchen
übertragen von
Heinrich Conrad
Buchausſtattung von
Fritz Schumacher

R. W. Emerson

Vertreter der Menschheit

BA. II

Eugen Diederichs, Leipzig 1903

Inhaltsverzeichnis

	Seit
Die Bedeutung großer Menschen	1
Plato oder der Philosoph	31
Plato, Neue Lesefrüchte	67
Swedenborg oder der Mystiker	77
Montaigne oder der Skeptiker	125
Shakespeare oder der Dichter	159
Napoleon oder der Mann des weltlichen Erfolgs	187
Goethe oder der Schriftsteller	218

Die Bedeutung Großer Menschen

PS
1621
G3
1903

Es liegt in unserer Natur, an große Menschen zu glauben. Wenn die Spielgefährten unserer Jugend sich plötzlich als Helden, als Sprossen königlichen Stammes erwiesen — es würde uns nicht überraschen. Alle Völkersage beginnt mit Halbgöttern, bewegt sich in erhabenen, dichtungverklärten Höhen; denn Helden müssen auf Höhen wandeln. In den Gautama-Sagen aßen die ersten Menschen Erde und fanden sie von köstlicher Süße.

Die Natur scheint für die Trefflichen da zu sein. Die Welt besteht durch die Wahrhaftigkeit guter Menschen: durch sie wird die Erde ein gesunder Aufenthalt. Wer je mit solchen lebte, der fand das Leben heiter und nahrhaft. Ja, nur dadurch, daß wir an die Möglichkeit einer solchen Gemeinschaft glauben, wird uns das Leben süß und erträglich; darum streben wir stets danach, mit überlegenen Menschen umzugehen oder wenigstens im Geiste mit ihnen zu verkehren. Wir benennen unsere Kinder und unsere Länder nach ihnen. Unsere Sprache bildet nach ihren Namen neue Wörter; ihre Werke, ihre Bilder sind in unseren Häusern, und jede Alltagsbegebenheit ruft uns einen Zug aus ihrem Leben ins Gedächtnis.

1254618

Das Suchen nach großen Menschen ist der Traum des Jünglings, ist die ernsteste Sorge des gereiften Mannes. Wir reisen in fremde Länder, um ihre Werke zu sehen, um womöglich einen Anblick ihrer Persönlichkeit zu erhaschen. Statt dessen werden wir mit anderem abgespeist, was uns als reine Zufälligkeit gleichgültig ist. Man rühmt uns den Engländer als praktisch, den Deutschen als gastfreundlich; in Valencia sei das Klima köstlich und in den Bergen am Sacramentofluß liege das Gold umher, daß man sich nur zu bücken brauche, um es aufzuheben. Ja — aber ich reise nicht, um bequeme, reiche und gastfreie Leute oder einen klaren Himmel oder Goldbarren zu finden, die des Besitzens nicht wert sind. Aber gäbe es eine Magnetnadel, die nach Gegenden und Häusern wiese, in denen die innerlich reichen und gewaltigen wohnen — ja, die würde ich mir um den Preis aller meiner Habe kaufen und würde mich mit ihr desselbigen Tages noch auf den Weg machen!

Wir schätzen das ganze Menschengeschlecht nur nach diesen Großen. Die Wertschätzung, die wir dem Erfinder der Eisenbahn zollen, kommt seinem Wohnort und allen seinen Mitbürgern zu gute. Aber riesige Ansammlungen von Nichts-als-Menschen sind ekelhaft wie überreifer Käse, wie Haufen von Ameisen oder Flöhen — je mehr, desto schlimmer.

Unsere Religion ist die liebevolle Verehrung dieser Schutzheiligen. Die Götter der Sage verkörpern die leuchtenden Eigenschaften großer Menschen. Wir formen alle unsere Gefäße nach einem Vorbild. Unsere gewaltigen Religionssysteme: Judentum, Christentum, Buddhismus, Mohammedanismus — sie sind nichts weiter, als die naturnotwendige Bethätigung des Menschengeistes. Der Geschichtsforscher gleicht einem Mann, der in einem Kaufhaus Tücher oder Teppiche

ersteht. Er bildet sich ein, er habe etwas ganz Neues bekommen. Geht er aber in die Fabrik, so entdeckt er, daß sein Zeugmuster dieselben Schnörkel und Rosetten wiederholt, die wir bereits auf den Innenwänden der Pyramiden von Theben finden. Unser Gottesbegriff ist nur die geläuterte Darstellung des menschlichen Geistes. In seiner Kunst, in seinem Schaffen, in seinem Denken kommt der Mensch niemals über den Menschen hinaus. Er glaubt, die großen Elementarstoffe seien aus *seinen* Gedanken entstanden. Und unsere Philosophie findet eine einzige Urkraft, auf deren Vereinigung oder Verteilung alles beruht.

Wenn wir nunmehr untersuchen, was andere uns nützen können, so wollen wir uns vor allem vor der Gefahr moderner Forschung hüten: wir müssen recht niedrig beginnen. Wir dürfen nicht behaupten, daß dem Fortpflanzungstrieb jenes Gefühl fehle, das wir Liebe nennen; wir dürfen nicht das körperliche Dasein unserer Mitgeschöpfe überhaupt in Abrede stellen. Denn wohin könnte uns das führen! In unserer Fähigkeit, Gemeinschaften zu bilden, liegt unsere Stärke. In unserer Liebe zum Mitmenschen besitzen wir einen unschätzbaren Vorzug. Ich kann durch einen anderen thun, was ich nicht selber vermag. Einem anderen gegenüber kann ich aussprechen, wofür ich zuvor im Selbstgespräch nicht die Worte fand. Andere Menschen sind Lupen, die es uns ermöglichen, unsere eigene Seele zu erkennen. Ein jeder sucht dazu einen Menschen, der anders als er selbst, in seiner Art aber gut ist; das heißt: er sucht nicht nur einen anderen, sondern geradezu „*den anderſten*“. Je stärker ein Mensch, desto größer seine rückwirkende Kraft. Darum suchen wir *reines* Menschentum; ein kleiner Geist kann uns nichts bieten; nach einem solchen wollen wir nicht suchen. Eins hauptsächlich unterscheidet den

einen Menschen vom andern: ob er den seinem Wesen entsprechenden Beruf hat oder nicht. Der Mensch ist eine edle inwüchsige Pflanze: gleich der Palme entwickelt er sich von innen nach außen. Was seines Berufes ist, das vollbringt der Mensch schnell und spielend, mag es auch anderen unmöglich sein. Zucker ist ohne Mühe süß, Salpeter ist ohne Mühe salzig. Wir stellen mit großer Mühe Schlingen und Fallen aus, um eine Beute zu erjagen, die uns von selber in die Hände fallen muß. Den nenne ich einen großen Mann, der eine höhere Gedankensphäre, zu der andere Menschen mühselig emporklimmen müssen, als Eingeborener bewohnt. Er braucht nur die Augen zu öffnen, und er sieht die Dinge im rechten Licht und in großen Beziehungen — die anderen aber müssen sich mit Verbesserungen plagen und vor vielen Fehlerquellen auf der Hut sein. Gleicher Art ist auch der Dienst, den er uns leistet. Einem schönen Weibe kostet es keine Mühe, ihr Bild unserem Auge einzuprägen — und welch köstliches Labsal ist das für uns! Nicht mehr Mühe kostet es einem Weisen, sein Eigenes anderen mitzuteilen. Gerade sein Bestes kann jeder am leichtesten. „Peu de moyens, beaucoup d'effet.“ Der ist groß, der, was er ist, von Natur ist, und uns nie an andere erinnert.

Aber er muß uns wesensverwandt sein, und wir müssen hoffen können, durch ihn Erklärung ungelöster Fragen zu empfangen. Ich kann nicht immer meine Wißbegierde in Worte kleiden, aber ich habe bemerkt, daß es Menschen giebt, die schon durch ihre Denkungsart, durch ihr Thun Antworten sind auf Fragen, die ich nicht in eine bestimmte Form zu fassen vermag. Die vergangenen und vergehenden Religionen und philosophischen Systeme geben uns Antwort auf die eine oder andere Frage. Gewisse Menschen berühren uns als

reichbegabte Geister, die aber, unbehülflich, weder sich selbst, noch ihrer Zeit genug thun können — vielleicht offenbart sich in ihnen nur die launenhafte Kundgebung eines Unfaßbaren, das noch in der Luft liegt; sie erfüllen uns kein Bedürfnis. Aber die Großen sind nahe; wir erkennen sie als Große auf den ersten Blick. Sie befriedigen unsere Erwartung; sie stehen auf ihrem rechten Platz. Was gut ist, ist auch wirksam, zeugungskräftig; es schafft sich selber Raum, Nahrung, Beistänber. Ein echter Apfel hat Samen, ein Bastard nicht. Ein Mann, der auf seinem Platze steht, ist schöpferisch, fruchtbar und von magnetischer Anziehungskraft; Armeen flößt er seinen Willen ein, und sie führen ihn aus. Der Strom schafft sich selber seine Ufer, und jeder berechtigte Gedanke macht sich seine eigenen Kanäle und findet Anklang — findet Ernten zur Nahrung, Gesetze zur Offenbarung, Waffen zum Fechten, Jünger zur Weiterverbreitung. Dem wahren Künstler ist der Erdball ein Sockel seiner Größe; der Abenteurer hat nach Jahren des Mühens von der ganzen Welt nichts, als die zwei Schuhbreit Erde, darauf er steht.

Unser hausbackener Verstand schätzt zwei Arten von Diensten, durch welche höherstehende Menschen sich uns nützlich erweisen. In ihrer Jugendzeit glaubt die Menschheit gern an unmittelbare Gaben; als Geschenke von Hand zu Hand faßt sie materielle oder metaphysische Hilfe auf, wie z. B. Gesundheit, ewige Jugend, feine Sinne, Heilkünste, Zaubermacht und die Gabe der Weissagung. Der Knabe glaubt, es gebe einen Lehrer, der ihm Wissen verkaufen könnte. Kirchen glauben an übermenschliche Verdienste einzelner. Aber bei näherem Zusehen finden wir nicht viel unmittelbares Helfen. Der Mensch ist inwüchsig; er bildet sich, indem er sich entfaltet. Die Hilfe, die wir von anderen empfangen, ist nur mechanisch

im Vergleich mit den Entdeckungen, zu denen in unserm Tiefinnersten die Natur uns leitet. Solches Lernen ist schon an sich köstlicher Genuß, und dieses Gelernte bleibt. Echte Ethik wirkt gleichmäßig nach allen Richtungen; sie geht von der Seele nach außen. Geben widerspricht dem Weltgesetz. Anderen dienen heißt uns selber dienen. Ich muß mich für mich selbst freimachen. „Kümmere dich um deine eigenen Sachen!" sagt der Geist. „Narr! willst du dir über die Unendlichkeit der Welten den Kopf zerbrechen, oder dich in die Angelegenheiten deines Nächsten mischen?" So bleibt denn nur ein mittelbarer Nutzen. Es giebt Menschen mit irgend einer auffallenden oder vorbildlichen Eigenschaft, und diese dient unserem Geiste. Böhme und Swedenborg erkannten, daß Dinge etwas vorstellen. Auch Menschen stellen etwas vor: sie repräsentieren erstlich Dinge, zweitens Ideen.

Wie Pflanzen die Mineralien in Nahrungsstoffe für Tiere verwandeln, so verwandelt jeder Mensch das eine oder andere in der Natur roh vorhandene Material in eine Form, die der Menschheit dienen kann. Die Entdecker des Feuers, der Elektrizität, des Magnetismus, des Eisens, Bleies, Glases, der Leinwand, Seide, Baumwolle; die ersten Verfertiger von Werkzeugen; der Mann, der das Dezimalsystem ersann; der Geometer, der Ingenieur, der Musiker — sie alle bahnen, jeder auf seine Art, einen für alle leicht gangbaren Weg durch unbekannte und unwirtliche Wildnisse. Jeder Mensch ist durch eine geheime Anziehungskraft einem bestimmten Gebiet der Natur zugewiesen und handelt als ihr Vertreter und Dolmetscher. So haben die Pflanzen ihren Linné, die Bienen Huber, die Flechten Fries, die Birnen van Mons, die Atombildungen Dalton, die Linien Euklid, die Differentialrechnung Newton.

Jeder Mensch ist in der Natur ein Mittelpunkt. Verbindende Fäden laufen von ihm aus und gehen durch alles Flüssige und Feste, durch alles Materielle und Elementare. Der Erdball rollt; durch jede Scholle, durch jeden Stein geht täglich einen Augenblick lang die Mittagslinie: so hat auch jedes Organ, jede Funktion, jede Säure, jeder Kristall, jedes Stäubchen Beziehung zum menschlichen Gehirn. Es mag lange zu warten haben, aber es kommt an die Reihe. Jede Pflanze hat ihren Schmarotzer, und jedes erschaffene Ding hat einen Menschen, der es liebt, einen Dichter, der es besingt. Dampf, Eisen, Holz, Kohle, Magneteisenstein, Jod, Korn, Baumwolle sind bereits in ihrem Werte erkannt — und doch, wie wenig Stoffe werden bis jetzt von uns verarbeitet und verwandt! Die große Menge der Geschöpfe und nutzbaren Eigenschaften ist noch unerkannt und harrt noch ihrer Verwendung. Sie harren gleichsam, wie die verwunschene Prinzessin im Märchen, des Menschen, der sie befreien soll. Jedes muß entzaubert werden, muß in der Gestalt, die es von Menschen empfängt, ans Tageslicht treten. Sehen wir uns die Geschichte der Entdeckungen an: jede Wahrheit, die im Verborgenen zur Reife gediehen war, scheint sich selbst das Hirn ihres Entdeckers gemodelt zu haben. Ein Magnet muß in einem Gilbert oder Swedenborg oder Oersted Mensch geworden sein, ehe die große Masse imstande ist, seine Kräfte zu begreifen.

Doch betrachten wir nur die nächstliegenden Vorzüge: eine strenge Anmut eignet dem Mineral- und dem Pflanzenreich und offenbart sich, auf der höchsten Stufe der Entfaltung, als der eigentliche Reiz der Natur — das Glitzern des Spats, die Sicherheit der chemischen Wahlverwandtschaft, die unbedingte Richtigkeit der Winkel. Licht und Dunkelheit, Hitze und Kälte, Hunger und Nahrung, Süß und Sauer, Körper

in festem, flüssigem und gasförmigem Zustand: dies alles umgiebt uns mit einem Kranz von Freuden und vertreibt uns durch das angenehme Hin und Her des Widerstreites die Langeweile unseres Alltaglebens. Täglich wiederholt unser Auge das erste Lob, das der Schöpfung zu teil wurde: „Und Gott sahe an Alles, was Er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut.“ Wir wissen, wo diese Dinge zu finden sind, und wir gewinnen ihrem Schauspiel um so mehr Geschmack ab, nachdem wir die Anmaßungen der Menschen etwas näher kennen gelernt haben. Aber wir haben allerdings ein Anrecht auf höhere Vorteile. Die Wissenschaft ist unvollständig, solange sie nicht dem Menschen angepaßt ist. Die Logarithmentafel an sich ist eine große Leistung. Aber wie kommt sie erst zu beseeltem Leben durch ihre Anwendung in Botanik, Musik, Optik und Architektur! Wie oft werden auf den Gebieten der Zahlen, der Anatomie, der Architektur, der Astronomie Entdeckungen gemacht, von denen man anfangs wenig hält; aber menschlicher Verstand und Wille beschäftigen sich mit ihnen, sie treten in unser Leben ein und beherrschen Unterhaltung, Charaktere, Politik!

Doch dies kommt erst später. Jetzt sprechen wir nur von der Erscheinung, in der sie uns in ihrer eigenen Sphäre entgegentreten, von der faszinierenden Weise, wie sie einen menschlichen Genius anzuziehen scheinen, so daß er sein ganzes Leben lang sich mit einem einzigen Gegenstand beschäftigt. Eine Erklärung und Verdolmetschung ist nur möglich, wenn der Beobachter mit dem Beobachteten eins wird. Alles Irdische hat auch etwas Himmlisches an sich; durch Vermittelung der Menschheit gelangt es in die höhere geistige Sphäre, in die es gehört und in die es kommen muß, weil es da einen Platz auszufüllen hat. Und zu diesen ihren Zielen steigen

die Dinge beständig empor. Gase verdichten sich zum festen Weltkörper; die chemische Verbindung wird zur Pflanze und wächst; wird zum Vierfüßler und läuft; wird zum Menschen und denkt. Aber die Wählerschaft bestimmt zugleich das Votum ihres Vertreters. Er ist nicht nur ihr Vertreter, sondern bildet selbst einen Teil von ihr. Gleiches kann nur von Gleichem erkannt werden. Von denen, deren Vertreter er ist, weiß er nur deshalb etwas, weil er einer der ihren ist; er hat eben noch zu ihnen gehört, er steht ihnen noch ganz nahe. Als belebtes Chlor weiß der Mensch vom Chlor, als fleischgewordenes Zink weiß er vom Zink. Durch ihre Eigenschaften lebt er, und er kann mannigfach ihre Eigenschaften beschreiben, weil er aus ihnen zusammengesetzt ist. Der Mensch ist aus Erdenstaub geschaffen, und er vergißt seines irdischen Ursprungs nicht. Und alles, was jetzt noch unbelebt ist, wird eines Tages sprechen und denken. Die unerforschte Natur wird den Tag erleben, da ihr ganzes Geheimnis verkündet wird. Quarzfelsen z. B. werden sich in Staub auflösen, und aus diesem Staub werden unzählige Werners, von Buchs, Beaumonts erstehen, und im Laboratorium der Luft befinden sich in aufgelöstem Zustande ich weiß nicht wie mancher Berzelius und Davys.

So sitzen wir an unserem Kaminfeuer und umfassen die Pole des Erdballs! Dies ist auch eine Art von Allgegenwart, und sie ist ein Ausgleich für die Unzulänglichkeit unseres Menschenkörpers. Wenn an einem jener überirdisch schönen Tage Himmel und Erde sich begegnen und einander verherrlichen, dann kommen wir uns armselig vor, daß wir nur einen Leib, nur eine Seele haben, solcher Pracht zu genießen. Wir wünschen uns tausend Häupter, tausend Körper, um solche unendliche Schönheit an tausend Orten und in

tausend Hymnen lobpreisen zu können. Ist dies nur eine Ausschweifung der Phantasie? Nein, allen Ernstes, wir sind vervielfältigt durch das Erbe derer, die vor uns waren und für uns schufen. Wie leicht wir uns ihre Arbeiten aneignen! Jedes Schiff, das nach Amerika segelt, erhielt seine Seekarte von Kolumbus. Jeder Roman ist Homers Schuldner. Jeder Zimmermann, der den Hobel führt, borgt von dem Geiste eines vergessenen Erfinders. Unser Leben umgürtet ein Sonnenkreis von Kenntnissen, die Beiträge von Menschen, die gestorben sind und unseren Himmel um ihr Lichtfünkchen bereichert haben. Der Ingenieur, der Kaufmann, der Jurist, der Arzt, der Moralist, der Theologe und überhaupt jeder, der etwas weiß und kann — sie alle entwerfen die Karte unserer Existenzbedingungen und zeichnen Längen- und Breitengrade darauf ein. Weil diese Wegbahner auf allen Seiten für uns schaffen, deshalb sind wir reich. Wir müssen das Feld unseres Lebens erweitern, müssen unsere Beziehungen vervielfältigen. Wenn wir an unserer alten Erde eine neue Eigenschaft entdecken, so ist der Gewinn für uns ebenso groß, wie wenn wir einen neuen Planeten in Besitz nähmen.

Wir sind zu gleichgültig bei der Hinnahme dieser materiellen oder halbmateriellen Hilfeleistungen. Wir sollten nicht bloß Wanst und Magen sein. Oder um uns eine Stufe höher zu stellen: unsere Sympathie bedient uns besser. Thätigkeit wirkt ansteckend. Um den Zauber zu begreifen, der andere lockte, brauchen wir nur unsere Augen dorthin zu richten, wohin sie blickten, brauchen wir uns nur mit denselben Dingen zu beschäftigen, für die sie sich interessierten. Napoleon sagte: „Wir dürfen nicht zu oft mit demselben Feinde kämpfen, sonst lehren wir ihn unsere ganze Kriegskunst," Wir brauchen nur oft mit einem Mann von kräftigem Geist zu sprechen,

und wir gewöhnen uns sehr schnell, die Dinge in demselben Licht wie er anzusehen, und wir ahnen bei jeder Gelegenheit seine Gedanken.

Unsere Nebenmenschen können uns nützlich werden durch ihren Geist und durch ihre Freundschaft. Andere Hülfe beruht meiner Meinung nach nur auf falschem Schein. Wenn jemand vorgiebt, er schenke mir Brot und Feuer, so bemerke ich bald, daß ich den vollen Preis dafür bezahle, und am Ende stehe ich mich dabei nicht besser noch schlechter als zuvor — aber jede geistige und sittliche Kraft ist positiv ein Gut. Sie geht von dir aus, du magst wollen oder nicht, und kommt mir zu statten, an den du niemals gedacht hast. Ich brauche nur von persönlicher Kraft irgend welcher Art, von großer Leistungsfähigkeit zu hören, und sofort erhält meine Willenskraft frischen Antrieb. Wir sind eifersüchtig auf alles, was ein anderer kann. Cecils Wort von Sir Walter Raleigh: „Ich weiß, er ist mit einer gräßlichen Arbeitskraft begabt" — durchfährt uns wie ein elektrischer Schlag. So auch Clarendons Porträts, wenn er z. B. von Hampden sagt: „Er war von einem Fleiß und einer Sorgfalt, die sich im Wetteifer mit den Arbeitsamsten nicht ermatten und ermüden ließen, von Fähigkeiten, die sich vom feinsten Schlaukopf nichts vormachen ließen, und von einem persönlichen Mut, der seinen besten Fähigkeiten gleichkam" — oder von Falkland: „Er war ein so strenger Verehrer der Wahrheit, daß er des Heuchelns so wenig fähig war, wie er hätte stehlen können." Wir können Plutarch nicht lesen, ohne daß unser Blut in Wallung gerät, und ich unterschreibe das Wort des Chinesen Meng-Tse: „Ein Weiser ist der Lehrmeister für hundert Menschengeschlechter. Wenn von Lao-tse's Lebenswandel die Rede ist, da wird der Stumpfsinnige aufgeweckt und der Schwankende entschlossen."

Darum müssen denn auch die Lebensläufe bedeutender Menschen beschrieben werden. Doch können längst abgeschiedene nicht so leicht zu unserer Seele sprechen wie Zeitgenossen, deren Andenken vielleicht nicht so lange dauern wird. Was ist mir ein Mensch, an den ich niemals denke? In jeder Einsamkeit aber sind mir die nahe, die meinem Geist zu Hilfe kommen und in wunderbarer Weise mich zu Höherem treiben. Liebe besitzt ein besonderes Vermögen, eines Nebenmenschen Bestimmung zu ahnen, besser als dieser selbst es vermag, und Liebe weiß ihn durch heroische Ermutigung bei seiner Aufgabe fest zu halten. Was ist das Höchste an Freundschaft? Daß sie sich in so wundervoller Weise zu jeder Tugend angezogen fühlt, die in uns ist. Haben wir Freundschaft gefunden, so werden wir niemals wieder kleinlich von uns und unserem Leben denken. Wir haben einen Ansporn, einem Ziele zuzustreben, und der Fleiß von Arbeitern, die an einem Bahndamm schaffen, wird uns kein stiller Vorwurf mehr sein.

Hierher gehört auch die, wie ich glaube, sehr reine Verehrung, womit alle Stände dem Helden des Tages huldigen, von Coriolan und Gracchus bis auf Pitt, Lafayette, Wellington, Webster, Lamartine. Hört die Rufe des Volkes in den Straßen! Die Leute können sich nicht satt an ihm sehen. Ein großer Mann erfüllt sie mit Entzücken. Das ist eines Helden Haupt, eines Helden Brust! Was für eine Stirn, was für Augen! Schultern hat der Mann wie ein Atlas, und er schreitet einher wie ein Held, und in ihm da lebt die Kraft, die große Maschine zu leiten! Diese Freude an voll entwickelter Menschenkraft giebt sich um so begeisterter kund, da die Leute sie in ihrer Alltagsumgebung meist nur verkümmert und eingezwängt sehen. Dies ist auch das Geheim-

nis der Freude des Lesers an litterarischen Geisteswerken. Sie ist rückhaltlos. Hier ist Feuers genug, einen Berg von Erz zu schmelzen. Als Shakespeares größte Eigenschaft können wir vielleicht anführen, daß er von allen Menschen am besten die engliche Sprache versteht und sagen kann, was er will. Und doch sind diese strömenden Kanäle, diese offenen Schleusen des Ausdrucks nur ein Zeichen der Gesundheit oder glücklicher Naturanlage. Der Name Shakespeare ruft uns andere und rein geistige Wohlthaten in den Sinn.

Einem Menschen kann keine höhere Ehre wiederfahren, als daß sich ein Genius mit Gedanken von einer gewissen Höhe an ihn wendet. Das ist eine Anerkennung, die seiner Intelligenz gezollt wird, und kein Compliment, das Senate oder Herrscher mit ihren Orden, Ehrendegen und Wappenschildern erweisen können, kommt dem gleich. Diese Ehre, die ein Mensch im persönlichen Verkehr kaum zweimal während seiner ganzen Lebenszeit kostet, das Genie streut sie fortwährend aus, und ist zufrieden, wenn ab und zu einmal im Laufe eines Jahrhunderts das Anerbieten angenommen wird. Sobald Kündiger von Ideen auf den Plan treten, sinken Entdecker, die uns nur materielle Werte nachweisen, zum Range von Köchen und Zuckerbäckern herab. Das Genie ist der Naturforscher oder Geograph, der uns die Landkarte der übersinnlichen Welt entwirft, und, indem es uns auf neue Gebiete der Bethätigung hinweist, unsere Vorliebe für die bisherige Wirksamkeit abkühlt. Diese neuen Gebiete sind hinfort für uns eine Wirklichkeit, von der die bis dahin uns umgebende Welt nur ein Abbild ist.

Wir besuchen den Ringplatz und die Schwimmschule, um die Kraft und Schönheit des Körpers zu sehen. Ein gleiches

Vergnügen, aber höheren Lohn gewährt uns die Beobachtung von geistigen Leistungen aller Art: wie z. B. Leistungen des Gedächtnisses, mathematische Kombinationsgabe, große Abstraktionsfähigkeit, lebhafte Einbildungskraft, und wäre es auch nur Vielseitigkeit und Konzentration, denn alle diese Bethätigungen zeigen die unsichtbaren Organe und Glieder des Geistes, die Glied für Glied den Teilen des Körpers entsprechen. Denn damit betreten wir einen neuen, geistigen, Ringplatz und lernen Menschen nach ihren zuverlässigsten Kennzeichen auswählen, jene Menschen, die, wie Plato sagt, „ohne Hülfe der Augen oder anderer Sinne zur Wahrheit und zum Grunde der Dinge gelangen." Von größter Wichtigkeit unter diesen Thätigkeiten sind die Purzelbäume der Phantasie, Zaubereien und Auferstehungen, in denen sich die Einbildungskraft gern ergeht. Sobald diese erwacht, scheint die Kraft eines Menschen sich zu verzehnfachen oder zu vertausendfachen. Sie erschließt das köstliche Verständnis für unbestimmte Größen und giebt dem Geist eine kühnere Haltung. Wir sind so ausdehnungsfähig, wie die Gase des Schießpulvers und ein Satz, den wir in einem Buche lesen, ein Wort, das in der Unterhaltung fällt, entfesselt unsere Phantasie, und augenblicklich badet sich unser Haupt in der Milchstraße, und unsere Füße stehen auf dem Boden des Höllenschlundes. Und dies ist in Wahrheit eine Wohlthat für uns; denn wir haben ein Anrecht auf solche Erweiterung der Schranken, die uns Menschen hemmend umgeben; haben wir aber einmal diese Grenzen überschritten, so können wir niemals wieder so unglückliche Pedanten werden, wie wir vorher waren.

Die hohen Funktionen unseres Intellekts stehen in so engen Wechselwirkungen zu einander, daß für gewöhnlich eine

gewisse Einbildungskraft an allen hervorragenden Geistern zu bemerken ist, sogar an Arithmetikern ersten Ranges, ganz besonders aber an Denkern von intuitiver Begabung. Diese Geister sind uns von Nutzen, denn sie nehmen an einem Dinge nicht nur seine Wesensbeschaffenheit, sondern auch seine Wesensäußerung wahr. Platos, Shakespeares, Swedenborgs, Goethes Augen verschlossen sich vor keinem dieser Gesetze, deren Wahrnehmung als eine Art von Maßstab des Geistes dienen kann. Kleine Geister sind klein, weil sie diese Gesetze nicht zu sehen vermögen.

Doch auch bei solchen geistigen Schwelgereien können wir uns übersättigen. Unser Entzücken am menschlichen Verstande entartet zu Abgötterei vor seinem Verkündiger. Besonders wenn ein solcher Geist seine Stärke in einem System suchte und fand, sehen wir, daß ein Lehrmeister der Menschheit zuweilen ihr Bedrücker wird. Hierher gehört das Übergewicht der aristotelischen Philosophie, der ptolemäischen Astronomie, der Einfluß Luthers, Bacons, Lockes — auf religiösem Gebiet die Geschichte der Priesterherrschaften, der Heiligen, der Sekten, die sich alle nach ihren Gründern nennen. Ach! jeder Mensch ist so ein Opfer. Die Geistesschwäche der Menschen ist immer eine Verlockung für den Übermut der Kraft. Das gewöhnliche Talent findet sein Entzücken darin, den Zuschauer zu blenden und unfrei zu machen. Das echte Genie aber sucht uns vor sich selber zu beschützen. Wahres Genie will uns nicht arm machen, sondern uns befreien und unserem Empfinden neue Gebiete erschließen. Wenn in unserem Dorf ein Weiser erschiene und mit den Leuten sich unterhielte, so würde er in ihnen ein bis dahin ungekanntes Bewußtsein erwecken, daß sie reich sind, denn er würde ihnen die Augen öffnen, und sie würden Vorteile bemerken, die ihnen bisher

entgangen waren; er würde uns mit dem Bewußtsein eines unverrückbaren Gleichgewichtes erfüllen, und wir würden ruhig sein in der Überzeugung, daß wir nicht können betrogen werden; denn ein jeder würde die Vorteile und Nachteile seiner Lage selber zu ermessen wissen. Die Reichen würden ihre Mißgriffe und ihre Armseligkeit erkennen, die Armen ihre Hilfsmittel und die Möglichkeiten, aus ihrer bedrängten Lage herauszukommen.

Aber dies alles bringt die Natur von selber ins richtige Geleise, wenn man ihr Zeit läßt. Umdrehung im Kreislauf ist ihr Allheilmittel. Die Seele will keine Herren dulden und lechzt nach Veränderung. Eine Hausfrau sagt von einer Magd, die gute Dienste gethan hat: „Sie ist lange genug bei mir gewesen." Wir Menschen sind nur Tendenzen, oder besser gesagt, Symptome; und keiner ist etwas Ganzes. Wir berühren uns und gehen weiter und schlürfen den Schaum vieler Leben. Rotation ist das Gesetz der Natur. Wenn die Natur einen großen Menschen hinwegnimmt, da spähen wir nach dem Horizont und erwarten, seinen Nachfolger auftauchen zu sehen; aber es kommt keiner, und es wird auch keiner kommen. Seine Art ist mit ihm erloschen. Auf einem anderen und ganz verschiedenen Felde wird der nächste Mann erscheinen; kein Jefferson, kein Franklin, sondern jetzt ein großer Kaufmann, dann ein Eisenbahnunternehmer, dann ein Ichthyologe, dann ein büffeljagender Forschungsreisender oder ein halbwilder General des Westens. So werden wir mit unseren rauheren Meistern fertig, aber gegen die besten giebt es ein feineres Heilmittel. Die Kraft, die sie mitteilen, ist nicht ihre eigene. Wenn uns Ideen begeistern, so verdanken wir dies nicht Plato, sondern der Idee selbst, deren Schuldner auch Plato war.

Ich darf nicht vergessen, daß wir einer besonderen Klasse ganz besonders verpflichtet sind. Das Leben steigt in Stufen an. Zwischen Rang und Rang unserer großen Männer sind weite Stufenräume. Zu allen Zeiten hat die Menschheit sich einigen Wenigen angeschlossen, die durch die Höhe der von ihnen verkörperten Idee oder durch die Großartigkeit ihres Wollens Anspruch darauf hatten, Führer und Gesetzgeber zu sein. Diese lehren uns die Eigenschaften der Natur in ihrem Urzustande — führen uns in die Entwickelung der Dinge ein. Tag für Tag schwimmen wir auf einem Strom von Trugbildern dahin und ergötzen uns thatsächlich an Luftgebilden von Häusern und Städten, die die Menschen um uns her für Wirklichkeiten nehmen. Aber Leben bedeutet auch Wahrhaftigkeit. In lichten Augenblicken sagen wir: „Jetzt will ich ins Gebiet der Wirklichkeit eintreten, nur zu lange schon hab' ich die Narrenkappe getragen!" Wir wollen wissen, was unser wirtschaftliches Leben, was unsere Politik eigentlich bedeuten. Gebt uns den Schlüssel, und wenn Menschen und Dinge wirklich nur Noten einer himmlischen Musik sind, so wollen wir die Melodien ablesen. Mit unserer Vernunft ist ein Possenspiel getrieben worden — aber gleichzeitig haben doch Menschen gelebt, die im vollen Besitz ihrer Vernunft waren und sich eines reichen Daseins erfreuten, das der wahren Natur nicht fremd war. Was sie wissen, sie wissen's für uns. Mit jedem neuen Geist dringt ein neues Geheimnis der Natur ans Licht, und die Bibel kann nicht geschlossen werden, ehe nicht der letzte große Mensch geboren ist. Diese Männer bändigen das Tier, das in uns Menschen rast, sie machen uns bedachtsam und weisen unseren Kräften neue Ziele. Verehrungsvoll stellt die Menschheit diese Großen auf die höchsten Plätze. Dies bezeugt die Menge von Stand-

bildern, Gemälden und Gedenktafeln, die in jeder Stadt, in jedem Dorf, Haus, Schiff uns ihr Genie ins Gedächtnis rufen:

„Allüberall umschweben ihre Schatten uns;
Wohl sind sie größer als wir — doch Brüder eines Bluts.
Bei Tisch und Bett stehn sie als unsre Herren nah,
Schönheit im Blick und gütiges Wort im Mund!"

Wie soll ich die in ihrer Art einzige Wohlthat der Ideen verdeutlichen, den Dienst, welchen uns die Männer erweisen, die moralische Wahrheiten der Allgemeinheit zugänglich machen? In meinem ganzen Leben und Treiben plagt mich die Notwendigkeit, überall einen bestimmten Preistarif aufzustellen. Wenn ich in meinem Garten arbeite und einen Apfelbaum beschneide, so macht mir dieses Thun Vergnügen genug, und ich könnte nur immer so fortfahren. Aber dann kommt es mir zum Bewußtsein, daß ein Tag verstrichen ist, an dem ich nur dies hübsche Nichts fertig gebracht habe. Ich fahre nach Boston oder New York und renne hin und her, um meine Geschäfte zu erledigen; ich erledige sie, aber der Tag ist hin. Und da ärgert mich der Gedanke, daß ich einen solchen Preis für einen winzigen Vorteil gezahlt habe. Ich denke an die Eselshaut, auf die man sich nur zu setzen brauchte, um jedes Wunsches Erfüllung zu erlangen, aber für jeden Wunsch schwand ein Stück der Haut dahin. Ich besuche eine Versammlung von Menschenfreunden. Trotz allen meinen Anstrengungen wandern meine Blicke immer wieder nach der Uhr. Aber wenn in der Versammlung eine freundliche Seele erschiene, die wenig von Personen- oder Parteifragen, von Carolina oder Cuba wüßte, dafür aber ein Gesetz verkündete, wodurch diese Einzelfragen von selbst entschieden würden, so daß ich der Gerechtigkeit gewiß wäre, die jeden Falschspieler schachmatt setzt, jeden Selbstsüchtling bankerott macht und mir

meine Unabhängigkeit von Staat, Zeit oder Mitmenschen gewährleistet — dieser Mann befreit mich; ich vergesse der Uhr. Ich werde der schmerzhaften Beziehungen zu anderen Personen ledig. Meine Verletzungen sind geheilt. Ich bin unsterblich geworden, indem ich erkenne, daß ich unverderbbare Güter besitze.

Auf unserer Erde herrscht ein großer Kampf zwischen Arm und Reich. Auf unserem Weltmarkt ist nur so und so viel Weizen oder Wolle oder Land vorhanden, und wenn ich so und so viel mehr davon habe, so müssen andere entsprechend weniger besitzen. Wenn ich Eigentum habe, so scheine ich damit Recht und gute Sitte zu brechen. Niemand freut sich der Freude seines Nächsten, unser ganzes System beruht auf Krieg, auf einer verletzenden Überlegenheit. Jedes Kind der angelsächsischen Rasse wird zu dem Wunsch erzogen, der Erste zu sein. Das ist unser System, und der Erfolg ist, daß einer seine Größe nach dem Neid und Haß seiner Mitbewerber bemißt. Aber auf diesen neuen Gebieten ist Raum; da giebt es keine Selbstüberhebung, kein Ausschließen anderer.

Ich bewundere große Männer jeder Art, Helden der That und Helden des Gedankens, ich liebe Wilde wie Milde, „Gottesgeißeln" und „Lieblinge des Menschengeschlechts". Ich liebe den ersten Cäsar und Kaiser Karl den Fünften; Karl den Zwölften von Schweden, Richard Plantagenet und Frankreichs Bonaparte. Mein Beifall gilt dem Manne, der der Welt genügt, einem Beamten, der seinem Amt gewaschen ist, sei er Feldherr, Minister, Senator. Ich liebe einen Herrenmenschen, der fest auf eisernen Füßen steht, von guter Geburt, reich, schön, beredt, von glänzenden Geistesgaben — einen Mann, dessen bezaubernde Persönlichkeit alle Menschen in ihren Bann zieht und zu Helfern seiner Gewalt macht. Zepter und Schwert,

oder Talente, die das Zepter oder das Schwert zu handhaben wissen, lenken die Angelegenheiten unserer Welt. Aber den finde ich noch größer, der sich selbst und alle Helden überflüssig machen kann, indem er in unsere Gedanken das Element der Vernunft einführt, die nichts nach Personen fragt, die unendlich verfeinernde, unwiderstehliche, aufwärts reißende Kraft, die jedem Eigenwillen und Eigenstreben ein Ende macht, diese gewaltige Macht, die so groß ist, daß der Machthaber Nichts wird. Dieser Große ist dann der Herrscher, der seinem Volke eine Verfassung giebt — der Hohepriester, der die Gleichheit aller Seelen predigt und seine Diener ihrer barbarischen Huldigungen entbindet — der Kaiser, der seines Reiches entbehren kann.

Doch ich wollte ja auf zwei oder drei Arten des Nutzens, den wir von ihnen haben, etwas näher eingehen. Die Natur spart niemals mit Opium oder schmerzbetäubenden Mitteln, sondern wenn sie eins ihrer Geschöpfe mit einer Verunstaltung oder einem Gebrechen entstellt, dann legt sie ihm auch reichlich Mohnsamen auf die Schäden, und der Leidende geht fröhlich durchs Leben, denn er weiß nichts von seinem Makel und kann ihn nicht sehen, obwohl alle Welt mit Fingern darauf zeigt. Die wertlosen und schädlichen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, die geradezu ein sozialer Krebsschaden sind, sie halten sich unfehlbar für höchst schnöde verleumdet und können sich gar nicht fassen vor Erstaunen, wie undankbar und selbstsüchtig doch ihre Zeitgenossen seien. Unser Erdball bethätigt seine geheimen Kräfte nicht nur in der Hervorbringung von Helden und Erzengeln, sondern auch von Klatschbasen und Ammen. Ist es nicht ein wunderbarer Kunstgriff, daß jedes Geschöpf sein gutes Maß angeborener Trägheit zugeteilt erhalten hat, nämlich die erhaltende Kraft

des Widerstandes, den Ärger über Störungen und Neuerungen? Ein jeder hat, mag seine geistige Kraft groß oder gering sein, den Stolz seiner eigenen Meinung, das sichere Bewußtsein, daß er recht hat. Das zitterigste Großmütterchen, der dümmste Ackerknecht, sie benutzen das letzte Fünkchen Verstand, um über die Lächerlichkeiten aller Nebenmenschen sich triumphierend lustig zu machen. Was anders ist als ich, ist absurd — und um so absurder, je mehr es anders ist. Keinem fällt es ein, er könnte vielleicht selber unrecht haben. War's nicht ein glänzender Gedanke, mit diesem festesten Bindemittel alles zusammenzukitten? Aber durch all diese selbstgefällig kichernden Menschlein geht ab und zu eine Gestalt, die selbst ein Thersites loben und bewundern kann. Das ist denn der Held, der uns auf unserem Wege führen sollte! Seine Hilfe wird überall gebraucht. Wäre nicht Plato, so könnten wir kaum an die Möglichkeit eines vernünftigen Buches glauben. Wie es scheint, brauchen wir nur eines — aber dieses eine, das müssen wir haben. Gerne gesellen wir uns heldenhaften Menschen bei, denn unsere Aufnahmefähigkeit ist unbegrenzt, und im Verkehr mit Großen wird leicht auch unsere Denk- und Handlungsweise groß. Die Kraft des Wollens besitzen nur wenige, aber aufnahmefähig sind wir alle. In einer Gesellschaft braucht nur ein Weiser zu sein, und sofort sind alle weise, so schnell wirkt die Übertragung.

So sind also große Männer eine Art Augenwasser, welches die Ichsucht aus unseren Augen wegwischt und uns befähigt, andere Menschen und ihr Thun zu sehen. Aber es giebt Laster und Thorheiten, von denen ganze Völker und Zeitalter befallen werden. Menschen gleichen ihren Zeitgenossen noch mehr, als ihren Vorfahren. An alten Ehepaaren oder an Leuten, die jahrelang Hausgenossen waren, habe ich die Be-

obachtung gemacht, daß sie einander ähnlich werden; und wenn sie nur lange genug lebten, so würden wir sie zuletzt nicht mehr auseinander kennen. Die Natur aber verabscheut derlei Gefügigkeiten, durch die die Welt in Gefahr geraten würde, zu einem Klumpen zu verschmelzen, und beeilt sich, solchen weichlichen Mischmasch wieder auseinander zu reißen. Eine ähnliche Anpassung findet statt bei Bewohnern derselben Stadt, bei Anhängern einer Glaubenssekte, einer politischen Partei. Die Ideen einer Zeit liegen in der Luft und infizieren jeden, der diese Luft atmet. Betrachten wir von einer höheren Warte herab hier die Stadt New York, dort die Stadt London, so möchten wir meinen, sie und die ganze westliche Zivilisation seien nichts, als ein Haufen wahnwitziger Albernheiten. Wir alle leisten einander Vorschub und treiben durch unseren Wetteifer die Raserei der Zeit auf die Spitze. Wir würden Gewissensbisse verspüren, aber wir sagen uns: so machen's ja alle unsere Zeitgenossen. Auf der anderen Seite aber ist es auch sehr leicht für uns, ebenso weise und gut wie unsere Gefährten zu sein. Was unsere Zeitgenossen wissen, lernen wir ohne Anstrengung — wir nehmen es gleichsam durch unsere Hautporen in uns auf. Wir eignen es uns durch Sympathie an, oder wie ein Weib zu der geistigen und sittlichen Höhe ihres Gatten gelangt. Aber wo sie Halt machen, da stehen auch wir still. Sehr schwer gelingt es uns, nur um einen einzigen Schritt weiter zu kommen. Die Großen, jene, die es von Natur sind, die den allumfassenden Ideen treu bleiben und darum über dem Wechsel der Tagesmoden stehen — sie sind unsere Erlöser von den Irrtümern der Gemeinschaft, sie beschützen uns gegen unsere Zeitgenossen. Sie sind die Ausnahmen, deren wir bedürfen in dieser Zeit der Gleichmacherei. Eine fremde, frische Geistesgröße befreit uns von Geheimdeutelei.

So bietet der Genius uns Speise und labt uns nach dem ermüdenden Verkehr mit unseresgleichen, und frohlockend erkennen wir, daß sein Weg uns zu den Tiefen der Natur führt. Ein großer Mann wiegt ganze Völkerschaften von Pygmäen auf. Jede Mutter wünscht, daß doch einer ihrer Söhne ein Genie sei — mögen dann auch alle anderen mittelmäßig bleiben. Aber eine neue Gefahr erhebt sich in dem Übermaß des Einflusses, den der große Mensch ausübt. Seine glänzenden Eigenschaften verrücken uns unser inneres Gleichgewicht. Wir sind seine Hörigen, sind geistige Selbstmörder geworden. Ah — aber dort am Horizont zeigt sich schon die Rettung: andere große Männer, neue Geistesgrößen, die einander die Spitze bieten und das Gleichgewicht halten. Die Süße jeder Größe wird uns zum Überdruß. Jeder Held langweilt uns auf die Dauer. Voltaire war wohl kein bösherziger Mensch und doch sagte er vom guten Jesus: „Bitte, laßt mich nie wieder dieses Menschen Namen hören!" Sie lobpreisen George Washingtons Tugenden. „Zum Geier mit George Washington!" — ist des armen Proletariers ganze Rede und Widerlegung. Aber das ist Selbstverteidigung, unerläßlich für des Menschen Natur. Je größer die Zentripetalkraft, desto stärker auch die Zentrifugalkraft. Wir erhalten das Gleichgewicht, indem wir jedem großen Mann sein Gegenstück entgegensetzen, und das Heil des Staates beruht auf solchem Schaukelsystem.

Übrigens gelangen wir bald an die Grenze, wo der Nutzen von Heroen aufhört. Wir kommen dem Genie nicht so leicht nahe, weil es von vielen unnützen und abstoßenden Eigenschaften umgeben ist. Die Genies sind sehr anziehend, und in der Ferne meinen wir, sie seien unser; aber auf allen Seiten begegnen wir Hindernissen, die uns die Annäherung

verwehren. Je stärker wir angezogen werden, desto stärker werden wir auch zurückgestoßen. Es liegt etwas Unsolides in dem Guten, das für uns gethan wird. Das Beste an einer Erfindung behält der Erfinder für sich. Sie hat für seinen Nebenmenschen etwas Unwirkliches an sich, bis auch er sie sich erworben hat. Dann erst besitzt er sie. Es ist, als hätte die Gottheit jede Seele, die sie in die Welt schickt, mit gewissen Kräften und Eigenschaften bekleidet, die sich anderen nicht mitteilen lassen, als hätte sie vor dem Antritt jeder neuen Reise durch den Kreis des Seins auf diese Kleider der Seele die Worte geschrieben: „Nicht übertragbar!" und: „Nur für diese Strecke giltig!" Dem Verkehr der Geister haftet etwas Trügerisches an. Die Grenzlinien sind unsichtbar, aber sie werden niemals überschritten. Es ist so viel guter Wille vorhanden, mitzuteilen, und so viel guter Wille, zu empfangen, daß ein jeder zum anderen zu werden droht; aber das Gesetz der Individualität sammelt seine geheime Kraft: „Du bist du, und ich bin ich!" Und so bleiben wir; denn die Natur will, daß alles seine Eigenart bewahrt. Jedes Individuum bestrebt sich, zu wachsen und auszuschließen, auszuschließen und zu wachsen, bis zu den äußersten Grenzen des Weltalls, und seine eigenen Daseinsgesetze allen Mitgeschöpfen aufzuerlegen. Die Natur aber bemüht sich unverdrossen, alles vor einander zu schützen. Jedes trägt den Selbstschutz in sich. Keine Kraft ist so auffällig ausgebildet, wie die Fähigkeit, seine eigene Individualität gegen andere Individualitäten zu behaupten. Sehr nötig in einer Welt, wo jeder Wohlthäter so leicht zum Übelthäter wird, indem er nur an Plätzen zu wirken braucht, wo seine Thätigkeit nicht hingehört; in einer Welt, wo Kinder so sehr auf thörichte Eltern angewiesen sind, wo fast alle Menschen zu sehr am Geselligkeitstriebe leiden

und sich zu leicht in die Angelegenheiten anderer einmischen! Wir sprechen mit Recht von einem Schutzengel der Kinder. Wie überlegen sind sie uns in ihrer Sicherheit vor den Einflüssen schlechter Menschen, vor Gewöhnlichkeit und hinterhältigen Gedanken! Sie überströmen mit ihrer eigenen Schönheit die Gegenstände, die sie erblicken. Deshalb sind sie auch so armseligen Erziehern, wie wir Erwachsenen sind, nicht auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Wenn wir sie anranzen und ausschelten, so kommen sie bald dahin, nicht darauf zu achten. Sie werden selbständig. Und wenn wir ihren Thorheiten freies Spiel lassen, so lernen sie die Selbstbeschränkung auf andere Weise.

Wir brauchen nicht zu befürchten, daß wir übermäßig könnten beeinflußt werden. Darum dürfen wir uns einem edleren Vertrauen hingeben. Diene den Großen! Scheue keine demütige Unterordnung! Drücke dich vor keinem Dienst, den du leisten kannst! Sei ein Glied ihres Körpers, ein Atemzug ihres Mundes! Finde dich mit deiner Ichsucht ab! Was kommt es darauf an, so du anderes Größeres und Edleres gewinnst. Mögen sie dir Boswellismus vorwerfen: Hingebung kann gar wohl größer sein, als der jämmerliche Stolz, der ängstlich darauf bedacht ist, sich nichts zu vergeben. Sei ein anderer: nicht mehr du selbst, sondern ein Schüler Platos, keine Seele mehr, sondern eine Christenseele, kein Naturforscher, sondern ein Carteſianer, kein Dichter, sondern ein Shakesperianer. Alles vergebens — die Räder der Vorwärtsbewegung halten nicht still, mit allen Kräften der Trägheit, der Furcht, ja sogar der Liebe, wirst du nicht auf demselben Punkt bleiben. Vorwärts, und immer vorwärts! Du beobachtest mit dem Mikroskop eine Monade oder ein Rädertierchen unter den Infusorien, die sich im Wasser be-

wegen. Plötzlich erscheint an dem Tier ein Pünktchen, das sich zu einem Spalt erweitert, und es bilden sich zwei vollkommene Tierchen. Solchen immerwährenden Ablösungsprozeß beobachten wir nicht minder überall in der Welt des Gedankens, im Leben der menschlichen Gesellschaft. Kinder glauben, sie könnten nicht ohne ihre Eltern leben. Aber lange bevor sie's merken, ist das schwarze Pünktchen erschienen, und die Ablösung ist erfolgt. Es braucht nur ein Zufall einzutreten, und sie werden ihrer Unabhängigkeit gewahr.

Aber: „Große Menschen" — das Wort ist beleidigend. Giebt es also Kasten? Giebt es ein Fatum? Was wird aus dem Lohn, der der Tugend verheißen ward? Der nachdenkliche Jüngling beklagt die Überfruchtung der Natur. „Edel und schön", so spricht er, „ist dein Held; aber sieh dort den armen Paddy, dessen Heimat sein Karren ist; sieh hier ein ganzes Volk von Paddys!" Warum ist seit den ersten Dämmertagen der Weltgeschichte die große Menge nichts als Schwertermahd und Kanonenfutter? Die Idee umkleidet einige wenige Führer mit Würde. Sie haben Gefühl, Urteil, Liebe, Selbstaufopferung, und sie machen Krieg und Tod heilig — aber wie ist's mit den armen Teufeln, die in ihrem Solde sterben? Die Wohlfeilheit des Menschen ist die Tragödie des Alltags. Daß andere niedrig stehen, ist so schlimm, als wenn wir selber niedrig ständen; denn wir brauchen Geselligkeit.

Auf diese Einwendungen könnten wir antworten: Die Gesellschaft gleicht einer Pestalozzischen Schule — ein jeder ist abwechselnd Lehrer und Schüler. Empfangen und Mitteilen ist gleichermaßen zu unserem Besten. Leute, die dieselben Kenntnisse haben, sind nicht auf lange Zeit ein geeigneter

Umgang für einander. Aber gieb jedem von ihnen einen anderen Freund, der etwas anderes weiß, und es ist, wie wenn ein Damm durchstochen und das Wasser eines Sees in ein tiefer gelegenes Becken abgelassen würde. Man möchte glauben, bei solchem Gespräch eine mechanische Wirkung zu beobachten; jedenfalls aber ist es für jeden Sprecher eine große Wohlthat, denn er kann jetzt seine eigenen Gedanken mit Farben beleben. Wir gehen in unseren inneren Stimmungen sehr rasch von erhabener Würde zu demütiger Dienstbarkeit über. Mancher scheint uns niemals den Vorsitz zu übernehmen, sondern immer als Diener dazustehen; aber das ist nur ein Irrtum von uns; wenn wir ihn und seine Gesellschaft lange genug beobachteten, so würden wir sehen, daß mit der Umdrehung des Rades auch er nach oben kommt. Wir reden von der großen Masse, von gemeinen Leuten — gemeine Leute giebt es gar nicht! Im Grunde genommen hat jeder Mensch eine gewisse Größe. Echte Kunst ist nur denkbar, wenn die Überzeugung herrscht, daß jede Begabung irgendwann und irgendwo einmal ihre Anerkennung finden wird. Ehrlicher Wettkampf und freies Feld, und die grünsten Lorbeeren allen, die sie verdient haben! Aber der Himmel wölbt sich ja in gleicher Größe über jedem Geschöpf. Und keines kennt weder Ruh noch Rast, bis es nicht seinen eigenen Strahl auf dies Gewölbe geworfen und so sein Talent in der edelsten Vollendung, die ihm möglich ist, erblickt hat.

Die Größe der Tageshelden ist nur relativ. Sie waren rascher gewachsen. Oder es war im Augenblick des Erfolges in ihnen eine Eigenschaft reif geworden, die gerade in diesem Augenblick begehrt wurde. Zu anderen Zeiten sind andere Eigenschaften von nöten. Gewisse Strahlen entgehen dem gewöhnlichen Beobachter; sie verlangen ein feiner ausgebildetes

Auge. Frage den Großen, ob kein Größerer da ist. Seine Gefährten sind's — und sie sind nicht weniger groß, weil die Gesellschaft sie nicht erkennen kann, sondern gerade darum erst recht. Die Natur läßt niemals einen Großen auf unserem Planeten erstehen, ohne das Geheimnis einer anderen Seele anzuvertrauen.

Eine erfreuliche Thatsache wenigstens ergiebt sich aus diesen Untersuchungen: daß unsere Liebe zu großen Menschen eine wahre Himmelfahrt ist. Eines Tages werden die Berühmtheiten des neunzehnten Jahrhunderts aufgezählt werden, und man wird erkennen, in welcher Barbarei es lebte. Der wirkliche Gegenstand der Weltgeschichte ist der Genius der Menschheit. Viele Lücken finden sich im Bericht und wir können sie nur mit Vermutungen ausfüllen. Die Geschichte der Welt giebt uns Symptome, unser Leben beruht auf Gedächtnisschlüssen. Kein Mann in der langen Prozession großer Männer ist Vernunft oder Erleuchtung, oder das Elixir, wonach wir uns sehnen, er ist nur auf dem einen oder anderen beschränkten Gebiet eine Verkörperung neuer Möglichkeiten. Oh, könnten wir doch eines Tages die Riesengestalt vervollständigen, die alle diese flammenden Punkte vereint zeigt! Das Studium vieler Individualitäten führt uns in eine elementare Sphäre, darin das Individuum sich verliert, in der alle Gipfel sich berühren. Gedanken und Gefühle, die dort hervorbrechen, lassen sich nicht in die Schranken einer Persönlichkeit bannen. Dies erklärt uns die gewaltige Kraft der Allergrößten — ihr Geist ergießt sich von selbst. Ein neuartiger Geist strömt Tag und Nacht in konzentrischen Kreisen von dieser Quelle aus und giebt sich auf unbekannte Arten kund. Da wird uns klar, in welch innigem Verein alle Geister stehen. Was dem einen zu Teil

wird, läßt sich dem andern nicht vorenthalten; der geringste Gewinn an Wahrheit oder Kraft, gleichviel auf welchem Gebiet, er kommt der Gemeinschaft der Geister zu gute. Die anscheinend ungleiche Verteilung von Talent und Stellung erweist sich bereits als Irrtum, wenn wir die nötige Zeit auf unsere Beobachtung verwenden — um wie viel schneller verschwindet die scheinbare Ungerechtigkeit, wenn wir zu dem Mittelpunkt emporsteigen, wo alle Individualität aufhört, wenn wir wissen, daß alle Individuen aus der Substanz hervorgegangen sind, die da ordnet und schafft.

Der Genius der Menschheit — von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir die Weltgeschichte betrachten. Die Eigenschaften bleiben; die Menschen, die ihre Träger sind, haben bald mehr bald weniger und schnell sind sie dahin; die Eigenschaften aber bleiben auf einer anderen Stirn. Das ist eine Alltagsweisheit. Einst sah man Phönixe; sie sind dahin, aber darum ist die Welt noch nicht entzaubert. Die Gefäße, an denen wir heilige Schriftzüge lasen, sie haben sich als gemeine Töpferware erwiesen; aber der Sinn der Bilder blieb geheiligt, und wir können sie noch heute an Wänden lesen, die eine Welt bedeuten.

Eine Zeit lang waren unsere Lehrer für uns von persönlichem Nutzen; sie waren Maßstäbe oder Meilensteine unserer Fortschritte. Mit ihren Kenntnissen erschienen sie uns wie Engel, und ihre Gestalten ragten zum Himmel empor. Dann rückten wir ihnen näher und erkannten ihre geistigen Mittel, ihre Bildung und die Grenzen derselben. Da rückten an ihre Stelle andere Geister. Wohl uns, wenn ein paar Namen so hoch bleiben, daß wir nicht im stande waren, sie in der Nähe zu lesen, wenn Alter und Vergleichung mit anderen ihnen keinen Strahl ihres Ruhmes zu rauben vermochten. Zuletzt

aber werden wir es aufgeben, nach einem ganz vollkommenen Menschen zu suchen, wir werden uns an der ihnen eigenen Größe im Rahmen der menschlichen Gesellschaft genug sein lassen. Alles was mit dem Individuum zusammenhängt, ist vorübergehend und weist auf die Zukunft hin, wie das Individuum selbst, das aus den Schranken seines Lebens zu einem uneingeengten, allumfassenden Dasein emporstrebt. Niemals ist uns das Verständnis für das Echteste und Beste an einem Genius aufgegangen, solange wir in ihm eine völlig ursprüngliche Kraft erblicken. Von dem Augenblicke an, wo er uns nicht mehr als eine „Ursache" hilft, beginnt er uns als „Wirkung" zu helfen, und hilft uns weit mehr. Denn nun erscheint er als Exponent eines größeren Geistes und Willens. Das undurchsichtige Selbst wird vom Licht des Ur-Grundes erhellt und läßt dieses Licht durchscheinen.

Indessen, so beschränkt menschliche Erziehung und Entwicklung sind, so können wir doch sagen: große Menschen sind dazu da, damit Größere werden. Die Bestimmung organischer Natur ist Veredelung — und wer kann sagen, wo da die Grenzen sind? Des Menschen Aufgabe ist es, das Chaos zu bändigen und sein Lebenlang nach allen Seiten die Saatkörner des Wissens und des Gesanges auszustreuen, auf daß Klima, Korn, Tier, Mensch milder werden, daß die Keime der Liebe und des Wohlthuns sich mehren tausendfältig.

Plato
oder Der Philosoph

In der Welt der Bücher hat nur Plato Anspruch auf das fanatische Lob, das Omar dem Koran erteilte, als er sagte: „Brennt die Büchereien nieder, denn all ihr Wert ist in diesem Buch enthalten". Platos Sprüche der Weisheit umfassen die Bildung der Völker, sie sind der Grundstein der Philosophenschulen, der Hauptquell alles Schrifttums. Sie lehren uns Logik, Zahlenkunde, Geschmack, Schönheitssinn, Sprache, Dicht- und Redekunst, Ontologie, Ethik, Lebensweisheit. Niemals umfaßte eines Menschen Denken solche Weiten und Höhen. Aus Plato kommt alles, was noch heutigen Tages geschrieben und unter denkenden Menschen verhandelt wird. Fürchterlich räumt er unter unsern „originalen Köpfen" auf. In ihm haben wir den Berg erreicht, der die erratischen Riesenblöcke über alles Land gestreut hat. Seit zweiundzwanzighundert Jahren ist er die Bibel des Gelehrten; jeder feurige Jüngling, der seit des Atheners Tagen den widerwillig hörenden Zeitgenossen schöne Sachen vortrug — Boëthius, Rabelais, Erasmus, Bruno, Locke, Rousseau, Alfieri, Coleridge — er ist ein Leser Platos, dessen Weisheitsperlen er eine geistreiche Fassung giebt, um sie dem Geschmack seines Volkes anzupassen.

Auch die Männer von viel höherem Geisteswuchs müssen etwas von ihrer Größe einbüßen, weil sie das Mißgeschick haben — darf ich mir diesen Ausdruck erlauben? — nach diesem erschöpfenden Allumfasser auf die Welt gekommen zu sein. Sankt Augustin, Copernicus, Newton, Böhme, Swedenborg, Goethe sind alle seine Schuldner und müssen wiedersagen, was sie von ihm haben. Denn es ist nicht mehr als recht und billig, daß wir dem Meister, der das große weite Denkgebäude aufführte, auch den Ruhm der einzelnen Schlüsse zuschreiben, die sich aus seiner Lehre ziehen lassen.

Plato ist die Philosophie und die Philosophie ist Plato — der Ruhm und zugleich die Beschämung des Menschengeschlechts, denn kein Sachse, kein Römer hat vermocht, auch nur eine einzige Idee seinen Kategorien hinzuzufügen. Er hatte nicht Weib noch Kind — aber die Denker aller Kulturvölker sind seine Nachkommen und tragen die Farbe seines Geistes. Wie viele Große sendet Mutter Natur unablässig aus nächtigem Dunkel empor und sagt ihnen: „seid sein — seid Platoniker!" Die Alexandriner — ein glänzendes Sternbild genialer Geister; die Männer der Elisabethischen Zeit — nicht weniger groß; Sir Thomas More, Henry More, John Hales, John Smith, Lord Bacon, Jeremy Taylor, Ralph Cudworth, Sydenham, Thomas Taylor, ferner Marsilius Ficinus und Pico von Mirandola. Calvins Lehre ist bereits im Phädon enthalten; ja, das ganze Christentum liegt darin. Der Mohammedanismus entnimmt — in seinem Handbuch der Moral, dem Akhlak-y-Jalaly — aus ihm all seine Philosophie. Der Mystizismus findet im Plato alle seine Lehrsätze. Bürger einer griechischen Stadt, hat er doch keine Heimatstadt und kein Heimatsland. Ein Engländer liest ihn und ruft: „Wie englisch!"; ein Deutscher: „Wie teutonisch!"; ein Italiener:

„Wie römisch und wie griechisch!" Wie man von Helena von Argos sagt, sie sei so in jedem Betracht schön gewesen, daß jeder, der sie sah, sich von ihr angezogen fühlte, so erscheint Plato einem Leser in Neu-England als ein amerikanischer Genius. Sein großes Menschentum überschreitet alle trennenden Schranken.

Diese gewaltige Tragweite von Platos Geist giebt uns auch einen Maßstab für die Beurteilung der verzwickten Frage, welche von den ihm zugeschriebenen Werken echt, welche untergeschoben seien. Eine eigentümliche Erscheinung: sowie ein Mann seine Zeitgenossen um Haupteslänge überragt, unfehlbar erhebt sich der Zweifel, welche seiner Werke wirklich von ihm seien! So geht's mit Homer, Plato, Raffael, Shakespeare. Denn diese Männer magnetisieren ihre Zeitgenssoen, daher können ihre Jünger für sie ausführen, was sie für sich allein niemals hätten vollenden können; und so lebt der große Mann in mehreren Leibern und schreibt oder malt oder handelt mit vielen Händen; und nach Verlauf einiger Zeit läßt sich nicht leicht sagen, was das echte Werk des Meisters ist und was nur von seiner Schule herrührt.

Auch in Plato ging, wie in jedem großen Menschen, sein ganzes Zeitalter auf. Was ist denn ein großer Mann anders als ein Mensch von mächtiger Verarbeitungskraft, der alle Künste und Wissenschaften, überhaupt alle Wissensmöglichkeiten als seine Nahrung in sich aufnimmt? Er kann nichts übrig lassen; er hat für alles Verwendung. Was nicht zu praktischer Verwertung gut ist, ist doch zu wissen gut. Deshalb beschuldigen seine Zeitgenossen ihn des Plagiats. Aber des Erfinders Kunst besteht nur darin, daß er weiß, wo er zu borgen hat, und die Gesellschaft vergißt gern die zahllosen Arbeiter, die dem Baumeister zur Hand gingen, und zollt all' ihre Dankbarkeit nur diesem allein. Wenn wir Platon preisen, so preisen wir

vielleicht in Wirklichkeit seine Citate aus Solon, Sophron, Philolaos. Gut — und wenn auch? Jedes Buch ist nur ein Citat; jedes Haus ist ein Citat aus Wäldern, Minen, Steinbrüchen; und jeder Mensch ist ein Citat aus seinen Vorfahren. So zieht der fest zugreifende Erfinder alle Völker zur Beisteuer heran.

Plato sog das ganze Wissen seiner Zeit in sich auf — Philolaos, Timäos, Heraklit, Parmenides und wie die Gelehrten alle heißen; dann seinen Lehrer Sokrates; dann fand er, daß seine Aufnahmefähigkeit noch viel größer sei — eine Aufnahmefähigkeit, wie sie weder vor noch nach ihm jemals da war — und so reiste er nach Italien, um sich zu eigen zu machen, was Pythagoras ihm bieten könnte; von da nach Ägypten und vielleicht noch tiefer ins Morgenland hinein, um dem europäischen Geiste noch jenes andere Element zuzuführen, das sich in Europa nicht fand. Diese breiten Grundlagen seines Wissens berechtigen ihn, als Vertreter der Philosophen schlechthin zu gelten. Er sagt in der Republik: „Einen Geist wie Philosophen ihn notwendigerweise haben müssen, findet man nur selten vollständig bei einem einzelnen Mann, sondern die verschiedenen Einzelfähigkeiten desselben kommen gewöhnlich bei verschiedenen Personen vor." Ein jeder, der etwas Tüchtiges leisten will, muß von einem höheren Standpunkt aus an seine Aufgabe herantreten. Ein Philosoph muß mehr als ein Philosoph sein. Plato ist mit der Begabung eines Dichters ausgestattet, ja er steht unter den Dichtern auf dem höchsten Platz; und doch ist er — obwohl ich glaube, daß ihm auch die charakteristische Gabe lyrischer Ausdrucksfähigkeit nicht fehlte — der Hauptsache nach kein Dichter, weil es ihm beliebte, seine dichterische Begabung zu einem höheren Zweck zu benutzen.

Große Geister haben die kürzesten Biographien. Ihre Vettern wissen uns nichts von ihnen zu erzählen. Sie lebten in ihren Schriften; und so war ihr Haus- und Straßenleben alltäglich und gewöhnlich. Willst du wissen, wie ihr Geschmack und ihre Gemütsart war? Ihr begeistertster Leser ist ihnen am ähnlichsten. Plato besonders hat keine äußere Biographie. Wenn er Liebhaber, Frau oder Kinder hatte — wir wissen jedenfalls nichts von ihnen. Er verrieb sie alle zu Farbe. Wie ein guter Kamin seinen eigenen Rauch verbrennt, so verwandelt ein Philosoph alles Wertvolle seiner Erlebnisse in die Hervorbringungen seines Geistes.

Er wurde geboren im Jahre 430 v. Chr., ungefähr um die Zeit, als Perikles starb, gehörte zu den adligen Familien seiner Zeit und seiner Vaterstadt und soll in seiner Jugend eine Neigung zum Kriegerberuf gezeigt haben. In seinem zwanzigsten Jahr jedoch lernte er Sokrates kennen, ließ sich mit Leichtigkeit von seinem früheren Vorhaben abbringen und blieb zehn Jahre lang des Meisters Schüler, bis zu dessen Tode. Dann ging er nach Megara; auf Einladung des Dion und Dionysius besuchte er den sizilischen Hof; er reiste sogar dreimal nach Syrakus, obgleich er mit sehr launenhafter Willkür behandelt wurde. Dann bereist er Italien, hierauf Ägypten, wo er lange bleibt — drei Jahre, wie einige berichten, nach anderen sogar dreizehn. Er soll sogar noch weiter östlich gegangen sein, nach Babylonien; aber dies ist unsicher. Nach seiner Heimkehr unterrichtete er in der Akademie zu Athen die Jünger, die der Ruhm seines Namens hierher gezogen hatte. Er starb, wie die Überlieferung berichtet, am Schreibtisch im Alter von einundachtzig Jahren.

Aber Platos Lebensgeschichte ist eine innerliche. Wir haben zu untersuchen, warum dieser Mann in der Geistesgeschichte

des Menschengeschlechtes den höchsten Rang einnimmt, wie es kommt, daß gerade die feinstgebildeten Menschen seine Schüler werden, daß gleich wie unsere jüdische Bibel im Tischgespräch und Alltagsleben von Mann und Weib aller europäischen und amerikanischen Nationen Wurzel geschlagen hat, so Platos Schriften jede wissenschaftliche Schule, jeden Denker, jede Kirche, jeden Dichter beschäftigt haben, so daß Gedanken von einer gewissen Höhe sich überhaupt nur noch durch ihn denken lassen. Er steht zwischen der Wahrheit und jedes Mannes Geist, er hat sozusagen der Sprache und den ursprünglichen Formen des Gedankens das Siegel seines Geistes aufgedrückt. Wenn ich ihn lese, so überrascht mich die vollkommene Modernität seines Stils und seiner geistreichen Gedanken. Hier ist der Keim des uns so wohl bekannten Europas mit seiner langen Geschichte von Kunstschöpfungen und Waffenthaten; alle einzelnen Züge sind in Platos Geist bereits deutlich erkennbar — und in ihm zum allerersten Mal! Es hat sich seither in hundert Geschichten ausgebreitet, aber ein neues Element ist nicht hinzugekommen. Diese ewig junge Modernität ist der Wertmesser jedes Kunstwerks, denn sie ist der Beweis, daß der Künstler sich durch nichts verführen ließ, was nur eine vergängliche und an den Ort gebundene Bedeutung hatte, sondern der Darstellung des Wahrhaftigen und Dauernden treu blieb. Wie es nun kam, daß Plato gleichbedeutend ist mit Europa, mit Philosophie und beinahe mit Weltlitteratur, das ist das Problem, dessen Lösung uns hier obliegt.

Eine so hohe Sendung konnte nur ein gesunder, wahrhaftiger, allumfassender Mann erfüllen, ein Mann, der im stande war, gleichzeitig dem Ideal, d. h. den Gesetzen des Geistes, und dem Schicksal, d. h. der Ordnung der Natur gerecht zu werden.

Die erste Entwickelungsstufe eines Volkes — wie eines Individuums — ist die Periode unbewußter Kraft. Kinder weinen, schreien und stampfen vor Wut mit den Füßen, solange sie ihre Wünsche nicht auszudrücken vermögen. Sobald sie aber sprechen können und sagen, was sie wollen und warum sie es wollen, werden sie gleich artig. Ähnlich ist's bei Erwachsenen: wenn das Auffassungsvermögen blöde ist, sprechen Männer und Frauen heftig und in übertriebenen Ausdrücken, toben und zanken sich; sie gebärden sich wie Besessene, jeder Satz wird von einem Fluch begleitet. Sobald mit zunehmender Kultur die Aufklärung wächst und die Begriffe nicht mehr wie Klumpen und Massen vor ihnen liegen, sondern sich deutlich voneinander abheben, dann lassen die Menschen von solcher schwächlichen Heftigkeit ab und legen ihre Ansichten eingehend klar. Wäre die Zunge nicht zum Werkzeug geworden, womit sich Laute bilden lassen, der Mensch lebte noch heute als Tier in den Wäldern. Dieselbe Schwäche, dieselbe Unzulänglichkeit — nur mit einem höheren Maßstab zu messen — begegnet uns täglich bei der Erziehung heißblütiger Jünglinge und Mädchen: „Ach, ihr versteht mich nicht, ich habe noch nie einen Menschen getroffen, der mich verstanden hätte!" Und sie seufzen und weinen, schreiben Verse und streifen einsam umher — nur weil sie ihren Gedanken keinen bestimmten Ausdruck geben können. In einem oder zwei Monaten — wenn ihr guter Geist ihnen hold gesinnt ist — begegnen sie einem Menschen, der in diesem vulkanischen Gärungszustand gerade der Rechte für sie ist, und nachdem der Anschluß einmal hergestellt ist, sind sie fortan tüchtige Mitglieder der Gesellschaft. So geht es immer und überall. Der Fortschritt führt von blinder Kraft zu Sorgfalt, Geschicklichkeit, Wahrheit.

Jedes Volk hat in seiner Geschichte einen Augenblick, wo,

auf dem Entwickelungsgang von ungeschlachter Jugend zur Bildung, sein Begriffsvermögen zur vollen Reife gediehen ist, ohne doch schon mikroskopisch forschen zu wollen; so umfaßt auch der Mensch in dem entsprechenden Augenblick seiner Entwickelung die ganze Stufenleiter des Erkennens; noch werden seine Füße von den ungeheuren Gewalten der Nacht gefesselt gehalten, aber sein Auge, sein Hirn umfaßt bereits die Sonnen und Sterne der Schöpfung. Das ist der Augenblick vollgereifter Gesundheit, der Höhepunkt der Kraft.

Dies zeigt uns die Geschichte Europas auf allen Gebieten und auch in der Philosophie. Die ältesten, fast verschollenen Berichte erzählen von den Einwanderungen aus Asien; diese brachten nur die Träume barbarischer Horden nach Europa, einen Wirrwarr ungeläuterter Begriffe auf dem Gebiet der Ethik und der Naturphilosophie, in den erst allmählich durch die freilich unvollkommene Einsicht einzelner Lehrer etwas Ordnung hineinkam.

Vor Perikles kamen die Sieben Weisen und mit ihnen haben wir die Anfänge von Geometrie, Physik und Ethik. Dann die Partialisten, die den Ursprung aller Dinge aus den Strömen, oder dem Wasser, oder aus der Luft, oder aus dem Feuer, oder aus dem Geiste herleiten wollten. Sie alle bringen in ihre Erklärung vom Ursprung mythologische Bilder hinein. Endlich kommt Plato, der Ordner, der keiner barbarischen Bemalung oder Tättowierung und keines Kriegsgeheuls bedarf; denn er versteht zu definieren. Er giebt Asien auf und damit das Ungeheuerliche und Übertreibende; mit ihm kommt Genauigkeit und Verständnis. „Der soll mir als Gott gelten, der da richtig teilen und scheiden kann!“

Dieses Teilen und Scheiden ist Philosophie. Philosophie ist der Begriff, den der menschliche Geist sich von dem Bau

der Welt macht. Zwei Hauptthatsachen liegen stets zu Grunde: die Einheit und die Zweiheit: erstens, Einheit oder Identität, zweitens, Verschiedenheit. Wir bringen alle Dinge auf ihre Einheit, indem wir das Gesetz erkennen, das sie durchdringt, indem wir die oberflächlichen Unterschiede und die tiefinnerliche Verwandtschaft wahrnehmen. Aber bei jeder Anwendung unserer Denkkraft, ja geradezu dadurch, daß wir die Identität oder Einheit wahrnehmen, erkennen wir die Verschiedenheit der Dinge. Einssein und Andersein. Es ist unmöglich zu sprechen oder zu denken, ohne beides zu umfassen.

Es treibt den Geist, nach einer Ursache für mannigfache Wirkungen zu forschen, dann wieder nach der Ursache der Ursache, und so aus der Tiefe in noch größere Tiefe zu tauchen; denn er hat die Zuversicht, daß er zu einer absoluten und völlig zureichenden Ursache gelangen wird — zu einem „Eins", das „Alles" sein wird. „In der Mitte der Sonne ist das Licht, in der Mitte des Lichts ist die Wahrheit, in der Mitte der Wahrheit ist das unvergängliche Wesen", sagen die Vedas. Alle Philosophie, die des Ostens wie die des Westens, hat dieses Streben nach dem Mittelpunkt. Von einem entgegengesetzten Drang getrieben, wendet sich der Geist von dem „Einen" zu dem, was nicht „eins", sondern „anders" oder „mehrfach" ist, von der Ursache zur Wirkung; und so erlangt er die Gewißheit von dem notwendigen Vorhandensein der Verschiedenheit, von der selbstverständlichen Existenz beider, da das Eine in dem Anderen einbegriffen ist. Diese innigvermengten Elemente voneinander zu sondern und wieder zu versöhnen, das ist das Problem des Denkens. Sie widersprechen einander und schließen sich gegenseitig aus; und zugleich fließt das eine so rasch in das andere über, daß wir niemals sagen können, was das Eine ist und was nicht. Der

Proteus ist so behende in den höchsten Höhen wie in den tiefsten Gründen, mögen wir das Eine, das Wahre, das Gute betrachten oder uns mit der Oberfläche und der äußeren Form der Dinge beschäftigen.

Jedes Volk hat seine Geister, die es treibt, sich der Ergründung der Ur-Einheit hinzugeben. Im Stammeln des Gebetes, in den Verzückungen der Andacht löst alles Sein sich in Ein Wesen auf. Seinen höchsten Ausdruck findet dieses Streben in den religiösen Schriften des Morgenlandes und vor allem in den Schriften der Inder: den Vedas, den Bhagavad Gita und dem Wischnu Purana. Diese Schriften enthalten wenig anderes als jene Gedanken und sie erheben sich, ihn preisend, zu reinen und erhabenen Melodien.

Das Selbe, das Selbe! Freund und Feind sind von einem Stoff; Pflüger, Pflug und Ackerfurche sind von einem Stoff; und der Stoff ist von solcher Art und so viel, daß die Abweichungen der Formen ohne Bedeutung sind. „Du bist fähig zu begreifen" — sagt der Höchste Krischna zu einem Weisen — „daß du von mir nicht verschieden bist. Was ich bin, das bist du, und das ist auch diese Welt mit ihren Göttern, Helden und Menschen. Die Menschen machen Unterschiede, weil sie von ihrer Unwissenheit betäubt sind." „Die Worte ‚Ich' und ‚Mein' zeugen von Unwissenheit. Was das große Letzte in der Schöpfung ist, du sollst es jetzt von mir hören. Es ist die Seele — eine Seele in allen Leibern, durchdringend, gleichförmig, vollendet, über Naturgesetzen stehend, Geborenwerden, Wachsen, Sterben nicht kennend, allgegenwärtig, aus wahrem Wissen gebildet, unabhängig, ohne Zusammenhang mit Unwirklichem, mit Namen, Art und dergleichen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Zu wissen, daß dieser Geist, der seinem Wesen nach Eins sein muß, in unserem

eigenen Leibe und in allen anderen Leibern ist, das ist die Weisheit dessen, der die Einheit der Dinge begreift. Wie ein und dieselbe flüchtige Luft, indem sie durch die Löcher einer Flöte hindurchgeht, sich nach den Noten der Tonleiter unterscheidet, so ist auch der Große Geist seiner Natur nach einzig, obwohl seine Formen, die aus den Folgen von Handlungen entstehen, vielfältig sind. Wird die unterscheidende, bekleidende Form — sei sie die Form eines Gottes oder irgend eine andere — aufgelöst, so bleibt kein Unterschied." „Die ganze Welt ist nur eine Erscheinungsform Wischnus, der mit allen Dingen identisch ist, und sie darf von den Weisen nicht als etwas angesehen werden, das von ihnen verschieden ist, sondern sie müssen erkennen, daß die Welt dasselbe ist wie sie selbst. Ich gehe weder, noch komme ich, noch ist meines Weilens an irgend einem Ort; Du bist nicht Du, Andere sind nicht Andere, Ich bin nicht Ich." Das ist, als hätte er gesagt: „Alles ist für die Seele, und die Seele ist Wischnu; Tiere und Sterne sind nur vergängliche Bilder, Licht ist nur Tünche, Dauer ist nur eine trügerische Vorstellung, die Form ist ein Gefängnis und selbst der Himmel ist nur ein Köder." Was die Seele sucht ist Wiederauflösung in das über alle Formen erhabene Sein — heraus aus dem Tartarus, heraus aus dem Himmel: Befreiung von der Natur.

Wenn unser Denken so nach einer grausigen Einheit strebt, in der alle Dinge aufgehen, so strebt unser Handeln geradezu rückwärts zur Verschiedenheit. Das erste ist die Bahn oder Gravitation der Seele; das zweite ist die Macht der Natur. Die Natur ist vielfältig. Die Einheit saugt auf, verschmilzt oder zieht zusammen. Die Natur erschließt und schafft. Diese beiden Prinzipien erscheinen immer wieder und durchdringen alle Dinge, alles Denken: die Einheit, die Vielheit. Das eine

ist Sein, das andere ist Intellekt; das eine ist Notwendigkeit, das andere Freiheit; das eine Ruhe, das andere Bewegung; das eine Kraft, das andere Verteilung; das eine Strenge, das andere Lebensgenuß; das eine Ahnen, das andere Definieren; das eine Genie, das andere Talent; das eine Wissensdrang, das andere Wissen; das eine Besitz, das andere Handel; das eine Kaste, das andere Bildung; das eine Königtum, das andere Demokratie. Und wenn wir es wagen dürften, diese Verallgemeinerungen eine Stufe höher zu erheben und den Ur-Inhalt der einander gegenüberstehenden beiden Prinzipien mit Namen zu benennen, so könnten wir sagen: bei dem einen ist es die Abneigung gegen Organisation: reine Wissenschaft; bei dem anderen die höchste Instrumentalität, Anwendung von Mitteln: schaffende Gottheit.

Jeder Forscher bekennt sich, durch Naturanlage getrieben oder aus Gewohnheit, zum einen oder zum anderen dieser beiden Götter des Geistes. Seine religiösen Gefühle ziehen ihn zur Einheit; sein Verstand oder seine Sinne zur Vielheit. Ein zu rasches Aufgehen in der Einheit, auf der anderen Seite eine zu kleinliche Zersplitterung in der Beschäftigung mit den Teilen und Einzelheiten — das ist die Zwillingsgefahr des philosophischen Denkens.

Dieser Scheidung der beiden Prinzipien entspricht die Geschichte der Völker. Das Land der Einheit, der unwandelbaren Einrichtungen, der Ursitz einer Philosophie, die sich mit Vorliebe dem Abstrakten zuwendet, das Land von Menschen, die in Glaubenslehre und Religionsbräuchen treu der Idee eines tauben, unerbittlichen, ungeheuren Schicksals anhängen — dies Land ist Asien; und dieser Glaube hat seinen Ausdruck gefunden in der gesellschaftlichen Einrichtung der Kaste. Dagegen ist der Genius Europas thatkräftig und schaffensfreudig;

seine Kultur widerstrebt dem Kastenwesen; seine Philosophie war eine lern- und lehrbare Wissenschaft; es ist ein Land der Künste, der Erfindungen, des Handels, der Freiheit. Wenn der Osten Unendlichkeit liebte, so hatte dagegen der Westen seine Freude daran, Grenzen zu schaffen.

Die europäische Zivilisation ist ein Triumph des Talents, der grundsätzlichen Anwendung der Theorie auf den Einzelfall, des geschärften Verstandes, der anpassenden Geschicklichkeit, der Freude an Formen, an Gestaltungen, an greifbaren Ergebnissen. So hatten Perikles, Athen, Griechenland geschaffen — hatten geschaffen mit der Lust eines Genies, das noch nicht von der Ahnung eines durch Übertreibung vielleicht anzurichtenden Schadens angekältet worden ist. Sie ahnten noch keine Nationalökonomie, keinen Malthus mit seinen Unkenrufen, kein Paris oder London, keine erbarmungslose Sonderung der Klassen — das Elend der Nadelmacher, das Elend der Weber, der Zeugmacher, Strumpfwirker, Wollkämmer, Spinner, Kohlengräber; kein Irland; kein indisches Kastenwesen, das durch Europas Bemühungen, es abzuschaffen, neu erstarkt ist. Das Wissen stand in der Jugendblüte seiner Kraft. Die Kunst war glänzend neu. Sie schnitten den Pentelischen Marmor wie wenn er Schnee gewesen wäre, und ihre vollendeten Werke in Baukunst und Bildhauerei machten den Eindruck des Selbstverständlichen, schienen nicht schwieriger zu sein als der Bau eines neuen Schiffes auf den Werften von Medfort, oder die Einrichtung einer neuen Fabrik in Lowell. Aber alle diese Dinge sind unterwegs und wir können sie schon als gesichert annehmen. Die römische Legion, die byzantiner Gesetzsammlung, Englands Handel, die Salons von Versailles, die Pariser Kaffeehäuser, Dampfmühle, Dampfboot, Dampfwagen — sie tauchen schon in der Perspektive auf,

ebenso wie Wahlversammlungen, Wahlurnen, Zeitungen und billige Bücher.

Unterdessen sog Plato in Ägypten und auf seinen Pilgerfahrten im Osten die Idee der einen Gottheit ein, in der alle Dinge enthalten sind. Die Einheit Asiens und Europas Zersplitterung in Einzelheiten; die Unendlichkeit der asiatischen Seele und das scharf unterscheidende, zielbewußte, maschinenbauende, oberflächliche, opernbesuchende Europa — Plato erschien, sie zu vereinigen und durch die Berührung die wirksame Kraft beider Teile zu erhöhen. Das Beste von Europa und von Asien ist in seinem Hirn. In Metaphysik und Naturphilosophie gab sich Europas Geist kund; er gab ihnen Asiens Religion als Grundlage.

Kurz, ein Geist war erstanden, der mit sich selbst im Gleichgewicht war, und dieser erkannte die beiden Elemente. Es ist eben so leicht groß zu sein wie klein zu sein. Wenn wir bewunderungswürdige Geister nicht sofort in ihrem vollen Wert erkennen, so liegt das daran, daß sie uns nicht vertraut sind. Im täglichen Leben sind sie so selten, daß sie uns unglaublich sind; es herrscht jedoch ursprünglich kein Vorurteil gegen sie, sondern im Gegenteil, man wartet mit stärkster Zuversicht auf ihr Erscheinen. Aber mögen nun himmlische Stimmen gehört worden sein oder nicht; mag sein Vater oder seine Mutter geträumt haben, der Neugeborene sei ein Sohn Apollos; mag ein Bienenschwarm sich auf seine Lippen gesetzt haben oder nicht — ein Mann war geboren, der beide Seiten einer Frage wahrnehmen konnte! Die wundervolle Synthesis, die wir in der Natur so oft finden, die obere und untere Seite der Jupitermedaille, die Vereinigung von Unmöglichkeiten, die an jedem Gegenstand von neuem sich uns zeigt; seine reale und ideale Bedeutung — war jetzt

ganz und gar auch in das Bewußtsein eines Menschen eingegangen.

Gekommen war der Geist, der im Gleichgewicht war! Wenn er die abstrakte Wahrheit liebte, so rettete er doch sein Selbst, indem er die volkstümlichste aller Lehren betonte: das An-sich-Gute, das über die Herrscher herrscht und die Richter richtet. Wenn er auf dem Gebiet des Übersinnlichen Unterscheidungen aufstellte, so schützte er sich, indem er seine Bilder Verhältnissen entnahm, von denen die Redner und politisierenden Schwätzer nur voll Verachtung schwiegen: er aber spricht von Gäulen und Ködern, von Eimern und Suppenlöffeln, von Köchen und Straßenhausierern, von den Buden der Töpfer, Viehdoktoren, Metzger und Fischhändler. Er läßt sich keine Parteilichkeit durchgehen, sondern läßt mit festem Betracht die beiden Pole eines Gedankens in seiner Darstellung zur Geltung kommen. Seine Begründung und der Schluß, den er daraus zieht, sind in vollkommenem Gleichgewicht, sozusagen rund wie eine Kugel. Beide Pole zeigen sich; ja, und sie werden gleichsam zu zwei Händen, die was ihnen zukommt, erfassen und sich aneignen.

Jeder große Künstler war groß durch Aneignungsfähigkeit. Unsere Stärke liegt in den Übergängen, im Wechseln; sie ist, ich möchte sagen, gleich einem zweidrähtigen Faden. Die Meeresküste: See, die vom Land aus gesehen wird, Land, das wir von der See aus sehen; die Probe zweier Metalle, die miteinander in Berührung stehen; unsere höher erregte Stimmung bei der Ankunft oder Abreise eines Freundes; poetische Schöpferkraft: sie wird nicht dadurch hervorgerufen, daß wir zu Hause sitzen bleiben oder daß wir herumreisen, sondern durch das Übergehen vom einen Zustand zum anderen; darum müssen wir denn auch hierbei geschickt zu Werke gehen,

um soviele Übergangspunkte zu erhalten wie nur möglich; in dieser Beherrschung zweier Elemente liegt die Erklärung für den machtvollen Reiz, den Plato ausübt. Die Kunst drückt das Eine und Gleiche durch das Verschiedenartige aus. Der Denker sucht die Einheit in der Einheit zu erkennen, der Dichter sucht sie in der Mannigfaltigkeit zu zeigen, d. h. stets an einem Gegenstand oder Sinnbild. Plato hat an seiner Seite die beiden Gefäße, das eine mit Äther, das andere mit Farbstoff gefüllt und benutzt stets beide. Bloße aneinandergereihte Thatsachen, wie z. B. Statistik oder Verfassungsgeschichte, sind nur trockene Verzeichnisse. Dieselben Thatsachen, in lebendiger Rede als Beispiele gebraucht, sind von unerschöpflichem Reiz. Plato zeigt uns in unaufhörlichem Wechsel bald die Avers-, bald die Reversseite der Jupitermedaille.

Um ein Beispiel anzuführen: Die Naturphilosophen hatten jeder seine Theorie von der Welt entworfen; die Theorie der Atome, des Feuers, des beständigen Flusses, des Geistes. Diese Theorien fallen ihrem Wesen nach teils in das Gebiet der Mechanik, teils in das der Chemie. Plato, ein Meister der Mathematik, ein eifriger Beobachter aller Naturgesetze und Ursachen, fühlt, daß diese Systeme nur auf zweite Ursachen zurückgehen und daher keine Theorien der Weltschöpfung, sondern nur Verzeichnisse und Aufzählungen sein können. Daher setzt er vor das Studium der Natur den Lehrsatz: „Laßt uns den Grund erklären, der den Höchsten bewog, das Weltall zu schaffen und zusammenzusetzen. Er war gut; und wer gut ist, der kennt keinen Neid. Da er neidlos ist, so wünschte er, daß alle Dinge so viel wie möglich ihm selber gleich sein sollten. Wer die Lehren weiser Männer gehört hat und dies als die erste Ursache der Erschaffung der Welt erkennt, der wird die Wahrheit haben." — „Alles ist um

des Guten willen da und dies ist der Grund alles Schönen." Diese Lehre belebt seine ganze Philosophie und giebt ihr etwas Persönliches.

Die Synthesis, die seinen Geist kennzeichnet, offenbart sich in allen seinen Gaben. An einem weitumfassenden Geist finden wir gewöhnlich Vorzüge, die sich in dem lebenden Menschen leicht miteinander vertragen, bei der Aufzählung aber uns unvereinbar erscheinen. Platos Geist läßt sich nicht in einen chinesischen Katalog fassen, er läßt sich nur durch einen ursprünglichen Geist in der Bethätigung seiner ursprünglichen Kraft erkennen. In ihm trifft das freieste Sichgehenlassen zusammen mit der Genauigkeit eines Geometers. Je kühner seine Phantasie schweift, desto kräftiger erpackt er die Thatsachen; so haben die Vögel, die am höchsten fliegen, die stärksten Flügelknochen. Sein patrizischer Schliff, durch und durch elegant, mit dem Zusatz einer Ironie, die so scharf ist, daß ihr Stich lähmt, dies alles vereinigt sich mit der kräftigsten Gesundheit und Stärke. Der alte Satz hat recht: „Wenn Zeus auf die Erde herabstiege, er würde sprechen wie Plato."

Mit diesen Manieren eines großen Herrn verbindet sich in allen seinen Werken, und in einigen derselben geradezu als Selbstzweck, ein gewisser Ernst, der sich in der „Republik" und im „Phädon" zu Frömmigkeit erhebt. Man hat ihn beschuldigt, zur Zeit als Sokrates starb, Krankheit geheuchelt zu haben. Aber die Anekdoten, die aus jenen Tagen bis auf uns gekommen sind, bezeugen, wie männlich er vor dem Volk für seinen Meister eintrat, denn es ist uns ja das wilde Geschrei überliefert, womit die Volksversammlung Plato antwortete. Auch spricht aus der in mancher seiner Schriften von ihm bekundeten Verabscheuung der Volksherrschaft eine

persönliche Erbitterung. Er besitzt Rechtschaffenheit, natürliche Ehrfurcht vor Gerechtigkeit und Ehre, und eine Menschlichkeit, die ihn gegen die abergläubischen Vorstellungen des Volkes empfindlich machen. Außerdem glaubt er, daß die Gabe der Dichtung, der Weissagung und überhaupt jede hohe Geisteskraft von einer Weisheit herstammen, deren der Mensch nicht Meister ist, daß die Götter niemals philosophieren, sondern daß eine Art himmlischer Verzückung diese Wunder vollbringt. Auf solchen Flügelrossen durchschweift er in Dämmerung gehüllte Gegenden, besucht Welten, zu denen Fleisch und Bein keinen Zutritt hat; er sah die Seelen in ihren Qualen, er hörte das Urteil des Richters, er sieht die strafende Seelenwanderung, die Schicksalsgöttinnen mit Spinnrocken und Schere und er hört das betäubende Summen ihrer Spindel.

Aber niemals ließ ihn seine Besonnenheit im Stich. Man möchte meinen, er habe die Inschrift auf dem Thor von Busyrane gelesen: „Sei kühn!" Und auf dem zweiten Thor: „Sei kühn, sei kühn, und immerdar sei kühn!" Vor dem dritten Thor aber habe er bedächtig innegehalten, über welchem die Worte geschrieben standen: „Sei nicht zu kühn!" Seine Kraft ist gleich dem Bewegungstrieb eines fallenden Planeten, seine Selbstsicherheit aber gleich dessen Rücklauf in einer richtigen und vollkommenen Kurve — so ausgezeichnet ist seine hellenische Liebe zur Beschränkung, seine Gewandheit im Definieren. Beim Nachschlagen in der Logarithmentafel geht man nicht sicherer, als wenn man Plato auf seinen Gedankenflügen begleitet. Nichts kann kälter sein als sein Haupt, wenn die Blitze seiner Phantasie am Himmel aufzucken. Er ist mit seinen Gedanken fertig gewesen, ehe er sie dem Leser vorlegt und er überrascht durch die Fülle unvermuteter meisterhafter litterarischer Wendungen. Sein reiches Arsenal

liefert ihm in jedem Augenblick gerade die Waffe die er braucht. Der Reiche trägt nicht mehr Kleider, spannt nicht mehr Pferde vor, sitzt in nicht mehr Zimmern als der Arme, aber er hat gerade das Kleid, das Gespann oder das Instrument, das dem Bedürfnis der Stunde entspricht; so braucht sich der reiche Plato niemals einzuschränken, sondern hat stets das rechte Wort zur rechten Zeit. Es giebt thatsächlich in der Rüstkammer des Geistes keine Waffe, die er nicht besitzt und zu führen weiß: er verfügt über alle Mittel der Epik, der Analysis, des hohen Schwunges, der Intuition, der Musik, der Satire und Ironie, bis herab zu der landläufigen Ausdrucksweise und den Phrasen der Höflichkeit. In seinen erläuternden Bildern ist er Dichter, seine Scherze sind erläuternde Bilder. In Sokrates' Bekenntnis, er übe in seiner Philosophie eine Art Hebammenkunst, liegt eine beachtenswerte Wahrheit; und wenn Plato im „Gorgias" für die Rhetorik die Vergleiche „Kochkunst" und „Schmeichelkunst" findet, so leistet er damit noch uns einen beträchlichen Dienst. Kein Redner kann es an Wirksamkeit mit dem aufnehmen, der gute Spitznamen zu geben versteht.

Und dann seine weise Mäßigung, seine Kunst, mit einer halben Andeutung etwas auszudrücken, den Donner seiner Reden mitten im tobenden Rollen plötzlich schweigen zu lassen! Gutmütig hat er dem Höfling und dem Bürger alles an die Hand gegeben, was sich gegen die Schulen sagen läßt: „Denn Philosophie ist eine schöne Sache, wenn man sie mit Maßen betreibt; aber wenn einer sich mehr mit ihr abgiebt, als sich gehört, so verdirbt sie den Mann." Er konnte wohl edelmütig sein — er, der wie eine Sonne im Mittelpunkt des Denkens sich befand, ein unbegrenztes Gesichtsfeld und einen wolkenlosen Glauben hatte. Und wie seine Beobachtungs-

gabe war auch seine Ausdrucksweise; er spielt mit dem Zweifel und dreht und wendet ihn nach allen Seiten; er ergeht sich in bunten Bildern und Haarspaltereien, und unversehens, so ganz nebenbei, kommt ein Satz, der Land und Meer in Bewegung setzt. Sein wundervoller Ernst kommt nicht nur ab und zu, in dem scharfen Ja und Nein seines Dialogs, zum Vorschein, sondern bricht in ganzen Lichtbündeln hervor. „So bin ich denn, o Kallikles, von diesen Ausführungen überzeugt und erwäge nunmehr, wie ich mit einer gesunden Seele vor den Richter treten kann. Die Ehren, auf die die meisten Menschen Wert legen, achte ich für nichts, ich sehe nur auf die Wahrheit und werde mich bemühen, so tugendhaft zu leben und, wenn mein letztes Stündlein kommt, zu sterben, wie ich kann. Und ich erhebe meine Stimme, so laut ich kann, und fordere alle anderen Menschen auf, mir's nachzuthun. Und auch dich lade ich zu diesem Wettstreit ein und du magst mir glauben: kein anderer Wettstreit kommt diesem gleich!"

Groß ist er auch als typischer Mensch; er ist nicht nur der feinste Denker, sondern auch in seinen Fähigkeiten so ebenmäßig ausgeglichen, daß Andere in ihm ihre Träume und Ahnungen verwertet und zur Geltung gebracht sehen. Ein großer gesunder Menschenverstand giebt ihm Anrecht und Fähigkeit, der Dolmetscher der Welt zu sein. Er hat Vernunft, die ja alle Denker und Dichter haben, aber ihm eignet auch, was sie nicht haben: jener starke erklärende Sinn, der seine poetischen Gebilde mit den Erscheinungen der Welt in Einklang zu bringen und vom Straßentreiben der Städte eine Brücke nach der Wunderinsel Atlantis zu schlagen weiß. Niemals überspringt er Stufen; selbst wenn seine Gedanken von der einen Seite den malerischen Anblick eines jähen Abgrundes bieten, so

führt doch auf einer anderen Seite von der Thalsohle aus ein allmählich aufsteigender Weg zu ihnen hinauf. Niemals schreibt er in Ekstase, niemals versucht er uns in poetischem Taumel mit sich fortzureißen.

Plato erfaßte die Hauptthatsachen. Wohl konnte er sich auf die Erde niederwerfen, seine Augen bedecken und anbeten, was nicht mit Zahl und Maß zu bezeichnen ist, was man nicht nennen und nicht erkennen kann; das, wovon Alles behauptet und Alles geleugnet werden kann, das, „was Sein oder Nichtsein ist." Er nannte es „überwesentlich". Er war sogar — wie ein Parmenides — bereit zu beweisen, daß dies so sei, daß dieses Wesen jenseits der Grenzen menschlichen Verstehens sei. Kein Mensch hat unumwundener das „Unaussprechliche" anerkannt. Aber nachdem er so, gleichsam im Namen des Menschengeschlechts, sich vor dem Unendlichen gebeugt, dann richtete er sich auf und versicherte, ebenfalls im Namen des Menschengeschlechts: „Und doch giebt es Erkenntnis!" Das will besagen: das Asien in seinem Geist bekam zuerst sein volles Recht, der Ozean von Liebe und Kraft, die mehr sind als Form, Wille, Wissen — das Selbe, das Gute, das Eine. Dann aber, erfrischt und neu gestärkt durch diese Verehrung, erwacht in ihm wieder der Instinkt Europas, das Streben nach Kultur, und so ruft er: „Und doch giebt es Erkenntnis! Erkenntnis der Dinge, ist möglich, weil sie von Einem ausgehen und deshalb in Verbindung stehen. Es giebt eine Stufenleiter der Dinge und die Wechselbeziehung zwischen Himmel und Erde, zwischen Stoff und Seele, zwischen Teil und Ganzem, sie ist unser Führer. Wie es eine Wissenschaft der Sterne giebt, die wir Astronomie nennen; eine Wissenschaft der Quantitäten, die Mathematik; eine Wissenschaft der Qualitäten, die Chemie:

so giebt es eine Wissenschaft von den Wissenschaften — ich nenne sie Dialektik — und diese Wissenschaft ist der Intellekt, der das Wahre vom Falschen scheidet. Sie beruht auf der Beobachtung von Wesensgleichheit und Verschiedenheit; denn Urteilen heißt: mit einem Gegenstande den Begriff verbinden, der zu ihm gehört. Die Wissenschaften, sogar die edelsten — Mathematik und Astronomie — gleichen Jägern, die jede Beute erlegen, selbst wenn sie nichts damit anzufangen wissen. Dialektik muß erst die Wissenschaft lehren, von ihren Kräften Gebrauch zu machen. „Sie ist von solcher Bedeutung, daß kein verständiger Mann ein Studium als Selbstzweck betreiben wird, sondern nur in der Absicht, in der einzigen und alleinigen Wissenschaft, die Alles umfaßt, vorwärtszukommen."

„Das Wesen oder die Eigentümlichkeit des Menschen besteht darin, ein Ganzes zu erfassen; ‚ein Ganzes' aber ist das, was in der Verschiedenheit der Empfindungen sich als eine vernünftige Einheit begreifen läßt." „Die Seele, die niemals die Wahrheit erkannt hat, vermag nicht in menschliche Gestalt überzugehen." Ich verkünde den Menschen den Intellekt. Ich verkünde ihnen die Wohlthat, ganz und gar von dem Geiste durchdrungen zu werden, der die Natur schuf; denn eine Wohlthat ist es, daß der Geist die Natur versteht, die er schuf und noch immer schafft. Natur ist gut, aber Intellekt ist besser; so steht ja auch der Gesetzgeber über dem Gesetzempfänger. Ich künde euch Freude, o Menschenkinder: Wahrheit ist durch und durch gesund und wir dürfen hoffen, zu dem Urgrund aller Dinge zu gelangen! Das ist des Menschen Elend, daß ihm der Anblick des Wesens versperrt, daß er mit Mutmaßungen vollgepfropft wird. Aber das höchste Gut ist Wirklichkeit, die höchste Schönheit ist Wirklich-

keit, und alle Tugend und alle Glückseligkeit hängen ab von dieser Wissenschaft des Wirklichen. Denn Mut ist nichts anderes als Wissen; kein schöneres Glück kann einem Menschen beschieden sein, als daß ihn sein Dämon zu dem leitet, was wirklich sein eigen ist. Dies ist auch das Wesen der Gerechtigkeit: daß ein Jeder für das Seine sorge, ja der Begriff der Tugend läßt sich überhaupt nicht fassen, als durch das unmittelbare Anschauen des göttlichen Wesens. Also Mut! Denn „die Überzeugung, daß wir das Ungekannte suchen müssen, wird uns unvergleichlich viel besser, tapferer, fleißiger machen, als wenn wir die Entdeckung des Unbekannten für unmöglich halten und deshalb als zwecklos aufgeben." Seine leidenschaftliche Vorliebe für die Wirklichkeit stellt ihn auf den allerhöchsten Standpunkt, den es giebt: er erkennt der Philosophie nur insofern einen Wert zu, als sie uns den Genuß gewährt, mit dem wirklichen Wesen der Dinge uns zu beschäftigen.

So, von Europas Geist durchdrungen, sprach er das Wort: „Kultur!" Er sah die Einrichtungen Spartas und erkannte mit fröhlicherem Blick — möchte ich sagen — als irgend jemand nach ihm, die Hoffnung, die wir auf Erziehung setzen dürfen. Er hatte seine innige Freude an jeder Leistung, an jedem anmutigen, nützlichen, aufrichtigen Thun; und vor allem am Glanz des Geistes und an geistigem Vollbringen. „Der ganze Wert des Lebens, o Sokrates", so sprach Glaukon, „besteht für den Weisen darin, möglichst viele solche Gespräche wie diese zu hören." Wie hoch stellt er die Bekundungen des Talents, die gewaltigen Persönlichkeiten eines Perikles, Isokrates, Parmenides! Wie stellt er am allerhöchsten das Talent selbst! In seiner schönen Art Alles zu personifizieren, nannte er die verschiedenen Fähigkeiten Gottheiten. Welchen

Wert mißt er in seinem Erziehungssystem der Kunst der Gymnastik bei, ferner der Geometrie, der Musik, der Astronomie, deren beruhigende genesungbringende Kräfte er rühmt! Im „Timäos" sagt er uns, welch höchsten Gebrauch wir von unseren Augen machen können:

„Gott erfand den Sinn des Gesichts und begabte uns damit, auf daß wir die Kreise der Intelligenz am Himmel betrachten und damit zum Gebrauch unserer eigenen Vernunft gelangen möchten, die ebenfalls ihre Kreise hat. Zwar sind diese unvollkommen im Vergleich mit jenen anderen völlig ebenmäßigen, aber sie hängen doch mit ihren Bahnen zusammen. Haben wir dies gelernt, so können wir, da uns von Natur die Fähigkeit zu eigen ist, richtige Schlüsse zu ziehen, auf Umwegen und durch Irrtümer zum rechten Ziel gelangen, indem wir uns nach den ewig gleichen Bahnen der Gottheit richten." Und in der Republik sagte er: „Durch jede dieser Wissenschaften wird ein gewisses Organ unserer Seele gereinigt und neubelebt, nachdem es durch Studien anderer Art blind geworden und begraben war; ein Organ, das wir sorgsamer in Acht nehmen müssen als zehntausend Augen, denn die Wahrheit läßt sich nur durch dieses Organ allein erkennen."

Er sagte: „Kultur!" Aber er verkannte ihre Grundlage nicht, sondern gab den allerersten Rang den angeborenen Vorzügen. Seine patrizischen Neigungen ließen ihn Wert legen auf die Unterschiede der Geburt. In der Lehre vom organischen Charakter und von der Veranlagung liegt der Ursprung der Kasten: „In den Stoff der zum Herrschen Berufenen mischte die bildende Gottheit Gold; in den Stoff der Krieger: Silber; in den der Ackerleute und Handwerker: Eisen und Bronze." In diesem Glauben spricht sich der Osten

aus, wie er zu allen Zeiten war! Der Koran sagt über dieses Kastenwesen ganz deutlich: „Die Menschen haben ihr Metall, z. B. Gold und Silber. Die unter euch, die im Stande der Unwissenheit sich würdig erzeigten, werden auch im Stande des Glaubens Würdige sein, sobald ihr euch zu diesem bekennt.“ Plato war nicht weniger bestimmt: „Von den fünf Arten von Dingen lassen nur vier sich der Allgemeinheit der Menschen lehren.“ In der Republik betont er nachdrücklich die Temperamente der Jugend als das Allererste.

Ein noch glücklicheres Beispiel, welchen Wert er auf die Natur legt, steht in dem Gespräch mit dem jungen Theages, der von Sokrates Unterricht zu empfangen wünschte. „Sokrates erklärte: wenn einige durch den Umgang mit ihm weise geworden seien, so gebühre ihm kein Dank dafür, denn nicht durch ihn, sondern einfach während sie bei ihm gewesen, seien sie weise geworden; wie das zugehe, wisse er selber nicht.“ „Bei manchen trifft gerade das Gegenteil ein, und denen, die mein Dämon nicht haben will, nützt meine Gesellschaft gar nichts, sodaß es mir unmöglich ist, mit ihnen zu verkehren. Andererseits giebt es jedoch auch manche, mit denen mein Dämon mich wohl sprechen läßt, obgleich sie von dem Umgang mit mir nicht den geringsten Nutzen haben. So, mein Theages, steht es um den Verkehr mit mir: wenn es der Gottheit gefällt, wirst du große und schnelle Fortschritte machen; andernfalls aber nicht. Nun überlege dir, ob es nicht sicherer für dich wäre, bei einem von denen Unterricht zu nehmen, die es in ihrer Macht haben, ihr Wissen anderen mitzuteilen, als daß du dich an mich wendest, von dem du etwas lernen wirst oder auch nicht — ganz wie's trifft.“ Er hätte das auch so ausdrücken können: „Ich habe kein System. Ich kann nicht dafür einstehen, was aus dir

wird. Du wirst, was du werden mußt. Wenn uns Sympathie zu einander zieht, wird unser Verkehr unsagbar köstlich und nutzbringend sein; wenn nicht, so wirst du deine Zeit verloren haben und wirst mir nur zur Last sein. Ich werde dir dumm vorkommen, mein Ruhm falsch. Ganz weit außerhalb unserer Persönlichkeiten, jenseits von deinem oder von meinem Willen, liegt diese geheime Anziehungs- oder Abstoßungskraft. Alles Gute in mir ist magnetisch und ich erziehe nicht durch Unterrichtsstunden, sondern indem ich meinen Geschäften nachgehe."

Er sagte: „Kultur!" Er sagte: „Natur!" Und er vergaß nicht hinzuzusetzen: „Dann ist auch noch das Göttliche da!" Jeder Gedanke, den ein Mensch denken kann, ist flugs bestrebt, sich in eine Kraft umzuwandeln und schafft sich zu diesem Zweck einen Riesenapparat von Hülfsmitteln. Plato, der die Schranken liebte, liebte zugleich das Unbeschränkte. Er sah, wie gerade das Wahre, gerade das Gute groß und edel machte, und versuchte gleichsam im Auftrage des Menschengeistes, dem Wahren und Guten eine würdige Huldigung darzubringen — eine Huldigung, wie die unendliche Seele sie beanspruchen konnte und wie zugleich der Intellekt sie, unbeschadet seiner Würde, erzeigen durfte. In diesem Sinne sagte er: „Unsere Fähigkeiten erstrecken sich hinaus in die Unendlichkeit und kehren von dort zu uns zurück. Unsere Definition führt uns nur ein kleines Stück Weges, dann kommt aber eine Thatsache, die sich nicht überspringen läßt, vor der unsere Augen zu verschließen Selbstmord wäre. Alle Dinge liegen auf einer Stufenleiter; wir mögen beginnen, wo wir wollen, sie steigen und steigen immer zu. Alle Dinge sind symbolisch, und was wir Ergebnisse nennen, sind nur Anfänge."

Ein Schlüssel zu Platos Methode und Vollständigkeit ist seine zweimal halbierte Linie. Nachdem er die Beziehungen zwischen dem absoluten Guten und Wahren und die Formen der wahrnehmbaren Welt erläutert hat, fährt er fort: „Zerlege eine Linie in zwei ungleiche Teile. Teile wiederum jeden dieser Teile — von denen der eine die unsichtbare, der andere die mit dem Verstande erkennbare Welt darstellen soll — so erhältst du je zwei neue Abschnitte, die den hellen und den dunklen Teil dieser Welten darstellen. Von den beiden Abschnitten des Teils der sichtbaren Welt enthält nun der eine Bilder: Schatten- sowohl wie Spiegelbilder, der andere Teil aber die Gegenstände dieser Bilder: Pflanzen, Tiere, und die Werke von Kunst und Natur. Dann teile in gleicher Weise den Abschnitt der mit dem Verstande erkennbaren Welt: in den einen Teil werden fallen die Meinungen und Mutmaßungen, in den anderen die Wahrheiten." Diesen vier Abschnitten entsprechen die vier Thätigkeiten des Geistes: Vermutung, Glaube, Verstand, Vernunft. Wie jede Pfütze das Bild der Sonne widerspiegelt, so stellt jeder Gedanke und jedes Ding uns ein Bild und eine Schöpfung des höchsten Guten wieder her. Das Weltall ist von Millionen von Kanälen für seine Wirksamkeit durchzogen. Alles steigt und steigt.

Diese Aufwärtsbewegung ist allen seinen Gedanken eigen. So lehrt er im Phädros: „Schönheit ist das lieblichste aller Dinge; sie stimmt zur Freude und ergießt über das ganze Weltall Begehren und Vertrauen, wo immer sie sich zeigt. Und sie zeigt sich gewissermaßen überall. Aber es giebt noch ein Anderes, das an Schönheit die Schönheit in demselben Maße übertrifft, wie die Schönheit das Chaos: das ist die Weisheit. Diese kann zwar unser sonst so wundervolles Seh-

organ nicht wahrnehmen, aber könnte sie wahrgenommen werden, so würde ihre untadelige Vollendung uns zum Entzücken bringen." Dieselbe hohe Meinung hat er von der Weisheit als der Quelle aller Vortrefflichkeit in den Werken der Kunst: „Wenn ein Künstler bei der Verfertigung eines Werkes auf das sieht, was in alle Ewigkeit da sein wird, da es dem Ewig-Gleichen entspricht, wenn er nach einem Vorbild dieser Art schafft und seine Idee mit aller Kraft in seinem Werk zum Ausdruck bringt, so muß notwendiger Weise dieses Werk schön werden. Aber wenn er nur das schaut, was geboren wird und stirbt, so wird sein Werk weit hinter der Schönheit zurückbleiben."

Diese seine Meinung finden wir überall; im Gastmahl spricht er im selben Geiste einen Gedanken aus, den die Dichter und Prediger der ganzen Welt sich zu eigen gemacht haben: daß die Liebe der Geschlechter etwas Unvollkommenes sei, gewissermaßen nur ein Symbol für die leidenschaftliche Liebe, womit die Seele den unendlichen See von Schönheit sucht und damit ihre Existenzaufgabe erfüllt. Diesen Glauben an die Gottheit läßt er niemals außer Acht, über diese Grenze gehen seine Glaubenssätze niemals hinaus. Menschen können keine Weisheit lehren — dies kann nur Gott. Im selben Sinn versichert er beharrlich, Tugend lasse sich nicht lehren; sie sei keine Wissenschaft, sondern eine Erleuchtung; die höchsten Güter werden in einer Art von Wahnsinn für uns geschaffen und als göttliche Gabe uns überwiesen.

Dies bringt mich auf die Gestalt, die er als Mittelpunkt in seine Akademie hineingestellt, als das Organ, durch das jede wohlerwogene Meinung mitgeteilt werden soll. Auch die Lebensgeschichte dieses Mannes hat er so bearbeitet, daß die historischen Thatsachen in der Beleuchtung von Platos

Geist verschwimmen. Sokrates und Plato sind der Doppelstern, der auch mit dem schärfsten Fernrohr sich nicht in seinen beiden Einzelheiten erkennen läßt. Auch Sokrates wieder ist in den Äußerungen seines genialen Geistes das beste Beispiel für die Synthese, worauf Platos außerordentliche Größe beruht. Sokrates ist ein Mann von niedriger aber recht ehrenwerter Herkunft; sein Lebensgang ist von der allergewöhnlichsten Art, persönlich ist er von einer so auffälligen Hausbackenheit, daß andere Leute gern ihre Witze darüber machen, worüber man sich um so weniger wundern kann, als seine plumpe Gutmütigkeit und seine eigene behagliche Vorliebe für einen derben Spaß — auf den er niemals die Antwort schuldig blieb — die Lachlust geradezu herausforderten. Die Schauspieler karikierten ihn auf der Bühne; die Töpfer bildeten sein häßliches Gesicht auf ihren irdenen Krügen ab. Er war ein kaltblütiger Geselle, der nicht nur Humor, sondern obendrein eine unerschütterliche Selbstbeherrschung besaß und seine Leute, hoch oder niedrig, ganz genau kannte; seine Gesprächspartner waren daher ihrer Niederlage in der Debatte von vornherein sicher — und am Debattieren fand er ein ganz unbändiges Vergnügen. Die jungen Leute sind geradezu vernarrt in ihn und laden ihn zu ihren Kneipereien ein. Er geht hin, um zu debattieren — aber er kann auch zechen! Er ist der trunkfesteste Mann in ganz Athen, trinkt die ganze Gesellschaft unter den Tisch. Dann geht er weg, wie wenn gar nichts passiert wäre, und fängt mit irgend einem Anderen, Nüchternen, neue Gespräche an. Mit einem Wort, er war, was der Volksmund „'nen ollen Tüchtigen" nennt.

In seinen Neigungen war er ein echter Großstädter; er liebte Athen über alle Maßen, konnte keine Bäume leiden,

ging freiwillig niemals aus der Stadt heraus,* kannte alle alten Orginale, amüsierte sich über Dröhnbartel und langweilige Philister, und war im Grunde seines Herzens überzeugt, in Athen sei Alles ein bißchen besser als anderwärts. In Kleidung und Sprache war er einfach wie ein Quäker, gebrauchte gern vulgäre Ausdrücke, sprach von Hähnchen und Schnepfen, von Suppentöpfen und Sykomorenlöffeln, von Reitknechten und Hufschmieden und noch anderen ehrenwerten Leuten, die ganz unnennbare Gewerbe betreiben. Das machte ihm besonderen Spaß, wenn er mit überzimperlichen Leuten sprach. In seiner Lebensweisheit erinnert er an Franklin. So bewies er mal einem, der die Fußwanderung nach Olympia als zu weit scheute, sie sei nicht weiter als sein tagtägliches Herumlaufen in der Stadt, wenn er Alles zusammenrechne.

Er war ein richtiger guter alter Onkel, mit seinen großen Ohren, mit seinem unaufhaltsamen Redefluß. Aber dabei erzählte man sich, im böotischen Feldzug habe er bei einer Gelegenheit oder gar bei mehreren eine große Entschlossenheit an den Tag gelegt und dadurch den Rückzug des Heeres gesichert; und in der Ratsversammlung, in die er eines Tages zufällig hineingeraten sei, habe er unter dem Deckmantel der Narrheit voller Mut seine Stimme gegen die beim Volk beliebte Meinung erhoben, was ihm beinahe sehr schlecht bekommen wäre. Er war sehr arm; aber er ist ja auch abgehärtet wie ein Soldat und kann von ein paar Oliven leben; seine gewöhnliche Kost ist buchstäblich Wasser und Brot; nur wenn er von seinen Freunden eingeladen ist, lebt er besser. Seine Ausgaben für den Lebensunterhalt sind unglaublich klein; kein Anderer könnte so leben, wie er es thut. Er trug kein Unterkleid; sein Oberkleid war Sommers

und Winters dasselbe, auch ging er barfuß. Um sich sein Lieblingsvergnügen zu verschaffen, nämlich mit den elegantesten und feinstgebildeten jungen Leuten debattieren zu können, soll er ab und zu in seine Werkstatt gegangen sein und schlecht und recht ein paar Statuen gemeißelt haben, gangbare Marktware. Dies mag wahr sein oder nicht, soviel ist gewiß, daß schließlich das Debattieren seine einzige und höchste Lust geworden war. Unter dem heuchlerischen Vorwand, er wisse gar nichts, macht er sich an alle Schönredner und Schöngeister der Stadt heran und setzt ihnen zu, bis sie nicht mehr ein noch aus wissen, Einheimische sowohl wie Fremde aus Kleinasien und von den Inseln. Niemand kann sich weigern, mit ihm sich zu unterhalten; er ist ja so eine ehrliche Haut, so aufrichtig wißbegierig. Er läßt sich ja so gern berichtigen, wenn er nicht die Wahrheit gesagt hat, und er berichtigt ja so gern Andere, die etwas Falsches vorgebracht haben; und das eine wie das andere macht ihm gleich viel Vergnügen; denn er ist der Meinung, Schlimmeres könne dem Menschen nicht passieren, als über Recht und Unrecht falsche Vorstellungen zu hegen. Ein unbarmherziger Debattierer, der nichts wußte, aber von einer siegreichen Intelligenz, die bis dahin kein Mensch auch nur annähernd erreicht hatte, von einem unerschütterlichen Gleichmut, von einer fürchterlichen, anscheinend gemütlichen und spaßhaften Logik, so sorglos und unwissend, daß er die Vorsichtigsten entwaffnet und sie auf die allerlustigste Art in schreckliche Zweifel und Verwirrungen bringt. Aber er selbst wußte stets einen Ausweg — nur sagte er ihn nicht. Vor ihm giebt's kein Entrinnen; man gerät in Dilemmas, in denen man nur die Wahl zwischen schrecklichen Möglichkeiten vor sich sieht; mit den hochberühmten Hippiassen und Gorgiassen springt er um wie ein Junge, der Fangball

spielt. Dieser tyrannische Mann der Wirklichkeit! — Meno hat mindestens tausendmal in allen möglichen Kreisen über Tugend gesprochen, und zwar sehr gut, wie er selber meint, aber in diesem Augenblick kann er nicht einmal sagen, was Tugend überhaupt ist — so hat dieser Zitterrochen von einem Sokrates ihn behext.

Dieser hartköpfige Humorist, an dessen sonderbaren Einfällen und komischer Bonhommie die jungen Stutzer ihren Spaß hatten, dessen Witze und Schnacken jeden Tag überall erzählt werden, er erweist sich in der Folge von einer Rechtschaffenheit, die ebenso unbeugsam ist wie seine Logik; er muß entweder verrückt, oder, unter diesem Deckmantel, für seine Religion begeistert sein. Als er vor den Richtern beschuldigt wird, den Glauben des Volkes zu untergraben, da verkündet er die Unsterblichkeit der Seele, die Belohnung und Bestrafung im künftigen Leben. Er weigert sich zu widerrufen, wird durch eine Laune des souveränen Volkes zum Tode verurteilt und ins Gefängnis geschickt. Sokrates betrat das Gefängnis und nahm alle Schmach von dem Orte; solange er darin war, konnte es kein Gefängnis sein. Kriton bestach den Schließer, aber Sokrates wollte von krummen Wegen nichts wissen: „Mag kommen, was da will, nichts geht über Gerechtigkeit. So etwas höre ich wie Trommeln und Pfeifen; es macht mich taub gegen Alles, was ihr sagen könnt!“ Die Berichte über seinen Aufenthalt im Kerker, über die Gespräche, die dort geführt wurden, über das Trinken des Schierlingsbechers, sie gehören zu den kostbarsten Stellen im Buche der Weltgeschichte.

Der seltsame Zufall, der in dem einen häßlichen Körper den Possenreißer und den Märtyrer vereinigte, den bissigen Debattierer von Platz und Straße mit dem sanftesten Heiligen,

den bis dahin die Geschichte kannte — dieser Zufall mußte auf Platos Geist, der für solche Gegensätze so sehr empfänglich war, notgedrungen eine starke Wirkung üben, und die Gestalt des Sokrates mußte in den Vordergrund der Bühne treten, denn keiner eignete sich wie er zum Vermittler der geistigen Schätze, die Plato mitzuteilen hatte. Es war ein seltener Glücksumstand, daß der Aesop der Gasse und der Gelehrte im wallenden Talar sich trafen und, in ihrem Wesen sich gegenseitig ergänzend, einander unsterblich machten. Die seltsame Synthese in Sokrates' Charakter ging noch über Platos geistige Synthese hinaus. Zudem konnte er auf diese Weise unmittelbar und ohne Anstoß zu erregen, sich den Witz und das geistige Gewicht seines Meisters Sokrates, dem er zweifellos viel verdankt, zu nutze machen; und dieser hinwieder erhielt einen Hauptvorzug durch Platos vollendete Kunst.

Noch ein Wort über einen Mangel, der Plato anhaftet: Volkstümliche Wirkung ist ihm versagt, aber dies ist ein unvermeidlicher Fehler seiner Größe. Er geht auf geistige Wirkung aus und seine Ausdrucksweise ist daher gelehrt. Ob er zum Himmel emporschwebt oder in die Hölle hinabtaucht, ob er sich über die Gesetze des Staates ausläßt oder über die Leidenschaft der Liebe, die nagende Reue des Verbrechers, die Hoffnung der scheidenden Seele — er ist der Gelehrte und niemals etwas Anderes. Es ist fast das einzige, was man an Platos Verdiensten aussetzen kann, daß seinen Schriften — zweifellos infolge dieses Übergewichts, das in seinem Schaffen der Intellekt einnimmt — lebensstarke Eindringlichkeit abgeht, die den Weherufen der Propheten und den Predigten ungelehrter Araber und Juden zu eigen ist. Es klafft eine Lücke — und Kohäsion ist ohne Berührung nicht möglich.

Ich wüßte nicht, daß gegen diesen kritischen Vorwurf sich etwas Anderes einwenden ließe, als daß wir hier einer Thatsache der Natur gegenüberstehen: eine Eiche ist kein Orangenbaum. Die Eigenschaften des Zuckers hat nur der Zucker, die des Salzes hat nur das Salz.

Und dann: er hat kein System. Seine liebevollsten Verteidiger und Schüler stehen oft ratlos. Er versuchte eine Theorie des Weltalls zu geben und diese Theorie ist weder vollständig noch unwiderleglich. Der Eine glaubt, er wolle dies sagen, der Andre jenes; an der einen Stelle sagt er dies und an einer anderen gerade das Gegenteil davon. Man wirft ihm vor, es sei ihm nicht gelungen, den Übergang von Ideen zu Materie zu erklären. Hier ist die Welt, gesund wie eine Nuß, kein Restchen von Chaos ist geblieben, kein Unthätchen ist zu sehen, keine Spur von Hast, von Flickwerk, von pfuschendem Nachbessern. Aber die Theorie der Welt ist nichts als Lappen und Flicken.

Auch die längste Woge verliert sich schnell im Meer. Es wäre im Sinne Platos, wenn es einen Platonismus gäbe, einen bewußten, genauen Ausdruck für die Welt, aber genau müßte er sein. Die Welt, wie sie durch Platos Geist hindurchgegangen — nichts weniger. Jedes Atom soll die Platonische Färbung haben; jedes Atom, jede Beziehung, jede Eigenschaft die wir zuvor gekannt haben, sollen wir wieder erkennen und hier wiederfinden, aber jetzt geordnet — nicht mehr Natur, sondern Kunst. Und wir sollen fühlen, daß Alexander ja freilich mit Menschen und Rossen ein paar Länder unseres Planeten über den Haufen warf — aber dieser Mann hat Länder und Alles, woraus Länder bestehen, in sich aufgenommen: Elemente, ja den Planeten selbst, die Gesetze, die Planeten und Menschen regieren; aufgenommen hat er es in

sich, wie ein Mensch seinem Leibe Brot zuführt, das nun nicht mehr Brot bleibt, sondern Menschenleib wird: so ist dieser ganze gewaltige Mammut-Bissen Plato geworden! Er hat Verlagsrecht auf die ganze Welt erworben. Das ist der Ehrgeiz des Individualismus. Aber der Bissen war zu groß. Die Boa constrictor hat den besten Willen, ihn hinunterzuschlingen, aber sie geht dabei zu Grunde. Beim Versuch fällt sie zu Boden und beim Beißen erstickt sie: die gebissene Welt hält das beißende Maul an den eigenen Zähnen fest. Daran stirbt die Schlange; die unbesiegte Natur aber lebt weiter und vergißt sie. So geht es allen — so muß es auch Plato gehen. Der ewigen Natur gegenüber sind Platos Werke nur philosophische Übungen. Er argumentiert von diesem Standpunkt aus und von jenem. Der scharfsinnigste Deutsche, der begeisterteste Anhänger hat noch nicht sagen können, was Platonismus ist; denn für beide Seiten jeder großen Frage lassen sich wundervolle Stellen aus Plato zitieren.

Dies müssen wir aussprechen, wenn wir Platos und aller anderen Philosophen Bestreben, mit der Natur fertig zu werden, beurteilen wollen — mit der Natur wird man niemals fertig werden. Keiner Macht des Genies war beim Bemühen, die Natur zu erklären, bis jetzt auch nur der geringste Erfolg beschieden. Das Rätsel bleibt vollkommen ungelöst. Aber es wäre ungerecht, Plato solch einen Ehrgeiz zuschreiben zu wollen. Wir wollen doch den Anschein vermeiden, als ob wir leichtfertig mit seinem ehrwürdigen Namen umsprängen. Die Menschen haben, je nach dem Maß ihrer eigenen geistigen Größe, seine über alles Erdenmaß hinausgehenden Leistungen anerkannt. Um ihn zu erkennen, muß man ihn vergleichen — nicht mit der Natur, sondern

mit anderen Menschen! Wie viele Menschenalter sind vergangen und immer steht er in unerreichter Größe da! Ein Hauptdenkmal des Menschengeistes ist er wie Karnak, wie die mittelalterlichen Dome, wie die etruskischen Altertümer — ihn zu erkennen bedarf es des ganzen Umfanges menschlicher Befähigung. Am richtigsten, glaube ich, sieht man ihn, wenn man ihm mit der höchsten Ehrfurcht naht. Je inniger man sich mit ihm beschäftigt, desto tiefer wird sein Sinn, desto vielfacher sein Verdienst. Wenn wir sagen: in Plato ist eine schöne Sammlung von Sagen; oder wenn wir seinen Stil preisen, seine gesunde Vernunft oder seine Zahlenbeherrschung — so sprechen wir wie Schulknaben, und ich fürchte, mit unserem ungeduldigen Aburteilen über die Dialektik hat es keine bessere Bewandtnis. Dieses Aburteilen gleicht unserer Ungeduld über die Länge der Meilen, wenn wir in Eile sind. Aber doch bleibt es das Beste an der Meile, daß sie immer siebzehnhundert und sechzig Ellen lang ist.

Der großäugige Plato verteilte Licht und Schatten, wie der Genius unseres Lebens es braucht.

Plato
Neue Lesefrüchte

Die Veröffentlichung der ausgezeichneten Platoübersetzung in Bohn's Serial Library — nach unserer Meinung eine der Hauptwohlthaten, die wir bis jetzt der billigen Presse verdanken — giebt uns Gelegenheit, in der Eile noch ein paar Aufzeichnungen über Höhe und Stand dieses Fixsterns zu machen, oder, wie die Zeitschriften es nennen würden, einen Bericht über „Plato nach dem jüngsten Stand der Forschung" auszugeben.

Durch die Ausdehnung ihrer verallgemeinernden Anwendung hat die Wissenschaft den Forscher, der sich mit der Menschheit befaßt, für die am Individuum beobachteten Mängel zu entschädigen gewußt, indem sie Fortbildung und Höherentwickelung an den Rassen nachwies; durch das einfache Mittel, den ungeheuren Hintergrund aufzuhellen, erweckt sie ein Gefühl des Wohlbehagens und der Hoffnung. Der Mensch hat den Saurier und die Pflanze hinter sich. Seine Künste und Wissenschaften, vom Menschenhirn mit genialer Leichtigkeit in die Welt gesetzt, nehmen sich prachtvoll aus, wenn sie vom Standpunkt eines Ochsen, Krokodils oder Fisches — deren Hirn noch weit zurück ist — per-

spektivisch betrachtet werden. Es scheint, als ob die Natur, mit einem Rückblick auf die geologische Nacht, die hinter ihr liegt, gar nicht so unzufrieden damit ist, in fünf oder sechs Jahrtausenden fünf oder sechs Männer wie Homer, Phidias, Menu, Kolumbus hervorgebracht zu haben. Diese Früchte bezeugten allerdings die Güte des Baums. Sie waren ein klar erkennbarer Fortschritt vom Trilobiten und Saurier und eine gute Grundlage für weitere Entwickelung. Der Künstlerin Natur sind Raum und Zeit billiges Material und es kümmert sie nicht, wenn man ihr saumselige Vorbereitung vorwirft. Geduldig wartete sie während der vorüberflutenden Perioden der Urgeschichte, bis die Stunde da war für das Erscheinen des Menschen. Dann mußten wieder ganze Zeitalter vergehen, bis die Bewegung der Erde auch nur geahnt wird, und wieder, bis ein Begriff der Instinkte und der bildungsfähigen Kräfte festgestellt werden konnte. Aber wie bei der Aufeinanderfolge der Rassen finden wir auch bei der der einzelnen Menschen das Walten einer erhaben schönen Schicksalsfügung, und Plato hat das Glück, einen Markstein in der Geschichte der Menschheit zu bedeuten.

Platos Ruhm beruht nicht auf einem bestimmten Vernunftschluß oder auf ein paar Meisterstücken sokratischer Beweisführung oder auf einer besonderen Lehre, wie z. B. der von der Unsterblichkeit der Seele. Er ist mehr als ein Sachverständiger oder ein Schulmann oder ein Mathematiker oder ein Verkündiger einer ganz besonderen Botschaft. In ihm verkörpert sich das Vorrecht des Intellektes, nämlich die Fähigkeit, jede Thatsache von ihrem Niveau zu einem höheren Niveau emporzuheben und so in einer jeden Thatsache einen Keim von Ausdehnungsfähigkeit zu enthüllen. Solche Ausdehnungsfähigkeiten liegen im Wesen des Denkens begründet.

Kein Naturforscher könnte uns dazu verhelfen und wenn er noch so viele Entdeckungen über die Ausdehnung des Weltalls machen wird; denn wenn er den Nebelfleck des Orion in einen Haufen von Sternen auflöst und diese in den Sternkatalog einträgt, so bleibt dabei sein Geist so arm, wie wenn er ein Grundstück trigonometrisch ausmißt. Aber von Platos Republik kann man sagen, wenn man diese Ausdehnungsfähigkeiten in Betracht zieht, daß sie die Laplacesche Theorie der Himmelskörper unvermeidlich macht und daher gewissermaßen vorwegnimmt. Diese Ausdehnungen sind organische. Der Geist schafft das nicht, was er wahrnimmt, so wenig wie das Auge die Rose schafft. Indem wir Plato das Verdienst beimessen, auf diese Ausdehnungen aufmerksam gemacht zu haben, sagen wir nur: in ihm trat ein vollkommener begabter Mann auf, der an die Betrachtung der Natur mit der ganzen Stufenleiter der Sinne, mit dem Verstand und mit der Vernunft herantrat. Diese Ausdehnungen oder Erweiterungen bestehen darin, daß das geistige Sehvermögen über den Horizont hinausreicht, der unser körperliches Sehvermögen begrenzt, und durch dieses zweite Gesicht die durch unabänderliche Gesetze bestimmten langen Linien entdeckt, die sich nach allen Richtungen erstrecken. Überall steht er auf einem Pfade, der kein Ende nimmt, sondern ohne Unterbrechung rund um das Weltall läuft. So wird jedes Wort ein Exponent der Natur. In allem, worauf sein Blick fällt, enthüllt sich eine zweite Bedeutung, enthüllen sich darüber hinaus noch mehr Bedeutungen. So entdeckt er, daß jedes Entstehen das Vorhandensein eines Gegensatzes bedingt: Tod entsteht aus Leben, Leben aus Tod; er kennt das Naturgesetz, daß Zersetzung Wiederersetzung ist, wonach also Verwesung und Cholera nur Anzeichen neuer Schöpfung sind. Er erkennt das Kleine im

Großen und das Große im Kleinen; er ergründet im Bürger das Wesen des Staats, und im Staat das Wesen des Bürgers und bringt uns auf den Gedanken, ob nicht sein Buch vom Staate überhaupt nur eine Allegorie auf die Erziehung der einzelnen Menschenseele sei. Wie schön sind seine Definitionen der Ideen, der Zeit, der Form, der Gestalt, der Linien; wie schön auch die nur hypothetisch gegebenen Definitionen, z. B. die der Tugend, des Mutes, der Gerechtigkeit, der Enthaltsamkeit. Er liebt die Gleichnisse, und wie schön sind seine Gleichnisse: die Höhle des Trophonius; der Ring des Gyges; der Wagenlenker und die beiden Pferde; das goldene, silberne, eherne und eiserne Temperament; Theuth und Thamus; die Visionen des Hades und der Schicksalsgöttinnen — Fabeln, die sich dem Gedächtnis der Menschheit eingeprägt haben wie die Zeichen des Tierkreises. Dann seine Lehre von der Anpassung, seine Lehre von der Erinnerung; seine klare Erkenntnis des Gesetzes vom Ausgleich oder der Gegenwirkung, wodurch im ganzen Weltall augenblickliche Gerechtigkeit gesichert wird — ein Gesetz, das sich überall bethätigt, besonders aber in der Lehre: Was von Gott zu uns kommt, kehrt von uns zu Gott zurück! und in Sokrates' Glauben, daß die irdischen Gesetze Schwestern der himmlischen seien.

Noch schlagendere Beispiele sind seine Schlußfolgerungen auf dem Gebiete der Ethik. Nach Plato sind Wissenschaft und Tugend ein und dasselbe: denn das Laster kann niemals sich selbst und zugleich die Tugend erkennen; die Tugend aber erkennt sowohl sich selbst wie das Laster. Das Auge erkannte, daß die Gerechtigkeit das Beste sei, solange sie Nutzen brächte; Plato aber stellt den Satz auf, daß sie immerdar auch das Nützlichste ist; der Vorteil sei ein innerlicher und sei vorhanden, auch wenn der Gerechte seine Gerechtigkeit vor

Menschen und Göttern verberge; es sei besser, unrecht zu leiden als unrecht zu thun; der Sünder solle selber sich nach Bestrafung sehnen; die Lüge sei schädlicher als Mord; Unwissenheit, d. h. unwillkürliche Lüge, sei verhängnisvoller als unwillkürlicher Todschlag; die Seele lasse sich nur widerwillig richtige Vorstellungen vorenthalten; kein Mensch sündige freiwillig; die Natur wirke durch den Geist auf den Körper; ein gesunder Körper könne zwar nicht eine ungesunde Seele heilen, wohl habe aber eine tüchtige Seele die Kraft, den Körper so gut zu machen wie möglich. Die Klugen haben ein Recht über die Unwissenden, nämlich das Recht, sie zu belehren. Die richtige Strafe für den Spieler, der sich um die Melodie nicht kümmere, bestehe darin, daß man ihn lehre, die Melodie einzuhalten; für den Guten, der sich weigere, die Regierung zu führen, sei es die angemessene Buße, von einem Schlechteren regiert zu werden; seine Trabanten sollen nicht Gold und Silber erhalten, sondern darüber belehrt werden, daß sie in ihren Seelen Gold und Silber haben, und daß um dieses innerlichen Schatzes willen ein Jeder bereit sein wird, ihnen zu geben, was sie brauchen.

Dieses zweite Gesicht erklärt auch, warum er der Geometrie solche Wichtigkeit beilegt. Er erkannte, daß die gleiche gesetzmäßige Genauigkeit wie auf der Erdkugel auch im Übersinnlichen vorhanden sein müsse; daß dort eine himmliche Geometrie walten müsse, die in logischer Weise unseren Linien und Winkeln entspräche; daß die Welt ihrem Wesen nach durchaus mathematisch sei; Sauerstoff, Stickstoff, Kalk seien in unverrückbaren Mengeverhältnissen vorhanden; derselbe Satz müsse auch auf Wasser, auf Schiefer, auf Magnesia zutreffen, und so gelte auch für die moralischen Elemente ein konstantes Verhältnis.

Dieser älteste Goethe, mit seinem Abscheu vor Firnis und Falschheit, hatte ein wahres Entzücken daran, auf dem Grunde des Zufälligen das Wesentliche zu entdecken; überall findet er Verbindung, Dauer, Vertretung; er haßt Vereinsamung; wie ein Gott des Reichtums erscheint er unter den Hütten der Bettler und erweckt Kraft und Fähigkeit in Allem, was er berührt. Die ethische Wissenschaft war neu und lückenhaft, als Plato schreiben konnte: „Von allen Denkern, deren Erörterungen auf unsere Zeit gekommen sind, hat nicht ein Einziger aus einem anderen Grunde Ungerechtigkeit verdammt oder Gerechtigkeit gepriesen, als weil guter Ruf, Ehre und Vorteil daraus erwachsen; was aber das eigentliche Wesen von Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit ausmacht, warum sie aus eigener Kraft in des Menschen Seele vorhanden sind, selbst wenn weder Götter noch Menschen davon wissen — das hat noch Niemand genügend untersucht, weder in Vers noch in Prosa: daß nämlich die eine das größte Übel ist, das die Seele befallen kann, daß aber Gerechtigkeit das höchste Gut ist!“

Seine Erklärung der Ideen als des Einfachen, Dauernden, Gleichförmigen, von selbst Vorhandenen, wodurch er für immer den Unterschied zwischen ihnen und den Verstandesbegriffen feststellte, bedeutet eine neue Ära in der Weltgeschichte. Er erstand, um die sich selbst ewig neuerzeugende Kraft des Geistes zu erkennen, aus der ewig neue Ziele entspringen. Diese Geisteskraft ist der Schlüssel, der uns das Verständnis für die Zentralität und zugleich für das ewige Schwinden aller Dinge erschließt.

Plato selbst ist so zentral veranlagt, daß er aller seiner Lehrsätze wohl entbehren könnte. So ergiebt sich ihm aus der Thatsache, daß Wissen und Ideen vorhanden sind, von selber die Thatsache der Ewigkeit, und den Lehrsatz von der

Erinnerung stellt er nur auf, weil diese die wahrscheinlichste besondere Erklärung bietet. Man mag das phantastisch nennen — darauf kommt es nicht an; die Verbindung zwischen unserem Wissen und dem Abgrund des Seins bleibt deshalb doch bestehen und die Erklärung darf eine nicht weniger großartige sein.

Er hat jeden wichtigen Punkt in der Spekulation festgelegt. Er schrieb auf der Skala des Geistes selbst und so sind auf seiner Tafel alle Dinge symmetrisch angeordnet. Unverdrossen nahm er die ganze Vergangenheit mit hinein und bearbeitete das Detail mit einem Mut, dessen Vorbild er in der Natur selbst fand. Man könnte sagen: seine Vorgänger haben jeder einen Gutsbezirk oder einen Kreis oder eine Insel in der Geographie des Geistes vermessen, Plato aber zum erstenmal das ganze Rund der Welt. Er macht die Seele in der Natur heimisch: der Mensch ist ein Mikrokosmos. Alle Kreise des sichtbaren Himmels entsprechen ebensoviel Kreisen der mit der Vernunft erkennbaren Seele. Kein Teilchen ist ohne Gesetz, nichts Zufälliges giebt es in dem Handeln des menschlichen Geistes. Auch die Namen der Dinge sogar sind vom Schicksal bestimmt; so entspricht es der Natur der Dinge. Alle Götter des Pantheons sind schon durch ihre Namen in tiefem Sinne bedeutungsvoll. Die Götter sind Ideen. Pan ist die Sprache oder Kundgebung; Saturn die Nachdenklichkeit; Zeus die Herrscherseele; Mars die Leidenschaft. Venus ist das Ebenmaß der Verhältnisse, Kalliope die Weltseele, Aglaia die geistige Erläuterung.

Diese Gedanken waren schon oft frommen und poetischen Seelen funkengleich aufgeblitzt, aber nun kommt machtvoll dieser adlige alleswissende Grieche daher, stellt sie alle in Reih und Glied und Rang und Ordnung, ein Euklid des Heiligen

und vermählt die beiden Teile der Natur. Vor allen Menschen erkannte er die geistigen Werte des moralischen Gefühls. Er beschreibt uns sein eigenes Ideal, indem er im ‚Timäos' einen Gott beschreibt, der aus Unordnung Ordnung schafft. Er entzündet ein Feuer so genau im Mittelpunkt, daß wir die ganze Weltkugel erleuchtet sehen und Pole, Äquator und Breitengrade, jeden Kreisbogen und jeden Schnittpunkt unterscheiden können, eine Theorie, die so in allen Einzelheiten ausgeglichen, so harmonisch ist, daß man meinen möchte, ganze Jahrhunderte müßten diesen rhythmischen Bau umweht haben, und es nicht fassen kann, daß es nur hastige Notizen sind, die ein kurzlebiger Schreiber aus dem Stegreif hinwarf. Daher hat man denn auch eine durch sehr scharfe Merkmale unterschiedene Gattung von Geistern als Platoniker bezeichnet. Dies sind jene Geister, die ihre Wonne darin finden, jeder Wahrheit einen geistigen, das heißt: einen ethisch intellektuellen Ausdruck zu geben, in dem sie ihr ein höheres und doch völlig in ihr selbst berechtigtes Ziel aufstellen. So ist Michel Angelo in seinen Sonaten ein Platoniker. Shakespeare ist ein Platoniker, wenn er schreibt: „Kein Mittel kann die Natur besser machen, wenn nicht die Natur selbst dies Mittel geschaffen hat." Oder:

„Wer's über sich vermag
„Auch dem gestürzten Herrn die Treu' zu wahren
„Siegt über den, der seinen Herrn besiegte,
„Ist wert, daß ihn die Weltgeschichte nennt."

Hamlet ist ein echter Platoniker und wäre nicht Shakespeares eigener Geist so gewaltig groß, so würden wir Hamlet als den Hervorragendsten dieser Schule aufführen. Swedenborg ist in seiner ganzen Prosadichtung von der ehelichen Liebe ein Platoniker.

Die Feinheit seines Geistes machte Plato allen Denkern wert. Das Geheimnis seines volkstümlichen Erfolges erklärt sich aus seinem ethischen Streben; dadurch wurde er ein Liebling des Menschengeschlechts. „Der Intellekt," sagte er, „ist König von Himmel und Erde."

Aber bei Plato bedeutet Intellekt stets Moral. Auch über seinen Schriften liegt der ewige Jugendschimmer der Poesie. Denn seine Sätze, wenigstens die meisten von ihnen, könnten auch in die Form von Sonetten gefaßt sein; niemals hat die Poesie höhere Töne gefunden als im ‚Timäos' und im ‚Phädros'. Und wie jeder Dichter war er lediglich ein beschaulicher Geist. Er vernichtete nicht sich selbst, indem er eine Institution schuf, wie es Pythagoras that. Alle seine Schilderungen im Buch vom Staate müssen allegorisch aufgefaßt werden; er beabsichtigte damit nur seine Gedanken zu verdeutlichen und verwandte dazu zuweilen grelle Farben. Institutionen kann man nicht schaffen, ohne der Gefahr des Scharlatanismus zu verfallen.

Es war ein großartiger Entwurf, als Lohn der Größe nur die Besten als vollberechtigt gelten zu lassen — er drückte dies, um es besonders zu betonen, durch Weibergemeinschaft aus. Ausnahmen sollte es nur von zweierlei Art geben: erstens diejenigen, die durch Unwürdigkeit sich selber außerhalb des Schutzes der Gesellschaft gestellt haben — Verfehmte; zweitens die durch Anlagen und durch Verdienst so hoch stehen, daß sie über menschliche Belohnung erhaben sind — die sollen frei sein vom Zwang der Stadt und über dem Gesetz stehen! Wir überlassen sie sich selber, sie mögen mit uns thun, wie's ihnen beliebt. Niemand erkühne sich, an die Regellosigkeiten eines Michel Angelo und Sokrates den Maßstab seiner Kleinstadtbegriffe anzulegen!

Im achten Buch seiner Republik streut er uns ein wenig mathematischen Sand in die Augen. Es thut mir leid, daß ein Mann von so adliger Überlegenheit den Regierenden die Lüge erlauben will. Plato spielt hier ein bischen Vorsehung gegenüber den Geringeren — wie manche Leute mit ihren Hunden und Katzen spielen.

Swedenborg
oder Der Mystiker

Unter den hervorragenden Persönlichkeiten gehören die eigentlichen Lieblinge des Menschengeschlechts nicht zu jener Klasse, die der Nationalökonom Produzenten nennt. Sie haben nichts in ihren Händen; sie haben kein Korn gebaut, kein Brod gebacken; sie haben keine Kolonie übers Meer geführt, keinen Webstuhl erfunden. Einen höheren Rang in der Achtung und Liebe unseres Städte bauenden, Handel treibenden Geschlechtes haben die Dichter, die aus ihrem Reich des Geistes kommen und dem Gedanken und der Phantasie als Nahrung Ideen und Bilder zuführen, durch die sie uns Menschen über die Welt des Korns und des Geldes hinaufheben, uns für die Entbehrungen des Alltagslebens, für die erniedrigende Gewöhnlichkeit von Arbeit und Handel einen Trost bieten. Seinen Wert hat auch der Philosoph, der dem Intellekt dieses Arbeitsmenschen schmeichelt, indem er ihn mit geistigen Feinheiten lockt, die neue Fähigkeiten in ihm bilden. Mögen Andere Städte bauen: er ist dazu da, ihre Schönheit zu begreifen und zu verehren. Aber es giebt noch eine andere Klasse, die uns in ein ganz anderes Gebiet führt — in das Reich der moralischen Bethätigungen oder des Willens. Das Be-

merkenswerteste an diesem Gebiet des Geistes sind seine Ziele. Überall wo das Gefühl des Rechts in Frage kommt, da drängt es sich allem Anderen vor. Alle anderen Dinge verarbeite ich zu Dichtung, aber das moralische Gefühl macht Poesie aus mir.

Ich habe manchmal gedacht, den größten Dienst würde der neuzeitlichen Kritik der Denker erweisen, der die Verbindungslinie nachzeichnen könnte, die zwischen Shakespeare und Swedenborg besteht. Der Menschengeist steht immer ratlos: jetzt verlangt er Intellekt, jetzt Heiligkeit und ist stets ungeduldig, wenn er nur das Eine ohne das Andere hat. Der Versöhner ist noch nicht erschienen. Wenn wir der Heiligen müde sind, ist Shakespeare unsere Zufluchtsburg. Aber plötzlich sagen uns unsere Instinkte, das Rätsel des Daseins müsse allen anderen vorgehen — die Fragen Woher? Was? Wohin?, und die Lösung dieser Fragen müsse uns ein Menschenleben bieten, nicht ein Buch. Ein Drama oder Gedicht ist eine annähernde oder indirekte Antwort; aber Moses, Menu, Jesus arbeiten unmittelbar auf die Lösung dieses Problems hin. Im Reich des sittlichen Gefühls waltet eine Erhabenheit, vor der alle materielle Pracht zu Tand wird, und öffnet doch jedem armen Tropf, wenn er nur mit Vernunft begabt ist, die Thore des Weltalls. Fast mit einer gewaltsamen Hast bemächtigt das moralische Gefühl sich des Menschen. So sagt der Koran: „Gott sprach: den Himmel und die Erde und Alles, was zwischen ihnen ist, glaubt ihr, wir hätten es zum Scherz geschaffen und ihr würdet nicht einst zu uns zurückkehren?" Es ist das Königreich des Willens und indem es den Willen, den Sitz der Persönlichkeit, begeistert, scheint es das Weltall in eine Person zu verwandeln.

„Des Daseins Reiche beugen sich nur dir —
„Denn sie sind nicht nur dein, sie sind ganz einfach du!"

Über allen Menschen steht der Heilige. Der Koran unterscheidet scharf diejenigen, die von Natur gut sind und deren Güte auch andere beeinflußt, und erklärt, um dieser willen sei die Schöpfung da; die Anderen seien zur Tafel des Daseins nur in ihrem Gefolge zugelassen. Und der persische Dichter ruft einer Seele dieser Art zu:

„Tritt kühn herzu und schmause auf des Lebens Bankett!
„Du bist berufen — die Andern sind nur geduldet neben dir."

Diese Kaste nun ist damit begnadet, zu den Geheimnissen und dem Bau der Natur nicht durch Erfahrung sondern durch eine höhere Methode vorzudringen. Mit einem Wort: was der Durchschnittsmensch durch Erfahrung lernt, das braucht dieser Höherbegabte nicht erst zu erleben — er ahnt es voraus. Nach einer arabischen Anekdote hatten einmal Abel Khain, der Mystiker, und Abu Ali Sina, der Philosoph, ein Gespräch miteinander, und als sie sich trennten, sagte der Philosoph: „Alles was er sieht, weiß ich." Und der Mystiker sagte: „Alles was er weiß, sehe ich." Wenn nun einer nach dem Grunde dieser intuitiven Kraft fragt, so würde die Lösung dieser Frage uns auf jene Fähigkeit führen, die Plato als Erinnerung bezeichnete, während die Brahmanen sie in ihrer Lehre von der Seelenwanderung behandeln. Die Seele ist oft geboren worden oder, wie die Hindus sagen: „sie wandelt den Pfad des Daseins durch tausende von Geburten." So hat sie die Dinge geschaut, die hier auf Erden, die im Himmel und die in der Unterwelt sind und es giebt nichts, was sie nicht kennen gelernt hätte. Kein Wunder drum, daß sie bei jedem Dinge im stande ist, sich dessen zu erinnern, was sie früher schon wußte. „Denn da in der Natur Alles in Verbindungen und Beziehungen steht und da die Seele früher Alles gekannt hat, so giebt es keinen Grund,

warum nicht Einer, der auch nur an ein einziges Ding sich erinnert hat — oder wie man gewöhnlich sagt, es ‚gelernt' hat — ganz von selber all sein früheres Wissen zurückerlangen und auch alles Übrige wieder entdecken sollte, wenn er nur Mut hat und nicht mitten in seinem Streben ermattet. Denn ‚Forschen' und ‚Lernen' bedeutet nur ‚Sich erinnern.'"

Um wie viel mehr hat dieser Satz seine Giltigkeit, wenn der Suchende eine heilige, gottgleiche Seele ist! Denn indem sie sich nach der Urseele bildet, durch die und nach der alle Dinge existieren, strömt die Menschenseele leicht in Alles hinein und ebenso leicht strömt Alles in sie hinein. Es findet eine Mischung statt und dem Heiligen ist dann die Zusammensetzung und das Wesen dieser Mischung innig vertraut.

Dieser Pfad der Seele ist schwer zu finden, schwer zu gehen und führt durch Gebiete des Grauens. Die Alten nannten ihn ‚Ekstase' oder Abwesenheit; sie meinten, die Seele entferne sich aus dem Körper, um zu denken. Die Geschichte aller Religionen enthält Spuren von Verzückungen heiliger Menschen. Es war eine Glückseligkeit, aber ohne ein äußeres Anzeichen von Freude, ernst, einsam, ja sogar traurig — „die Flucht des Einsamen zur Einsamkeit," wie Plotinos sagte. Μυεσις, das Schließen der Augen — daher unser Wort Mystik. Unwillkürlich denken wir sofort an die ekstatischen Verzückungen eines Sokrates, Plotinos, Porphyrios, Böhme, Bunyan, Fox, Pascal, einer Guyon, eines Swedenborg. Aber ebenso unwillkürlich denken wir zugleich an das Krankhafte dieser Erscheinungen. Diese Glückseligkeit beginnt mit Grauen und mit Erschütterungen des Geistes, der sie empfängt. „Sie ist zuviel für diesen Erdenkloß." Sie treibt den Menschen in Wahnsinn hinein, oder versetzt ihn in eine gewisse heftige Erregung, die sein Urteil trübt. Der höchsten

religiösen Erleuchtung ist etwas Kränkliches beigemischt, ungeachtet der unfraglichen Steigerung geistiger Kraft. Muß das höchste Gut eine Eigenschaft nach sich ziehen, die seine Wirkung aufhebt und seinen Wert verdächtig macht?

„Gewiß, es zehrt
„Gerade auf der Leistung Höhepunkt
„Das beste Kernmark unsrer Ehre auf."

Wir können es vielleicht so ausdrücken: Um einen Menschen zu machen, giebt unsere haushälterische Mutter genau nach Maß und Gewicht soundsoviel Feuer und soundsoviel Erde her, und sie legt nicht für eines Hellers Wert obendrauf, und wenn ein ganzes Volk zu Grunde ginge, weil ihm ein Führer fehlt. Deshalb erkauften die Männer Gottes ihr Wissen durch Wahnsinn oder Schmerz. Willst du reinen Kohlenstoff, Karfunkel oder Diamant haben, damit das Hirn leuchtend und durchsichtig sei, so werden dafür Rumpf und Organe um so gröber sein; statt aus Porzellan sind sie aus Töpferthon, Lehm oder Schlamm.

In der Neuzeit ist kein so merkwürdiges Beispiel dieses nach innen gekehrten Geistes aufgetreten wie in Emanuel Swedenborg, geboren in Stockholm im Jahre 1688. Dieser Mann, der seinen Zeitgenossen als ein Geisterseher, ein Elixir aus Mondstrahlen, erschien, führte ohne Zweifel ein so reales Leben wie nur irgend ein Mensch jener Zeit — und jetzt, wo die königlichen und herzoglichen Friedriche, Christiane und Braunschweigs von damals in Vergessenheit versunken sind, beginnt er in den Geistern von Tausenden sich auszubreiten. Wie es bei großen Männern oft vorkommt, schien er infolge der Mannigfaltigkeit und Beträchtlichkeit seiner Fähigkeiten eine Verschmelzung mehrerer Personen zu sein — gleich jenen Riesenfrüchten, die in Gärten durch die Ver-

einigung von vier oder fünf einzelnen Blüten gezeitigt werden. Sein Wuchs weist größeren Maßstab auf und er besitzt die Vorzüge solcher Größe: Wie das Spiegelbild des Himmelsgewölbes leichter an großen Kugeln, selbst wenn sie durch Sprünge oder Flecken entstellt sind, zu sehen ist, als an Wassertropfen, so helfen uns auch Männer großen Kalibers, selbst wenn sie mit Sonderbarkeiten oder Wahnvorstellungen behaftet sind — wie Pascal oder Newton — mehr als mittelmäßige Geister von ungestörtem Gleichgewicht.

Seine Jugend und Erziehung konnten nicht anders als ungewöhnlich sein. Ein Junge wie er konnte nicht pfeifen oder tanzen, nein, er kriecht grabend in Minen und Bergwerken herum und besieht sich Chemie und Optik, Physiologie, Mathematik und Astronomie, um Bilder zu finden, die seinem vielseitigen und umfassenden Hirn angemessen sein können. Er war schon als Kind ein Gelehrter und besuchte die Hochschule zu Upsala. Mit acht und zwanzig Jahren wurde er von Karl dem Zwölften zum Assessor bei der Bergwerksdirektion ernannt. Im Jahre 1716 verließ er für vier Jahre seine Heimat und besuchte die Universitäten von England, Holland, Frankreich und Deutschland. Eine bemerkenswerte Leistung als Ingenieur vollbrachte er, indem er bei der Belagerung von Frederikshall im Jahre 1718 zwei Galeeren, fünf Bote und eine Schaluppe im königlichen Dienst vierzehn englische Meilen weit über Land schaffte. 1721 bereiste er ganz Europa, um Bergwerke und Schmelzhütten zu besichtigen. 1716 veröffentlichte er seinen Daedalus Hyperboreus; seitdem war er die nächsten dreißig Jahre hindurch mit der Abfassung und Herausgabe seiner wissenschaftlichen Werke beschäftigt. Mit derselben Kraft warf er sich auf die Theologie. 1743, in seinem fünfundfünfzigsten Jahre, begann seine so-

genannte „Erleuchtung". Mit dem hüttentechnischen Arbeiten, mit dem Überlandschaffen von Schiffen war es fortan aus — dies alles wurde von seiner Ekstase absorbiert. Er veröffentlichte kein einziges wissenschaftliches Buch mehr, zog sich von seinen praktischen Arbeiten zurück und widmete sich ausschließlich der Abfassung und Herausgabe seiner umfangreichen theologischen Werke, die er auf seine eigenen Kosten oder mit Unterstützung des Herzogs von Braunschweig und anderer Fürsten in Dresden, Leipzig, London oder Amsterdam drucken ließ. Später trat er auch von seinem Amt als Assessor zurück, sein Gehalt wurde ihm aber bis zu seinem Tode weitergezahlt. Seine amtliche Thätigkeit hatte ihn in nahe Beziehungen zu König Karl dem Zwölften gebracht, der ihn sehr hoch hielt und oft zu Rate zog. In gleicher Gunst stand er auch beim Nachfolger des Königs. Die tüchtigsten Berichte über die Finanzlage, die dem Reichstag von 1751 vorgelegt wurden, stammten, wie Graf Hopken berichtet, aus Swedenborgs Feder. In Schweden scheint man eine große Meinung von ihm gehabt zu haben. Sein seltenes Wissen und seine praktische Geschicklichkeit, dazu der Ruf, daß er die Gabe des zweiten Gesichts und außerordentliche religiöse Kenntnisse und Gaben besitze, zogen nicht nur Königinnen, Adlige, Geistliche und Schiffskapitäne zu ihm, sondern auch allerlei Volks in den Häfen, die er auf seinen vielen Reisen zu passieren pflegte. Zwar machte die Geistlichkeit der Verbreitung und Veröffentlichung seiner religiösen Schriften etliche Schwierigkeiten, er scheint sich aber die Freundschaft der Machthabenden erhalten zu haben. Er war niemals verheiratet. Sein Benehmen war sehr bescheiden und sanft. In seinen Lebensgewohnheiten war er einfach; er lebte von Brot, Milch und Gemüse und wohnte in einem Hause, das von einem großen Garten

umgeben war. Mehrere Male besuchte er England, wo er aber von den Gelehrten und den Vornehmen in keiner Weise beachtet worden zu sein scheint. Er starb in London, am 29. März 1772, in seinem fünfundachzigsten Jahre an einem Schlagfluß. Leute, die ihn in London sahen, beschreiben ihn als einen Mann von ruhigem Wesen, der den Eindruck eines Geistlichen gemacht, eine Vorliebe für Thee und Kaffee gehabt habe und freundlich zu Kindern gewesen sei. Zu seinem samtenen Staatskleid trug er einen Degen; niemals ging er ohne seinen Rohrstock mit goldenem Knopf aus. Ein nicht eben gutes Porträt zeigt ihn in altmodischem Rock mit Perücke; das Gesicht zeigt einen geistesabwesenden oder nichtssagenden Ausdruck.

Der Genius, der das Wissen seines Zeitalters mit einem weit feineren, geläuterten Wissen durchtränken sollte, der über die Schranken von Raum und Zeit hinausschreiten, in das nebeltrübe Geisterreich eindringen, die Errichtung einer neuen Weltreligion wagen sollte — dieser Genius begann seine Lehrzeit in Steinbrüchen und Eisenhütten, beim Schmelztopf und Probiertiegel, auf Schiffswerften und in Sezierſälen. Kein einzelner Mensch vielleicht vermag den Wert aller seiner Werke zu beurteilen, die sich mit so mannigfachen Gegenständen abgeben. Man hört mit Vergnügen, daß seine Bücher über Bergwerke und Metalle bei den Sachverständigen in höchster Achtung stehen. Wie es scheint, hat er viele wissenschaftliche ‚Errungenschaften' des neunzehnten Jahrhunderts vorweggenommen, so z. B. in der Astronomie die Entdeckung des siebenten Planeten — unglücklicherweise aber nicht auch die des achten — und die neuerdings als gültig angenommenen Meinungen in Bezug auf die Entstehung von Erdbällen aus der Sonne; im Magnetismus mehrere wichtige Experimente

und Folgerungen späterer Gelehrter; in der Chemie die Atomtheorie; in der Anatomie die Entdeckungen Schlichtings, Monros und Wilsons. Auch war er der Erste, der die Aufgabe der Lungen im menschlichen Organismus klarlegte. Sein trefflicher englischer Herausgeber ist zu großartig, um diesen Entdeckungen Wert beizumessen: Swedenborg sei zu groß gewesen, als daß ihm an dem Rufe, ein origineller Geist zu sein, etwas hätte liegen können. Diese Auffassung vermag uns immerhin einen Maßstab für unser eigenes Urteil an die Hand zu geben: denn wenn Einer auf so viel verzichten kann, wie gewaltig muß das sein, was nachbleibt!

Ein Riesengeist, liegt Swedenborg vielumfassend, unverstanden auf seiner Zeit; das Auge braucht weiten Abstand, um ihn sehen zu können. Wie Aristoteles, Bacon, Selden, Humboldt giebt er uns eine Ahnung, daß eine gewisse Unbegrenztheit des Wissens, sozusagen eine Allgegenwart der menschlichen Seele in der Natur, wohl möglich ist. Seine prachtvolle Spekulation, die wie von hohem Turm herab Natur und Künste überschaut, ohne je den Einblick in das Gewebe und Getriebe der Dinge zu verlieren — sie verwirklicht beinahe das Gemälde, das er selber in den ‚Principia' von der ursprünglichen Untadelhaftigkeit des Menschen entworfen. Hoch erhaben über dem Verdienst seiner verschiedenen Entdeckungen steht sein Hauptverdienst: daß er immer der Gleiche ist. Ein Tropfen Wasser hat die Eigenschaften des Meeres, aber einen Sturm kann man auf ihm nicht schauen. Schönheit bietet ein Konzert, aber es ist eine Schönheit andrer Art, als sie im Spiel einer einzelnen Flöte liegt; stark ist ein Kriegsheer, aber es ist eine andere Stärke als die eines Helden. So werden an Swedenborg die besten Kenner der neuen Litteratur am meisten den Vorzug der Masse bewundern.

Er ist ein Missourium, ein Mastodon der Litteratur — ganze Professorenschaften gewöhnlicher Gelehrter können keinen Maßstab für ihn abgeben. Die Talare einer ganzen Universität würden ängstlich zu flattern anfangen, wenn plötzlich dieser kühne Geisteshelb unter sie träte. Unsere Bücher sind fehlerhaft, weil sie fragmentarisch sind: ihre Sätze sind Bonmots, nicht natürliche Teile der Rede, kindliche Überraschungs- oder Freudenrufe über Wunder der Natur. Noch schlimmer, wenn sie ihrer Heftigkeit oder ihrer Abkehr von der Ordnung der Natur eine kurze Berühmtheit verdanken, als Kuriosa oder Sonderbarkeiten, die sich mit Vorsatz in Widerspiel zur harmonischen Natur setzen und es auf Verblüffung abgesehen haben, wie Gaukler, die das Geheimnis ihrer Mätzchen verbergen. Swedenborg aber ist ein Systematiker, er behält bei jedem Satz das Weltall im Auge: alle Mittel werden ehrlich vorgezeigt, wie sich's gehört; seine geistigen Kräfte bewegen sich mit astronomischer Regelmäßigkeit, und sein wundervoller Stil ist frei von aller Vordringlichkeit oder Ichsucht.

Swedenborgs Geburt versetzte ihn in eine Atmosphäre großer Ideen. Es läßt sich schwer sagen, was von seinen Gedanken sein ureigenes Eigentum ist; jedenfalls erhielt sein Leben Würde durch die edelsten Vorstellungen vom Weltall. Die kernhafte Aristotelische Methode mit ihrer Breite und ihrer stets dem Gegenstande angemessenen Behandlungsweise, mit ihrer genialen Strahlung, neben welcher unsere unfruchtbare, nur immer auf einer Linie geradeaus sich bewegende Logik einen kümmerlichen Eindruck macht, die mit Reihen und Graden, mit Wirkungen und Zielen manipuliert, Kraft von Form, Wesentliches von Zufälligem wohl zu unterscheiden weiß und mit ihrer Terminologie und Definition uns breite Heerstraßen in die Natur hinein eröffnet — diese Aristotelische

Philosophie hatte ein Geschlecht athletischer Philosophen großgezogen. Harvey hatte den Kreislauf des Blutes dargethan, Gilbert hatte bewiesen, daß die Erde ein Magnet ist. Descartes hatte sich Gilberts Magnet mit seinem Kreislauf, seiner Spiralbewegung und Polarität zu eigen gemacht und Europa mit dem leitenden Grundgedanken erfüllt, daß in dieser Kreisbewegung das Geheimnis der Natur liege. In demselben Jahr, in welchem Swedenborg geboren wurde, veröffentlichte Newton die ‚Principia' und stellte darin das Gesetz der allgemeinen Anziehungskraft auf. Malpighi hatte die erhabenen Gedanken eines Hippokrates, eines Leukippos und Lucretius weiter entwickelt und dem Lehrsatz, daß die Natur mit den kleinsten Mitteln arbeitet, eine neue und vertiefte Bedeutung gegeben: „tota in minimis existit natura." Unerreichte Anatomen: Swammerdam, Leeuwenhoek, Winslow, Eustachius, Heister, Vesalius, Boerhave hatten dem Sezirmesser oder dem Mikroskop auf dem Gebiet der menschlichen oder der vergleichenden Anatomie keine Entdeckungen mehr übrig gelassen. Sein Zeitgenosse Linné vertrat in seiner schönen Wissenschaft der Botanik den Satz: „Die Natur bleibt immer sich selber gleich." Endlich war in der Kosmologie von Leibniz und Christian Wolff die vornehmste aller Methoden, die weitestgehende Anwendung von Grundsätzen auf jeden Einzelfall, zur Durchführung gebracht worden, während Locke und Grotius die moralische Beweisführung entwickelt hatten. Was blieb also für einen Genius vom größten Kaliber übrig, als über ihr Gebiet zu schreiten, ihre Forschungen nachzuprüfen und zu verknüpfen? Leicht erkennen wir in diesen Geistern den Ursprung von Swedenborgs Studium und die Anregung zu seinen Problemen. Er war der Mann dazu, diese Bände voll Gedanken in sich aufzunehmen und zu

beleben. Und doch bietet uns die nahe Beziehung zu all diesen großen Geistern — denn alle seine leitenden Gedanken hatte Swedenborg entweder von dem einen oder von dem andern —wiederum ein Beispiel, wie schwierig selbst für einen in hohem Maße fruchtbaren Geist der Nachweis ist, daß er als Erster eins der Naturgesetze entdeckt und verkündigt habe.

Seine bevorzugten Gesichtspunkte benannte er: die Lehre von den Formen, die Lehre von Reihen und Graden, die Lehre vom Einfluß, die Lehre von der Wechselwirkung. Seine Begründung dieser Lehren verdient in seinen Büchern studiert zu werden. Nicht Jeder kann sie lesen, aber wer es vermag, der wird sich belohnt finden. Seine theologischen Schriften sind wertvolle Erläuterungen zu diesen Lehren. Seine Werke würden eine hinreichende Bücherei bilden für einen einsamen Forscher von athletischer Arbeitskraft; seine „Ökonomie des Tierreichs" gehört zu den Büchern, die durch die unerschütterlich festgehaltene Würde der Gedanken eine Ehre für das Menschengeschlecht sind. Er hatte Spate und Metalle nicht ohne Nutzen studiert! Sein mannigfaltiges und gründliches Wissen macht seinen Stil funkelnd von feingeschliffenen, blitzenden Gedankenspitzen; man denkt an einen Wintermorgen, an dem die Luft von Eiskristallen sprüht. Die Großartigkeit der behandelten Gegenstände macht auch seinen Stil großartig. Kosmologische Betrachtungsweise war für ihn etwas Natürliches, denn er besaß ein angeborenes Gefühl für Identität, so daß ihm die bloß räumliche Ausdehnung etwas Bedeutungsloses war. In dem Atom magnetischen Eisens erkannte er dieselben Eigenschaften, aus denen die Spiralbewegung von Sonne und Planeten entspringt.

Die Gedanken, in denen er lebte, waren: die Universalität jedes Gesetzes in der Natur; die Platonische Lehre von der

Stufenfolge oder den Graden; die Lehre, daß ein jedes Ding in sich ein anderes umwandelt oder in einem solchen aufgeht, oder mit anderen Worten: die Wechselbeziehungen aller einzelnen Teile; das schöne Geheimnis, daß sich aus Kleinem Großes erklärt und aus Großem Kleines; die Zentralstellung des Menschen in der Natur und der Zusammenhang, der durch alle Dinge geht: er erkannte, daß der menschliche Körper im strengsten Sinne eine ganze Welt ist, ein Werkzeug, durch das die Seele sich nährt und zwar mit der ganzen Materie genährt wird; daher vertrat er, in scharfem Gegensatz zu den Skeptikern, den Grundsatz: „je weiser ein Mensch ist, desto inniger wird er die Gottheit verehren." Kurz, er war ein gläubiger Anhänger der Identitätsphilosophie; aber er nahm sie nicht müßig hin wie die Träumer von Berlin oder Boston, sondern er experimentierte mit ihr und gab ihr durch jahrelange Arbeit einen festen Grund — an Mut und Stärke der rauheste Wiking, den sein rauhes Schweden jemals in die Schlacht sandte.

Diese Lehre besteht seit den ältesten Philosophen und verdankt vielleicht ihre beste Erläuterung den neuesten. Es ist die Lehre, daß die Natur unaufhörlich auf aufeinanderfolgenden Gebieten mit denselben Mitteln arbeitet. Wie der alte Aphorismus es ausdrückt: die Natur ist immer sich selber ähnlich. Bei der Pflanze öffnet sich das Auge, die Keimstelle zu einem Blatt und wieder zu einem Blatt, doch mit der Fähigkeit, das Blatt zu einem Würzelchen, Staubfaden, Stempel, Blüten-, Deck- oder Kelchblatt oder zu einem Samenkorn umzuformen. Die ganze Kunst der Pflanze besteht immer nur darin, Blatt auf Blatt in endloser Wiederholung hervorzubringen; welche Form es annehmen wird, das hängt von dem größeren oder geringeren Maße von

Wärme, Licht, Feuchtigkeit und Nahrung ab. Beim Tier bildet die Natur einen Wirbel oder ein Rückgrat von Wirbeln und behilft sich immer wieder mit Hinzufügung einer neuen Wirbelsäule, mit einer begrenzten Fähigkeit, deren Form zu ändern — Wirbel an Wirbel, bis ans Ende der Welt! Ein poetischer Anatom unserer Tage lehrt uns, daß eine Schlange, als wagerechte Linie, und ein Mensch, als senkrechte Linie, zusammen einen rechten Winkel bilden und daß zwischen den Schenkeln dieses mystischen Quadranten alle belebten Wesen ihren Platz finden; er findet im Haarwurm, dem Engerling oder der Schlange den Typus oder die Andeutung des Rückgrats. Offenbar fügt die Natur an das Ende der Wirbelsäule kleinere Wirbelsäulen an: die Arme; an das Ende der Arme wieder neue Wirbelsäulen: die Hände; am anderen Ende wiederholt sie den Prozeß und es entstehen Beine und Füße. Oben auf die Säule setzt die Natur eine andere Wirbelsäule, die sich verdoppelt und wie ein Engerling sich zu einer Kugel umbiegt und so den Schädel bildet, der wieder seine Extremitäten hat: statt der Hände ist jetzt der Oberkiefer da, statt der Füße die Kinnlade, die Stelle der Finger und der Zehen wird von den oberen und unteren Zähnen vertreten. Diese neue Wirbelsäule ist zu hohen Zwecken bestimmt: es ist ein neuer Mensch, der auf den Schultern des ersten steht. Sie könnte beinahe ihren Rumpf aufgeben und selbständig für sich leben, entsprechend der im ‚Timäos' entwickelten Platonischen Idee. In diesem Schädel wiederholt sich, jedoch in einem höheren Stil, alles was im Rumpf vor sich geht. Wieder einmal sagt die Natur ihren Vers her, aber in höherem Ton. Der Geist ist nur ein feinerer Körper: er treibt dieselben Verrichtungen des Essens, Verdauens, Ausscheidens, Absonderns und Zeugens, aber in

einem neuen, ätherischen Element. Hier, im Gehirn, wiederholt sich der ganze Vorgang der Ernährung, in dem Erwerben, Vergleichen, Verdauen und Verarbeiten von Erfahrung. Auch hier wiederholt sich das Mysterium der Zeugung. Im Gehirn sind männliche und weibliche Fähigkeiten: auch hier ist Ehe, auch hier ist Frucht. Und keine Grenze findet diese aufsteigende Stufenleiter, sondern Reihe folgt auf Reihe. Alles was für die Zwecke der einen Reihe verbraucht ist, wird in die nächste Reihe hinübergenommen, und jede neue Reihe wiederholt pünktlich jedes Organ und jeden Prozeß der vorhergehenden. Unsere Anlage weist auf Unendlichkeit hin. Wir sind schwer zufrieden zu stellen und lieben nichts, was ein Ende hat; und in der Natur giebt es kein Ende, sondern ein jedes Ding wird, wenn es einen Zweck erfüllt hat, zu einer höheren Aufgabe emporgehoben, und so geht es in stetem Aufsteigen aus unserer Natur heraus zu anderen Naturen hinauf, die dem Höllen- und dem Himmelreich angehören. Die schöpferische Kraft wiederholt, wie ein Komponist, unermüdlich eine einfache Melodie, ein einfaches Thema, jetzt hoch, jetzt tief, bald solo, bald im Chor, in zehntausendfachem Wiederhall zurückgeworfen, bis sie Erde und Himmel mit dem Gesang erfüllt.

Das Gesetz der Schwerkraft, wie Newton es erklärt hat, ist gut, aber großartiger wird es, wenn wir finden, daß die Chemie nur eine Anwendung des Gesetzes der Masse auf die kleinsten Teile bedeutet und daß durch die Atomtheorie auch die chemische Wirkung als eine rein mechanische Bewegung nachgewiesen wird. Die Metaphysik zeigt uns ebenfalls eine Art von Schwerkraft, die sich auch in den geistigen Erscheinungen darthut, und die französischen Statistiker mit ihren schrecklichen Tabellen führen jede Grille und jede Laune

auf, um auch für diese genaue Zahlenverhältnisse festzustellen. Wenn auf zwanzig- oder dreißigtausend Menschen einer kommt, der seine Schuhe ißt oder seine Großmutter heiratet, so findet sich immer wieder in je zwanzig oder dreißig Tausend einer, der seine Schuhe ißt oder seine Großmutter heiratet. Was wir Schwerkraft nennen und für die letzte Grundlage alles Seins halten, ist nur ein Arm eines mächtigeren Stromes, für den wir bis jetzt noch keinen Namen haben. Astronomie ist eine ausgezeichnete Wissenschaft; aber sie muß erst thätig in unser Leben eintreten, um zu ihrem vollen Wert zu gelangen, sie darf sich nicht auf Himmelskörper und Weltenräume beschränken. Das Blutkörperchen in den menschlichen Adern rotiert um seine eigene Achse, wie der Planet im Himmelsraum; und die Kreisbahnen des Intellekts entsprechen den Kreisbahnen der Weltkörper. Jedes Naturgesetz besitzt die gleiche unbeschränkte und allgemeine Geltung: Essen, Schlaf oder Winterruhe, Rotation, Zeugung, Metamorphose, Wirbelbewegung zeigen sich an einem Ei so gut wie an einem Planeten. Diese großartigen Reime, diese Wiederholungen in der Natur — ein liebes wohlbekanntes Antlitz starrt uns bei jeder Straßenbiegung unter einer so unerwarteten Maske entgegen, daß wir es für das Gesicht eines Fremden halten, und die Ähnlichkeit steigert sich allmählich zu göttlichen Formen — sie entzückten Swedenborgs prophetisches Auge; und er muß als ein Führer jener Umwälzung angesehen werden, die der Wissenschaft einen Gedankeninhalt und damit einer bis dahin zielloſen Anhäufung von Experimenten Richtung und Form und ein klopfendes Herz gab.

Ich gestehe mit einigem Bedauern, daß seine gedruckten Werke sich auf etwa fünfzig dicke Oktavbände belaufen, von denen auf die wissenschaftlichen Schriften etwa die Hälfte

entfällt; außerdem scheint eine Masse von Handschriften noch unveröffentlicht in der Königlichen Bibliothek zu Stockholm zu liegen. Die wissenschaftlichen Werke sind soeben in einer ausgezeichneten Ausgabe ins Englische übertragen worden.

Swedenborg ließ diese wissenschaftlichen Werke in den zehn Jahren von 1734 bis 1744 im Druck erscheinen; von jener Zeit an blieben sie vernachlässigt: und jetzt endlich, nachdem sie ihr volles Jahrhundert hinter sich haben, hat er in Herrn Wilkinson in London einen Schüler gefunden, einen philosophischen Kritiker von einer gleichen Kraft des Verstandes und der Einbildungskraft, daß wir ihn in dieser Hinsicht nur mit Lord Bacon vergleichen können. Er hat seines Meisters Bücher aus ihrem Grabe ans Tageslicht gebracht und ihnen den höchsten Dienst erwiesen, indem er sie aus ihrem vergessenen Latein ins Englische übertrug, so daß sie nun in unserer Sprache eines handeltreibenden und erobernden Volkes die Reise um die Welt antreten können. Dieses überraschende Wiederauftauchen Swedenborgs in seinem Jünger, nach einem hundertjährigen Todesschlaf, gehört zu den bemerkenswertesten Thatsachen seiner Geschichte. Unterstützt, wie es heißt, durch Herrn Clissolds Freigebigkeit, nicht minder auch durch seine litterarische Geschicklichkeit, hat der Herausgeber diese That poetischer Gerechtigkeit vollbracht. Die wundervollen einleitenden Aufsätze, durch die Herr Wilkinson diese Bände bereichert hat, stellen die ganze zeitgenössische Philosophie Englands in den Schatten und lassen mir auf den in ihnen bereits behandelten Gebieten nichts mehr zu sagen übrig.

Das „Animalische Reich" ist ein Buch von wundervollen Vorzügen. Der Schreiber hatte sich das höchste Ziel gesetzt: Wissenschaft und Seele, die so lange entfremdet gewesen waren, wollte er wieder zusammenführen. Es ist eine Abhandlung

über den menschlichen Körper, von einem Anatomen im erhabensten Stil der Poesie geschrieben. Nichts kann die kühne und glänzende Behandlung eines für gewöhnlich so trockenen und abstoßenden Gegenstandes übertreffen. Er sah die Natur „in einer ewigen und unendlichen Spirale sich in Windungen bewegen, auf Rädern, die niemals austrocknen, auf Achsen, die niemals knarren" — und versuchte zuweilen „jene geheimen Schlupfwinkel zu entdecken, in denen Mutter Natur in den Tiefen ihrer Werkstatt ihre Feuer hütet." Dabei gewinnen seine poetischen Gemälde unser Vertrauen durch die strenge Treue, womit sie auf praktische Anatomie gegründet sind. Es ist bemerkenswert, daß dieser hohe Genius sich mit aller Entschiedenheit für die analytische Methode gegen die synthetische entscheidet, und in einem Buche, dessen Geist eine kühne poetische Synthese ist, den Anspruch erhebt, sich auf strenge Erfahrung beschränkt zu haben.

Er kennt — vielleicht ist er der Einzige — er kennt das Strömen der Natur; er weiß, wie weise jene altbekannte Antwort des Amasis war, der auf die Aufforderung, die See leer zu trinken, ruhig sagte: „Ja, gern — wenn du die Flüsse anhalten willst, die sich ins Meer ergießen." Wenige wußten so viel wie er von der Natur und ihrer feinen Art, wenige haben feiner als er die Naturvorgänge dargestellt. Er war der Meinung, die Natur stelle ebenso große Ansprüche an unseren Glauben wie die Wunder. Er bemerkte, „daß es auf ihrem Wege von den ersten Uranfängen an durch die verschiedenen Entwickelungsstadien hindurch keinen Zustand gab, durch den die Natur nicht hindurch ging, wie wenn ihr Weg sie durch alle Dinge führte." . . . „Denn, so oft sie sich von den sichtbaren Erscheinungen hinweg aufrafft, in anderen Worten: sich in ihr Inneres zurückzieht, so ver-

schwindet sie augenblicklich und Niemand weiß, was aus ihr geworden, noch, wohin sie gegangen ist: daher ist es notwendig, die Wissenschaft zur Führerin zu nehmen, um ihren Spuren zu folgen."

Daß er seine Untersuchung unter dem Gesichtspunkt eines Zwecks oder einer Endursache betreibt, verleiht seiner ganzen Schreibweise ein wundervolles Leben, etwas Persönliches. Das Buch verkündigt seine Lieblingslehren: den alten Lehrsatz des Hippokrates, daß das Gehirn eine Drüse sei, den des Leukippos, daß die Eigenschaften des Atoms sich an der ganzen Masse erkennen lassen, oder umgekehrt, wie Plato es ausdrückt, daß der Mikrokosmos dem Makrokosmos entspricht. Dann die Verse des Lucretius:

Ossa videlicet e pauxillis atque minutis
Ossibus sic et de pauxillis atque minutis
Visceribus viscus gigni, sanguemque creari
Sanguinis inter se multis coëuntibus guttis;
Ex aurique putat micis consistere posse
Aurum et de terris terram concrescere parvis
Ignibus ex ignes, humorem humoribus esse.

„Die Knochen bestehen aus ganz kleinen und winzigen Knochen; so entsteht auch jedes Eingeweide aus anderen kleinen und winzigen Eingeweiden, und das Blut aus vielen sich miteinander vereinigenden Blutstropfen. Das Gold dürfte wohl aus kleinen Goldbröckchen, die Erde aus kleinen Erden erwachsen; aus Feuern entsteht das Feuer, das Feuchteaus Feuchtigkeiten." Lib. I. 835.

Es ist derselbe Gedanke, den Malpighi in seinen Lehrsatz zusammenfaßte: „Die Natur bekundet sich ganz in ihren kleinsten Teilen" — und es ist auch ein Lieblingsgedanke Swedenborgs. „Es ist ein beständig gültiges Gesetz des organischen

Körpers, daß große, zusammengesetzte und sichtbare Formen aus kleineren, einfacheren und schließlich gar unsichtbaren Formen bestehen und durch dieselben bestehen; diese bethätigen sich in ähnlicher Weise wie die größeren, nur vollkommener und universaler und die allerkleinsten Formen so vollkommen und universal, daß sie eine Vorstellung des ganzen Universums bieten können, dem sie angehören und dessen Vertreter sie sind." Die Einheiten jedes Organs sind so und so viele kleine Organe, die dem aus ihnen zusammengesetzten wesensgleich sind: die Einheiten der Zunge sind kleine Zungen, die des Magens kleine Mägen, die des Herzens kleine Herzen. Dieser fruchtbare Gedanke liefert einen Schlüssel zu jedem Geheimnis. Was zu klein ist, um mit dem Auge beobachtet zu werden, wird aus seinen Aggregaten erkannt; was zu groß ist, aus seinen Einheiten. Dieser Gedanke ist unendlicher Anwendung fähig: „Hunger ist ein Aggregat von sehr vielen kleinen Hungergefühlen oder Blutverlusten aus den Äderchen in allen Teilen des Körpers." Dieser Gedanke erschließt uns auch Swedenborgs Theologie: „Der Mensch ist eine Art von ganz kleinem Himmel, der der Geisterwelt und dem großen Himmel entspricht. Jeder besondere Einfall eines Menschen, jede Gemütsbewegung, ja, jeder kleinste Teil seiner Gemütsbewegung ist ein Bild und Ebenbild des Menschen. Ein Geist läßt sich schon aus einem einzigen Gedanken erkennen. Gott ist der unendlich große Mensch."

Die Kühnheit und Gründlichkeit seines Naturstudiums verlangte auch eine Theorie der Formen: die Formen steigen in regelmäßiger Ordnung von den niedrigsten zu den höchsten empor. Die niedrigste Form ist die winkelige; dies ist die irdische oder körperliche. Die zweite und nächst höhere Form ist die kreisförmige, auch die beständig-vielwinkelige genannt,

da der Umfang eines Kreises nichts anderes als ein unendlich vielseitiges Polygon ist. Die nächsthöhere Form ist die Spirale, die zugleich Ursprung und Maß aller Kreisformen ist: ihre Durchmesser sind nicht geradlinig, sondern verschiedenartig kreisförmig und ihr Centrum ist eine kugelig gewölbte Fläche; daher wird sie die beständigkreisförmige genannt. Die nächsthöhere Form ist die wirbel- oder beständigspiralförmige; dann kommt die beständigwirbelförmige oder himmlische; endlich die beständighimmliche oder geistige.

Ist es zu verwundern, daß ein so kühner Geist auch den letzten Schritt that — daß er zu glauben wagte, er könnte zur Wissenschaft aller Wissenschaften gelangen, die Bedeutung der Welt erschließen? Im ersten Band des „Animalischen Reiches" bringt er diesen Gegenstand in einem bemerkenswerten Absatz zur Sprache:

„In unserer Lehre von den Vertretungen und Wechselwirkungen," sagt er, „werden wir diese symbolischen sowohl wie die typischen Ähnlichkeiten behandeln, zugleich auch die erstaunlichen Erscheinungen, die nicht etwa nur am lebenden Körper, sondern in der ganzen großen Natur auftreten, und so durchaus den höchsten, geistigen Erscheinungen entsprechen, daß man darauf schwören möchte, die physische Welt sei ganz einfach nur ein Symbol der geistigen Welt. Dies geht so weit, daß wir irgend eine natürliche Wahrheit nur in physikalischen und bestimmten Lauten auszusprechen und diese Klanggebilde nur in die entsprechenden geistigen Ausdrücke zu übertragen brauchen, um auf diese Weise sofort eine geistige Wahrheit oder einen theologischen Glaubenssatz zu erhalten, an Stelle der physischen Wahrheit oder Vorschrift, obgleich kein Sterblicher es gewagt hätte, voraus zu sagen, daß ein derartiges Ergebnis durch bloße wörtliche Übersetzung sich könnte er-

reichen lassen: denn die eine Lehre scheint, wenn man sie unabhängig von der anderen für sich allein betrachtet, zu dieser absolut nicht in Beziehungen zu stehen. Ich gedenke späterhin eine Anzahl von Beispielen solcher Wechselbeziehungen mitzuteilen und ein Wörterverzeichnis beizugeben, das die Ausdrücke für die geistigen Erscheinungen und zugleich die Ausdrücke für die physischen Erscheinungen, für die diese geistigen Begriffe einzusetzen sind, enthalten wird. Dieser Symbolismus durchdringt alles Belebte."

Die Thatsache, die in dieser Theorie dargelegt wird, finden wir als etwas Selbstverständliches in aller Poesie, in der Allegorie, der Fabel, der Anwendung von Sinnbildern und dem Bau der Sprache. Plato kannte sie, wie aus seinen Worten über die zweimal zweigeteilte Linie im sechsten Buch der ‚Republik' klar hervorgeht. Lord Bacon hatte gefunden, daß Natur und Wahrheit sich nicht anders unterscheiden, als Siegel und Petschaft, und er führte als Beispiele einige physikalische Sätze samt ihrer Übertragung in eine moralische oder politische Bedeutung an. Böhme und alle Mystiker wenden dies Gesetz an, freilich in ihrer dunklen Rätselsprache. Die Dichter machen als Dichter Gebrauch davon; es ist ihnen bekannt, aber nur so wie der Magnet jahrhundertelang bekannt war: als ein Spielzeug. Swedenborg war der Erste, der die Thatsache einer besonderen Betrachtung unterzog und ihr eine wissenschaftliche Begründung gab; denn ihm war sie unaufhörlich gegenwärtig, und es gab keinen Augenblick, wo er sie nicht sah. Sie war, wie wir bereits auseinandersetzten, in der Lehre von der Identität und ewigen Wiederholung enthalten, denn die geistigen Reihen entsprechen genau den materiellen. Aber um sie zu erkennen, bedurfte es einer Einsicht, die alle Dinge ihrer Ordnung und Reihe zuzuweisen

wußte, oder, besser gesagt, es bedurfte eines so richtigen Standpunktes, daß die Pole des Auges mit denen der Weltachse zusammenfielen. Die Erde hatte ihre Menschen fünf oder sechs Jahrtausende hindurch ernährt; sie hatten Wissenschaften, Religionen, philosophische Systeme — und doch hatten sie niemals die sinnvolle Wechselwirkung aller Teile untereinander entdeckt. Und bis zu dieser Stunde fehlt in der Weltlitteratur ein Buch, worin der Symbolismus aller Dinge wissenschaftlich klar gelegt wird. Sobald der Menschheit eine Ahnung aufgegangen war, daß alle sichtlich wahrnehmbaren Gegenstände — Tier, Fels, Fluß, Luft — ja Raum und Zeit sogar — nicht um ihrer selbst willen oder überhaupt zu einem materiellen Zweck da sind, sondern daß sie nur eine Bildersprache sind, um eine andere Geschichte von anderen Wesen und anderen Aufgaben zu erzählen, da hätte doch — so sollte man meinen! — alle andere wissenschaftliche Bethätigung an die Seite geschoben werden und die eine Wissenschaft, die so ungeheure Ausblicke eröffnete, alle geistigen Fähigkeiten in Anspruch nehmen müssen. Ein jeder Mensch hätte bei jedem Gegenstand sich fragen müssen: was bedeutest du? Warum hält der Horizont hier im Mittelpunkt mich fest, mit meiner Freude, mit meinem Leid? Warum höre ich aus zahllosen verschiedenen Stimmen immer denselben Sinn heraus, und lese die eine niemals ganz deutlich ausgedrückte Thatsache in endloser Bilderschrift?

Aber — mag es sein, daß diese Dinge niemals vom Menschenverstand begriffen werden können, oder mag es sein, daß viele Jahrhunderte nötig sind, eine so seltene und reiche Seele in mühevoller Arbeit zu bilden: es giebt keinen Komet, keine Gesteinschichtung, kein Fossil, keinen Fisch, keinen Vierfüßler, keine Spinne, keinen Pilz, die nicht als Erscheinungen

an und für sich mehr Gelehrte und Systematiker interessieren, als die Frage nach Bedeutung und Zweck aller dieser Gestaltungen.

Aber Swedenborg war nicht zufrieden mit der Auffassung, daß die ganze Welt nur für des Menschen Küche da sei. In seinem vierundfünfzigsten Jahr bemächtigten diese Gedanken ganz und gar sich seiner, und sein tiefer Geist ließ sich von dem in der Religionsgeschichte nur allzuhäufigen Glauben bestricken, er sei ein übergewöhnlicher Mensch, dem das Vorrecht gegeben sei, mit Engeln und Geistern zu verkehren; und in dieser Ekstase sah er gerade das als seine Lebensaufgabe an, daß er die moralische Bedeutung der sinnlichen Welt den Menschen zu erklären habe. Mit einer ganz richtigen, zugleich das Ganze umspannenden und die kleinsten Einzelheiten wahrnehmenden Auffassung der Naturordnung verband er das Verständnis für die moralischen Gesetze in ihren weitesten sozialen Beziehungen. Aber da er seiner Naturanlage nach einen unüberwindlichen Bildnerdrang besaß, so sah er alles, was er sah, nicht abstrakt, sondern in Bildern, hörte es als Gespräch und verdichtete es zu Ereignissen. Wollte er ein Gesetz recht klar und gesund mitteilen, so war er genötigt, es in die Form eines Gleichnisses zu kleiden.

Die Seelenkunde der Neuzeit vermag kein ähnliches Beispiel gestörten Gleichgewichtes aufzuweisen. Die hauptsächlichsten Geisteskräfte funktionierten völlig gesund ruhig weiter. Und für einen Leser, der bei der Beurteilung des Berichtes den Absonderlichkeiten des Berichterstatters gebührende Rechnung trägt, sind die Ergebnisse immerhin recht lehrreich und ein schlagenderer Beweis für die darin verkündeten erhabenen Gesetze, als alle, die ein niemals aus seinem geistigen Gleichgewicht gebrachter Pedant anführen könnte. Swedenborg

versucht einen Begriff von dem ‚modus' des neuen Zustandes zu geben, indem er behauptet, „seine Gegenwart in der Geisterwelt habe eine gewisse Trennung von seinem Körper zufolge; diese Trennung beziehe sich aber nur auf den intellektuellen Teil und nicht auch auf den Willensteil seiner Seele." Und er versichert, „er sehe mit seinem inwendigen Gesicht die Dinge in einem jenseitigen Leben klarer als mit seinem körperlichen Auge die Dinge dieser Welt."

Nachdem er sich den Glauben zu eigen gemacht hatte, gewisse Bücher des Alten und des Neuen Testaments seien vollkommene Allegorien, d. h., sie seien in einem ekstatischen oder Engels-Zustand geschrieben, verwandte er die ihm noch verbleibenden Lebensjahre darauf, den allgemeinen Sinn aus dem buchstäblichen herauszulösen. Von Plato borgte er die schöne Fabel von „einem uralten Volk, Menschen, die besser waren als wir und näher bei den Göttern wohnten." Und Swedenborg fügte hinzu, für diese Menschen sei die Erde nur symbolisch dagewesen; wenn sie irdische Gegenstände gesehen, so hätten sie an diese als solche gar nicht gedacht, sondern nur an die höheren, die durch sie angedeutet und vertreten worden wären. Hinfort beschäftigte ihn nur noch der Zusammenhang zwischen Gedanken und Dingen. „Gerade in seiner organischen Form gleicht jedes Ding dem Endzweck, der ihm aufgeprägt ist." Ein Mensch ist im allgemeinen und im Einzelfall organisch gewordene Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, Eigensucht oder Dankbarkeit. Und die Ursache dieser Harmonie gab er in den ‚Arcana' an: „Der Grund, warum alles und jedes, im Himmel und auf Erden, nur Vertreter eines Anderen ist, beruht darin, daß alles nur durch eine Eingebung des Herrn, von Himmels wegen, existiert." Hätte er seine Absicht, solche Wechselbeziehungen darzustellen, in einer dem Ziel ent-

sprechenden Weise ausgeführt, so hätte dies das höchste Gedicht der Welt ergeben müssen, in welchem alle Geschichte, alle Wissenschaft eine hervorragende Rolle gespielt haben würde; aber sein Plan wurde verengert und zu nichte gemacht durch die ausschließlich theologische Richtung, die seine Untersuchungen einschlugen. Seine Auffassung von der Natur ist nicht menschlich und universal, sondern mystisch und hebräisch. Er verbindet mit jedem natürlichen Gegenstand einen theologischen Begriff: ein Pferd bedeutet sinnliches Verstehen; ein Baum Wahrnehmung; der Mond Glauben; eine Katze dies, ein Strauß das, eine Artischocke wieder was anderes — und so läuft recht kläglich jedes Symbol auf irgend eine geistliche Bedeutung hinaus. Aber so leicht läßt der schlüpfrige Proteus sich nicht fassen! In der Natur spielt jedes einzelne Symbol unzählige Rollen, wie jedes kleinste Teilchen der Materie seinen Rundlauf durch jedes System nimmt. Die centrale Identität befähigt jedes Symbol, nach und nach alle Eigenschaften eines wirklichen Wesens in allen Schattierungen darzustellen. In der himmlischen Wasserleitung paßt jeder Schlauch zu jedem Hydranten. Die Natur rächt sich gar bald an der rücksichtslosen Pedanterie, die ihre Wellen in Ketten legen möchte. Sie klaubt nicht an Buchstaben. Alles muß von der genialen Seite aufgefaßt werden, und wir müssen in der Blüte unserer Kräfte stehen, um alles richtig auffassen zu können. So engte leider sein theologischer Hang seine Naturauffassung ein und das Wörterverzeichnis der Symbole ist immer noch ungeschrieben. Aber der Dolmetsch, dessen die Menschheit noch harren muß, wird keinen Vorgänger finden, der dem wahren Problem so nahe gekommen ist, wie Swedenborg.

Swedenborg nennt sich selbst auf den Titelblättern seiner

Bücher „einen Knecht des Herrn Jesu Christi"; und mit seiner machtvollen geistigen Persönlichkeit ist er in der That der letzte Kirchenvater, der wohl schwerlich noch einen Nachfolger haben wird. Kein Wunder, daß seine tiefe ethische Weisheit ihn zu einem so einflußreichen Lehrer machte. Der altersschwachen herkömmlichen Kirche ließ er ihre trockenen Katechismen, er selbst aber brachte wieder einen frischen Hauch von Natur in die Religion hinein; der Andächtige entrinnt den Bibelworten und Predigttexten der Kirchenräume und findet voll Erstaunen, daß er selbst ein Teil ist von dem Ganzen seiner Religion. Seine Religion denkt für ihn und ist ihm immer zur Hand. Er dreht und wendet sie nach allen Seiten, und siehe, sie paßt zu allen Lebenslagen, macht ihm jeden Umstand klar und würdig. Statt einer Religion, die ihm mit diplomatischer Zurückhaltung drei oder vier Besuche machte — als er geboren ward, als er heiratete, als er krank wurde und als er starb — und sich sonst niemals um ihn kümmerte, fand er hier eine Lehre, die ihn den ganzen Tag begleitete, ihn sogar in Schlaf und Träume begleitete, die in seinem Denken war und ihm zeigte, durch welch eine lange Reihe von Vorfahren seine Gedanken auf ihn gekommen waren; die in Gesellschaft bei ihm war und ihm zeigte, durch welche nahen verwandtschaftlichen Bande er mit seines Gleichen und mit seinen Widerspielen verknüpft war; die ihn in das Getriebe der Natur führte und ihn lehrte, wie ihre Kräfte entstehen und welcher Art sie sind, welche freundlich, welche gefährlich sind; die ihm die künftige Welt aufschloß, indem sie ihm kündigte, daß dieselben Gesetze, die bei uns gelten, auch dort walten. Seine Jünger versichern, daß das Studium seiner Bücher ihren Geist kräftige.

Die Kritik kann kein höheres Problem finden, als die Beurteilung seiner theologischen Schriften, so überwältigend sind ihre Vorzüge und so schwer wiegende Einwände müssen erhoben werden. In ihrer ungeheuren Weitschweifigkeit gleichen sie der Prärie oder der sandigen Wüste, und ihre Ungereimtheiten erinnern an die Fieberphantasien eines Sterbenden. Er ergeht sich in höchst überflüssigen Erläuterungen und hat eine seltsam übertriebene Vorstellung von der Unwissenheit der Menschen. Die Menschen begreifen im Gegenteil Wahrheiten dieser Art sehr schnell. Dabei aber finden sich bei ihm überraschende Sätze in reicher Fülle; er ist ein höchst glücklicher Entdecker gerade solcher Dinge, die zu wissen für uns von der größten Wichtigkeit ist. Dieser Denker findet verblüffende Ähnlichkeiten, so z. B. entdeckt er, daß ein Haus seinem Erbauer ähnelt. Er erkannte an den Dingen die in ihnen wirksamen Gesetze, er sah die Gleichheit ihrer Funktion, nicht ihres Baus. Seine Wahrheiten teilt er in einer unabänderlichen Methode und Ordnung mit, es ist das gewohnheitsmäßige Vorschreiten des Geistes von innen nach außen. Welcher Ernst, welche bedächtige Kraft! Nie schweift sein Auge umher, nie sucht er mit eitlem Prunk zu glänzen, nie beäugelt er sich selbst, nie stoßen wir bei ihm auf irgend eine der so gewöhnlichen Formen von litterarischem Stolz. Theoretiker und spekulativer Denker ist er, aber einer, auf den in der ganzen Welt kein praktischer Alltagsmensch mit Verachtung blicken würde. Plato ist ein Professor: sein Gewand, wenngleich purpurn und beinahe aus Himmelslicht gewoben, ist ein akademischer Talar, der mit seinen weiten Falten an freiem Ausschreiten hindert. Aber dieser Mystiker wäre einem Cäsar schrecklich. Lykurg selbst würde sich vor ihm neigen.

Swedenborgs moralische Erkenntniskraft, seine Verbesserung

volkstümlicher Irrtümer, seine Verkündigung ethischer Gesetze — dies alles erhebt ihn hoch über jeden Vergleich mit irgend einem anderen Schriftsteller der Neuzeit und giebt ihm ein Anrecht auf einen, seit vielen Jahrhunderten unbesetzt gewesenen Platz unter den Gesetzgebern der Menschheit. Der langsam wachsende aber machtvolle Einfluß, den er wie andere religiöse Genies erlangt hat, muß ebenfalls ein übermäßiger werden und seine Fluthöhe erreichen, ehe er das ihm zukommende beständige Maß und Ziel findet. Denn was echt und allgemeingültig ist, kann natürlich sich nicht auf den Kreis derer beschränken, die unbedingt mit seinem Geiste sympathisieren, sondern es wird in dem Allgemeinbesitz an weisen und richtigen Gedanken aufgehen. Die Welt hat ein unfehlbares chemisches Verfahren, durch das sie aus ihren Kindern alles Ausgezeichnete herauszieht und das Krankhafte und Beschränkte, das auch dem großartigsten Geist anhaftet, als wertlos auf die Seite wirft.

Die Seelenwanderung, an der die alte Mythologie der Griechen ihre Freude hatte, die Ovid den Stoff zu einer Gedichtsammlung lieferte, die in der Auffassung der Indier objektiv wird, d. h. als eine Verpflanzung der Seelen in andere Körper durch fremden Willen wirklich stattfindet — sie hat in Swedenborgs Geist einen mehr philosophischen Charakter angenommen. Sie ist subjektiv, d. h. sie hängt einzig und allein von dem Denken der betreffenden Person ab. Alle Dinge im Weltall nehmen für jeden Menschen eine neue Anordnung an, und diese hängt ab von der Art der ihn beherrschenden Liebe. Der Mensch ist so, wie seine Gedanken und Neigungen sind. Der Mensch ist Mensch, dank seinem Willen, nicht dank seinem Wissen und Verständnis. Wie er ist, so sieht er die Welt. Die Ehen der Welt lösen sich auf.

Die körperlosen, inneren Menschen versammeln sich alle in der Geisterwelt. Alles, was je die Engel ansahen, war für sie himmlisch. Jeder Satan dünkt sich selbst ein Mann zu sein; denen, die ebenso wenig taugen wie er, erscheint er als ein hübscher Mann, den Reinen aber als ein Haufen Aas. Zustände sind unwiderstehlich: überall macht sich die Anziehungskraft geltend, das Gleiche strebt zum Gleichen; was wir poetische Gerechtigkeit nennen, tritt auf der Stelle in die Erscheinung. So sind wir in eine Welt eingetreten, die ein lebendes Gedicht ist. Alles ist, wie Ich bin. Vogel und Tier sind nicht Vogel und Tier, sondern Emanationen und Ergießungen der Seele und des Willens, von Menschen, die in ihnen wohnen. Jeder schafft sich selber Haus und Stand. Die Geister quält die Furcht vor dem Tode, und sie können sich nicht erinnern, daß sie schon gestorben sind. Die in Bosheit und Falschheit leben, haben Angst vor allen Andern. Die sich selbst von werkthätiger Liebe losgesagt haben, sie sind immer auf der Wanderung und Flucht: die Gesellschaften, denen sie sich zu nähern versuchen, entdecken, wes Geistes sie sind, und jagen sie von sich. Die Habsüchtigen glauben in Zellen zu sitzen, die von Mäusen wimmeln; in diesen Zellen liegt ihr Geld. Diejenigen, die ihr Verdienst in guten Werken suchen, glauben Holz zu hacken.

„Ich fragte solche, ob sie nicht müde wären. Sie antworteten, sie hätten noch nicht genug gethan, um den Himmel zu verdienen."

Er giebt uns goldene Worte, in denen mit seltener Schönheit die ethischen Gesetze zum Ausdruck kommen. Hierzu gehört sein berühmter Spruch: „Im Himmel nähern die Engel sich beständig dem Frühling ihres Lebens, sodaß der älteste Engel am jüngsten aussieht." . . . „Je mehr Engel, desto

mehr Raum." . . . „Die Vollkommenheit des Menschen beruht auf seiner Liebe zur Thätigkeit." . . . „Der Mensch in seiner vollkommenen Form ist der Himmel." . . . „Was von Ihm ist, das ist Er." . . . „Die Ziele steigen immer höher, in dem Maße, wie die natürliche Kraft verfällt." Wahrhaft poetisch ist seine Schilderung der Schrift im innersten Himmel, die aus Biegungen, der Form des Himmels entsprechend, besteht, und daher gelesen werden kann, ohne gelernt zu sein. Wenn er den Anspruch erhebt, mit übernatürlichen Visionen begnadigt zu sein, so rechtfertigt er diesen beinahe durch die wunderbaren Einblicke, die er in den Bau des menschlichen Körpers und Geistes gethan hat. „Niemals ist es im Himmel Jemandem gestattet, hinter einem Anderen zu stehn und auf dessen Hinterkopf zu blicken; denn dadurch wird der Einfluß gestört, der vom Herrn ausströmt." Die Engel erkennen am Klang der Stimme, was ein Mensch liebt; an der Modulation des Klanges seine Weisheit, und aus dem Sinn der Worte sein Wissen.

In seiner ‚Ehelichen Liebe' hat er die Wissenschaft der Ehe enthüllt. Von diesem Buche möchte man sagen, daß es, obwohl es die höchsten Elemente des Erfolges enthält, doch ein verfehltes ist. Fast wäre es der Hymnus der Liebe geworden, den Plato, ebenfalls vergeblich, im ‚Gastmahl' anzustimmen versucht hatte — der Liebe, von der, wie Dante sagt, Casella unter den Engeln im Paradiese sang, und die in angemessener Verherrlichung ihrer Entstehung, ihres Genusses, ihrer Wirkung wohl in die Seelen einzudringen wert wäre, denn sie würde uns den Ursprung aller Einrichtungen, Gewohnheiten und Gebräuche erklären. Das Buch wäre großartig geworden, hätte Swedenborg den Hebraismus fortgelassen, das Gesetz, ohne Beimischung von Gothik, als

rein ethische Forderung aufgestellt und Raum für einen höheren Standpunkt gelassen, wie es doch der Natur der Dinge entspricht. Sein Buch ist eine platonische Entwickelung der Wissenschaft von der Ehe. Es lehrt, daß das Geschlecht universal, nicht lokal ist, daß das männliche Geschlecht beim Manne jedes Organ bildet, jeder Handlung, jedem Gedanken seinen Stempel aufdrückt, und ebenso das weibliche Geschlecht beim Weibe. Deshalb ist in der wirklichen, d. h. in der Geisterwelt die eheliche Verbindung nicht bloß eine augenblickliche, sondern eine unaufhörliche und gänzliche, und Keuschheit ist keine auf einen Körperteil begrenzte, sondern eine universale Tugend; Unkeuschheit thut sich ebensowohl beim Handeltreiben, beim Ackerbestellen, beim Sprechen, beim Philosophieren, wie beim Zeugungsakt kund; daher waren zwar die Jungfrauen, die er im Himmel sah, schön, die Weiber aber unvergleichlich viel schöner und ihre Schönheit nahm unaufhörlich zu.

Leider aber pfropft Swedenborg, wie es nun einmal seine Art ist, diese Theorie einer Form auf, die er dem Zeitlichen entnimmt. Er legt zuviel Gewicht auf den Umstand der Ehe; obwohl er mißglückte Ehen auf Erden findet, träumt er doch von einer weiseren Wahl im Himmel. Aber für Seelen, die dem Ewigen zuschreiten, ist alle Liebe und Freundschaft nur etwas Augenblickliches. Die Frage: „Liebst du mich?“ will besagen: „Siehst du die gleiche Wahrheit wie ich?“ Wenn du's thust, so sind wir glücklich in derselben Glückseligkeit; plötzlich aber geht einem von uns beiden die Erkenntnis einer neuen Wahrheit auf — wir sind geschieden, und keine Spannkraft der Natur vermag uns noch aneinanderzufesseln. Ich weiß, wie köstlich dieser Liebestrank ist: Ich für dich auf der Welt, du für mich! Aber es ist nichts weiter, wie wenn ein

Kind an seinem Spielzeug hängt — ein Versuch, das trauliche Kaminfeuer und das Brautgemach zu verewigen, bei der Bilderfibel zu bleiben, die uns unsere ersten Lehrstunden unterhaltsam gemacht hat. Gottes Eden ist öde und ungeheuer, wie die Landschaft draußen, an die wir abends am Kamin denken; sie scheint uns kalt und verlassen, während wir über der Kohlenglut kauern. Aber sind wir dann wieder draußen, so bemitleiden wir die, die um Kerzenlicht und Kartenspiel auf die Pracht der Natur verzichten. Der eigentliche Gegenstand der ‚Ehelichen Liebe' ist vielleicht ‚der Umgang mit Menschen', dessen Gesetze tiefsinnig erforscht werden. Aber es ist falsch, die vorgetragenen Lehren buchstäblich auf die Ehe anzuwenden. Denn Gott ist die Braut oder der Bräutigam der Seele. Der Himmel bedeutet nicht die Paarung zweier Seelen, sondern die Vereinigung aller Seelen. Wir begegnen uns und verweilen einen Augenblick unter dem Tempel eines gemeinsamen Gedankens, dann scheiden wir, doch so, als ob wir nicht auseinandergingen, um uns in anderen fröhlichen Gemeinschaften mit einem anderen Gedanken zu vereinen. In dem niedrigen, auf Besitzrechte pochenden Sinne des „Liebst du mich?" liegt überhaupt nichts Göttliches — weit entfernt davon. Erst wenn du scheidest und mich verlierst, auf ein Gefühl dich besinnend, das höher ist als wir beide — dann rücke ich dir nahe und finde mich an deiner Seite; und ich werde abgestoßen, wenn du dein Auge auf mich heftest und Liebe heischest. Thatsächlich wechseln wir in der geistigen Welt jeden Augenblick das Geschlecht. Du liebst in mir, was Werts in mir ist; ich bin dein Gatte: aber nicht ich, sondern mein Wert fesselt deine Liebe; und dieser Wert ist ein Tropfen von dem Ozean von Wert, der außerhalb meines Ich liegt. Inzwischen verehre ich den größeren

Wert in einem Anderen und werde so dessen Weib. Dieser sehnt sich nach einem noch höheren Wert in einem anderen Geiste und wird dessen Weib, d. h. er empfängt dessen Einfluß.

Sei es infolge einer allmählich in ihm sich ausbildenden selbstquälerischen Angewöhnung, sei es aus eifersüchtigem Mißtrauen gegen die Sünden, denen Männer des Gedankens besonders leicht anheim fallen — genug, er gelangte in der Zergliederung und Aufdeckung dieser besonderen Form moralischer Krankheit zu einer Schärfe, der kein Gewissen widerstehen kann. Ich erinnere hier an sein Zartgefühl, das ihm den Nützlichkeitsstandpunkt in den Wissenschaften geradezu als eine Entweihung des Denkens erscheinen ließ. „Am Glauben deuteln heißt schon zweifeln und leugnen." Des Unterschiedes zwischen Wissen und Thun war er sich schmerzlich bewußt, und er gab dieser Empfindung immer wieder Ausdruck. Philosophen sind ihm daher Vipern, Basilisken, Nattern, Hämorrhoiden, Bonzen und fliegende Drachen; Litteraten sind Taschenspieler und Scharlatane.

Aber dieses Kapitel bringt uns auf einen traurigen Nebengedanken: hier finden wir wahrscheinlich den Sitz seines eigenen Leidens. Vielleicht war dies die Buße, die Swedenborg für seine nach innen gerichteten Fähigkeiten zahlen mußte. Der Erfolg oder die glückliche Geistesanlage scheint davon abzuhängen, daß Herz und Hirn in einem glücklichen Verhältnis stehen, daß moralische und geistige Kraft in der richtigen, freilich schwer zu treffenden Mischung vorhanden sind, für die vielleicht ein Gesetz wie jenes chemische maßgebend ist, wonach eine Verbindung von einem gewissen Massenverhältnis der einzelnen Teile abhängig ist, so daß z. B. Gase sich nur in gewissen Mengen, aber nicht in beliebigen Mengen, mit

einander verbinden. Es ist schwer, ein randvolles Glas zu tragen: so geriet auch dieser Mann, mit dem überreichen Herzen und Verstand, in einen gefährlichen Zwiespalt mit sich selber. In seinem ‚Animalischen Reich' überraschte er uns durch seine Erklärung, daß er Analysis und nicht Synthesis liebe, und jetzt, nach seinem fünfzigsten Jahr, wird er mißtrauisch gegen seinen Intellekt. Wohl weiß er, daß Wahrheit nicht für sich besteht und daß Güte nicht für sich besteht, sondern daß beide sich immer mischen und miteinander vermählen müssen; trotzdem erklärt er seinem Verstand den Krieg, ergreift gegen ihn die Partei seines Gewissens und schimpft und schilt ihn bei jeder Gelegenheit. Aber diese Heftigkeit rächt sich sofort. Die Schönheit verliert ihre Anmut, die Liebe wird unlieblich, wenn man die Wahrheit leugnet, die der halbe Himmel ist; es ist gerade, wie wenn Verbitterung einen talentvollen Mann zur Satire verleitet und sein richtiges Urteil trübt. Er ist weise, aber weise trotz ihm selber. Ein Ton voll unendlichen Leids, voll lauter Klage geht durch diese ganze düstere Welt. Ein Vampir sitzt auf dem Stuhl des Propheten und wendet sich mit einer unheimlichen Begierde diesen Bildern des Schmerzes zu. In der That, kein Vogel baut schneller sein Nest, kein Maulwurf wühlt sich hastiger in den Grund, als dieser Geisterseher für jede neue Schar von Sündern eine neue Hölle errichtet, eine immer grauenvoller als die andere. Er wurde zu ihnen hinab gelassen im Innern einer Säule, die anscheinend aus Erz bestand, in Wahrheit aber aus Engelsseelen gebildet war, damit er unversehrt zu den Verdammten sich begeben und die Vernichtung der Seelen wahrnehmen könnte. Dort hörte er lange Zeit ihre Wehklagen: er sah ihre Peiniger, die ihre Qualen ins Unendliche vermehren und steigern; er sah die Hölle der Gauner, die Hölle

der Mörder, die Hölle der Wollüstigen; die Hölle der Räuber, die ihre Mitmenschen töten und sieden; die hölliſche Tonne der Betrüger; die Höllen voller Exkremente; die Hölle der Rachſüchtigen, deren Geſichter einem runden breiten Kuchen gleichen, deren Arme ſich drehen wie ein Rad. Außer Rabelais und dem Dekan Swift beſaß niemals ein Menſch ſolche Kenntnis von Schmutz und Verderbnis.

Dieſe Bücher ſollten mit Vorſicht benutzt werden. Es iſt gefährlich, ſolche flüchtigen Bilder des Gedankens zu feſten Formen zu modeln. In ihrer Flüchtigkeit ſind ſie wahr, aber ſie werden falſch, wenn ihnen feſte Geſtalt gegeben wird. Um ſie richtig zu verſtehen, bedarf es eines Geiſtes, der faſt dem ihrigen gleich iſt. Aber wenn ſeine Viſionen zu ſtereotypen Ausdrücken für eine Menſchenmenge werden, in der alle Stufen des Alters und der geiſtigen Begabung ſich finden, ſo werden ſie verkehrt. Die Weiſen des Griechenvolkes pflegten die begabteſten und tüchtigſten jungen Leute durch die Eleuſiniſchen Myſterien zu führen — dies gehörte mit zur Erziehung; dort wurden ihnen, mit vielem Pomp und in verſchiedenen Graden, die höchſten Wahrheiten gelehrt, die die Weisheit der Alten kannte. Ein feuriger und nachdenklicher Jüngling von achtzehn oder zwanzig Jahren ſollte dieſe Swedenborgſchen Bücher, dieſe Myſterien der Liebe und des Gewiſſens, einmal leſen und ſie dann für immer bei Seite ſtellen. Das Genie wird ſtets von derartigen Träumen verfolgt, wenn Höllen und Himmel ihm aufgethan ſind. Aber dieſe Bilder dürfen nur als myſtiſche aufgefaßt werden, d. h. als ein ganz willkürliches und zufällig entſtandenes Gemälde der Wahrheit — nicht als die Wahrheit ſelbſt. Jedes andere Symbol wäre ebenſo gut — dann mag man dieſes ohne Gefahr betrachten.

Dem Swedenborgischen Weltsystem fehlt die zentrale Selbstthätigkeit; es ist dynamisch, nicht vital, daher entbehrt es der Kraft, Leben zu zeugen. Es ist nichts Individuelles darin. Das Weltall ist ein riesenhafter Krystall, dessen Atome und Blättchen in ununterbrochener Ordnung und in unzerstörter Einheit, aber kalt und still daliegen. Was nach Individualität und nach Willen aussieht, ist es nicht. Eine unermeßliche Kette von Zwischengliedern erstreckt sich vom Mittelpunkt nach den äußersten Enden hin und beraubt jede thätige Kraft ihrer Freiheit und ihres Charakters. Das Weltall liegt in seinem Gedicht in einem krankhaften magnetischen Schlaf befangen und spiegelt nur den Geist des Magnetiseurs wieder. Jeder Gedanke wird jedem Menschen durch eine Gesellschaft von Geistern vermittelt, die ihn umgeben; diese erhalten sie wieder von einer höheren Gesellschaft, und so fort. All seine Typen bedeuten nur dieselben paar Dinge. Alle seine Gestalten sprechen dieselbe Sprache. Alle seine Geister, mit denen er Zwiesprach pflog, sind Swedenborgianer. Seien sie, wer sie wollen — diese Farbe müssen sie zuletzt doch annehmen. Charon Swedenborg führt sie alle in seinem Nachen über den Fluß: Könige, Räte, Kavaliere, Doktoren, Sir Isaac Newton, Sir Hans Sloane, König Georg den Zweiten, Mohammed oder wer es sonst sei, und sie alle nehmen dieselbe, sozusagen grimmige, Farbe und Ausdrucksweise an. Nur als Cicero auftritt, da zögert unser edler Seher doch ein wenig; er mag nicht geradezu sagen, er habe mit Cicero selbst gesprochen, und erwähnt in einer Anwandlung menschlicher Schwäche: „einen, der wie man mich glauben ließ, Cicero war." Aber als dann der soi-disant Römer den Mund aufthut, da ist es mit Rom und mit Beredsamkeit vorbei — es ist wie alles übrige wieder der

gewöhnliche theologische Swedenborg. Seine Himmel und Höllen sind langweilig, weil ihnen jeder individuelle Zug mangelt. Die tausendfachen menschlichen Beziehungen fehlen ihnen. Das Interesse, das in der Natur jedem Menschen anhaftet, weil er Recht hat in seinem Unrecht, und Unrecht hat in seinem Recht, weil er jeder Dogmatisierung und Klassifizierung spottet — denn gar viele Ausnahmen, Nebensächlichkeiten, Zukünftigkeiten müssen in Betracht gezogen werden — weil er stark ist durch seine Laster, und oft gelähmt ist durch seine Tugenden: dieses Interesse finden wir nicht bei seinen Geistergesellschaften, die durch gegenseitige Sympathie alle unterscheidenden Merkmale verloren haben. Die Ursache dieses Mangels müssen wir im Mittelpunkt seines Systems suchen. Obwohl „der Herr" in jeder Zeile als thätig Eingreifender mit Namen genannt wird, wird uns sein Wirken doch niemals lebendig. Kein Glanz strahlt aus dem Auge, das aus dem Mittelpunkt starrt und das die Unendlichkeiten der von ihm abhängigen Dinge beleben sollte.

Der große Fehler an Swedenborgs Geist ist seine theologische Rechthaberei. An ihm ist nichts von dem freien Sinn einer weltumfassenden Weisheit, sondern wir befinden uns immer in einer Kirche. Jene hebräische Muse, die der Menschheit Kunde gab von Recht und Unrecht, sie übte auf ihn denselben übertriebenen Einfluß, den sie auf die Völker geübt hat. Nicht nur der Inhalt, auch der Ausdruck wurde geheiligt. Palästina wird immer wertvoller als ein Kapitel der Weltgeschichte, und immer weniger brauchbar als ein Element der Erziehung. Swedenborgs Genius, der größte aller modernen Geister in diesem Bereich des Denkens, verzehrte sich in dem Bemühen, etwas wieder zu beleben und zu erhalten, was bereits sein natürliches Ziel erreicht hatte und

nach dem Ratschluß der großen Vorsehung, die die Jahrhunderte lenkt, aus seiner beherrschenden Stellung vor westlicher Denkungsart und Ausdrucksweise zurückweichen mußte. Swedenborg und Böhme irrten beide, indem sie sich an das christliche Symbol hielten, statt an das moralische Gefühl, das unzählige Christentümer, Menschheiten, Gottheiten in seinem Busen trägt.

Dieser übertriebene Einfluß zeigt sich auch in der unangemessenen Einführung einer fremdartigen Rhetorik. „Was habe ich", fragt der ungeduldige Leser, „mit Jaspis und Sardonyx, mit Beryl und Chalcedon zu schaffen, was mit Archen und Passahs, mit Ephas und Ephods, was mit Aussatz und Schwären, mit Hebeopfern und ungesäuertem Brot, mit Feuerwagen, gekrönten und gehörnten Drachen, Behemoth und Einhorn? Solche Sachen sind gut für Orientalen, nicht für mich. Und je mehr Wissenschaft herbeigeschleppt wird, sie zu erklären, um so auffälliger wird die Ungehörigkeit. Je zusammenhängender das System, je feiner es ausgearbeitet ist, desto weniger gefällt es mir. Ich sage mit dem Spartaner: ‚Warum bringst du soviel Sachen vor, die gar nicht zur Sache gehören?' Meine Gelehrsamkeit ist so, wie Gott sie mir durch Geburt und Gewohnheit gegeben; ich entzücke mich an dem, was meine eigenen Augen gewahren, nicht was die eines Anderen gesehen haben. Hier kommt ein Fremder daher, will mir meine Rhetorik wegnehmen und dafür seine eigene unterschieben, will mich von Pelikan und Storch unterhalten statt von Drossel und Rotkehlchen, von Palmbäumen und Schittimholz statt von Sassafras und Wallnußbäumen — das scheint mir denn doch von allen Abgeschmacktheiten die allerüberflüssigste zu sein."

Locke sagte: „Wenn Gott den Propheten schafft, läßt er

den Menschen bestehen." Swedenborgs Geschichte ist ein treffendes Beispiel für diese Bemerkung. Die Pastorenstreitigkeiten in der Schwedischen Kirche, zwischen den Anhängern und Gegnern Luthers und denen Melanchthons, über „Glauben allein" und „Gute Werke allein", sie drängen sich in seine tiefen Spekulationen über die Einrichtung des Weltalls und über die himmlischen Heerscharen. Des lutherischen Bischofs Sohn, dem sich die Himmel geöffnet haben, sodaß er mit seinen Augen in den reichsten symbolischen Formen die erhabene Wahrheit der Dinge sieht, und daß er gleichsam auf göttlichen Befehl in seinen Büchern die unwiderleglichen moralischen Geheimnisse der Natur wiedergiebt — er bleibt trotz all dieser Größe stets des lutherischen Bischofs Sohn. Seine Urteile sind die eines Schwedischen Polemikers, seine ungeheure Weite erkauft er durch eine stahlharte Beschränktheit. Seine Streitigkeiten hat er immer in seinem Gedächtnis zu unmittelbarem Gebrauch bei sich, sogar auf seinen Besuchen im Geisterreich. Er ist wie Michel Angelo, der auf einem seiner Fresken den Kardinal, der ihn beleidigt hatte, unter einem Haufen von Teufeln in der Hölle schmoren ließ; wie Dante, der in rachsüchtigen Versen für alle erlittenen persönlichen Kränkungen heimzahlte; noch mehr gleicht er vielleicht Montaignes Dorfpriester, der, wenn ein Hagelwetter über das Dorf niedergeht, denkt, der Jüngste Tag sei da und die Kannibalen hätten bereits den Pips bekommen. Nicht weniger ärgert uns Swedenborg mit Melanchthons und Luthers und Wolfius' Schmerzen und mit seinen eigenen Büchern, die er uns empfiehlt, während er unter den Engeln weilt.

Derselbe theologische Krampf hält viele von seinen Dogmen gepackt. Sein Hauptgrundsatz in der Moral lautet, daß man

das Böse meiden muß, weil es Sünde ist. Ich bezweifle nicht, daß ihn hierbei der Wunsch leitete, seiner Gottheit ein gewisses persönliches Element beizulegen. Aber das bringt uns nicht weiter. Einer, sagst du, hat Angst vor Rotlauf: zeige ihm, daß diese Angst ein Übel ist; oder Einer hat Angst vor der Hölle — zeige ihm, daß Angst überhaupt ein Übel ist. Wer das Gute liebt, der beherbergt Engel, der verehrt die Ehrfurcht und lebt in Gottes Verein. Je weniger wir mit unseren Sünden zu thun haben, desto besser. Kein Mensch ist so reich, die paar Augenblicke seines Leben auf Gewissensbisse verschwenden zu können. „Nur das ist thätige Pflichterfüllung," sagen die Hindus, „was uns nicht in Fesseln schlägt; nur das ist Wissen, was uns zur Befreiung führt. Alle andere Pflichterfüllung dient nur, uns müde zu machen." Ein anderer Glaubenssatz, der seiner verderblichen theologischen Beschränkheit entspringt, ist sein Inferno. Swedenborg hat Teufel. Übel ist nach der Erklärung der alten Philosophen „Gutes, das im Entstehen ist." Daß reine Bosheit existiren könne, ist eine Behauptung des radikalsten Unglaubens. Sie kann durch keinen Vernunftgrund gestützt werden. Es ist Atheismus, ist der Gipfel der Profanation. Euripides sagte ganz recht:

Gut sein und in den Göttern sein, ist eins:
Wer ihnen Böses zutraut, ahnt sie nicht.

In welchen traurigen Zustand des Verfalls war doch die gotische Theologie geraten, daß Swedenborg die Möglichkeit, böse Geister könnten bekehrt werden, nicht anerkennen wollte! Aber die göttliche Kraft büßt nie an Spannkraft ein; das Aas an der Sonne wird sich zu Gras und Blumen wandeln, und ein Mensch, sei er im Bordell, im Gefängnis, am Galgen — er ist doch auf dem Wege zu Allem, was gut

und wahr ist. Wenn Burns mit wildem Humor dem „armen alten Nickie Ben“* zuruft:

Na, überleg dir's mal und bessre dich!

so hat er mehr Recht, als der theologische Eiferer. Alles ist oberflächlich und geht unter, nur Liebe und Wahrheit nicht. Das größte und höchste Gefühl ist immer auch das wahrste, und wir fühlen, daß der Indische Wischnu in edlerem Geiste spricht, wenn er sagt: „Ich bin der Gleiche für das ganze Menschengeschlecht. Niemand ist meiner Liebe oder meines Hasses würdig. Wer mir anbetend dient — in dem bin ich und er ist in mir. Wenn einer, dessen Wandel von Grund aus böse ist, mir allein dient, so ist er so achtungswert wie der Gerechte; er ist durchaus an seinem rechten Platz; bald wird auch er ein tugendhafter Geist, ewige Seligkeit wird ihm zu teil.“

Nun zu dem von Swedenborg erhobenen seltsamen Anspruch, Offenbarungen aus der anderen Welt empfangen zu haben: Da kann nur des genialen Mannes Ehrenhaftigkeit uns veranlassen, ihn überhaupt so weit ernst zu nehmen, daß wir seine Behauptungen näher untersuchen. Seine Enthüllungen bringen sich sonst um alle Glaubenswürdigkeit, indem sie zu sehr in Einzelheiten sich verlieren. Wenn ein Mann behauptet, der heilige Geist habe ihm mitgeteilt, daß das Jüngste Gericht — oder das jüngste der Gerichte — im Jahre 1757 stattgefunden habe; daß im Jenseits die Holländer in einem Himmel für sich wohnen, und ebenso die Engländer in ihrem eigenen Himmel — so erwidere ich darauf: ein Geist der heilig ist, ist auch zurückhaltend, schweigsam und kennt nur Gesetze für das ganze Weltall. Poltergeister und Kobolde,

* In Schottland scherzhafter Name für den Teufel.

die's nur in Märchen giebt, schwatzen und spielen die Wahrsager. Des Heiligen Geistes Sprüche aber sind zurückhaltend und gehen auf Einzelheiten überhaupt nicht ein. Dem Sokrates gab sein Dämon keinen Rat, dies oder jenes zu thun, half ihm auch nicht, einen Entschluß zu finden, sondern er riet ihm nur ab, wenn er etwas Unvorteilhaftes zu thun gedachte. „Was Gott ist", sagte Sokrates, „weiß ich nicht; ich weiß nur, was er nicht ist." Die Hindus haben das Höchste Wesen die ‚innere Hemmung' genannt. Die erleuchteten Quäker erklären ihr ‚Licht' nicht als etwas, das zu irgend einem Handeln treibt, sondern es erscheint nur als eine Verhinderung von jeglichem Unpassenden. Die richtigsten Beispiele jedoch sind ganz persönliche Erfahrungen, die in diesem Punkt durchaus übereinstimmen. Genau genommen ist Swedenborgs Offenbarung eine Verwechselung der Gebiete — ein Kapitalfehler bei einem so gelehrten Schematiker. Dies heißt die mathematischen Gesetze der Flächen auf Körper anwenden, den Individualismus mit seinen Possen in das Reich der Wirklichkeiten und allgemeinen Wahrheiten übertragen, und da muß ja Verwechselung und Chaos herauskommen.

Das Geheimnis des Himmels wird von Jahrhundert zu Jahrhundert bewahrt. Kein unvorsichtiger, kein liebenswürdiger Engel ließ je eine voreilige Silbe fallen, um auf die Sehnsucht der Heiligen, die Ängste der Sterblichen zu antworten. Auf unseren Knien hätten wir dem Begnadeten gelauscht, der durch strengeren Gehorsam seine Gedanken in Übereinstimmung mit den himmlischen Strömungen gebracht hätte und menschlichen Ohren Andeutungen von den Umgebungen und Daseinsbedingungen der eben abgeschiedenen Seele geben könnte. Aber so viel ist gewiß: jenes Jenseits muß dem Besten entsprechen, was es in der Natur giebt. Es

darf an Inhalt nicht geringer sein als die bereits bekannten Werke des Künstlers, der die Sonnenbälle am Firmament formt und die sittlichen Gebote schreibt. Es muß in frischeren Farben leuchten als der Regenbogen, fester sein als Berge, es muß sein wie Blumen, wie Ebbe und Flut, wie Aufgang und Niedergang der herbstlichen Gestirne. Melodienreiche Dichter werden heiser erscheinen wie Straßensänger, wenn einst der weltdurchdringende Grundton der Natur und des Geistes erschallt — der Erdschlag, Meerschlag, Herzschlag, der die Melodie bildet, nach welcher die Sonne, das Blutkörperchen und der Saft im Baume kreist.

In solcher Stimmung hören wir raunen: der Seher ist da und er singt sein Lied. Aber da ist keine Schönheit, kein Himmel: statt Engelsgestalten sehen wir Kobolde. Seine traurige Muse liebt Nacht und Tod und die Hölle. Sein Inferno ist mesmerisch. Seine Geisterwelt hat mit den edlen Freuden der Wahrheit, die bereits durch Menschenseelen uns zur Kenntnis gebracht sind, nichts mehr gemein, als eines Menschen böse Träume mit seinem Seelenleben. Denn in ihrem endlosen Aufmarsch trauriger Bilder hat sie wirklich die größte Ähnlichkeit mit jenen Traumerscheinungen, die Nächtens gar manchen ehrenwerten, gutmütigen, aber mit einer schlechten Verdauung begabten Gentleman zu einem kläglichen Tropf machen, der wie ein Hund um die Außenhöfe und Zwinger der Schöpfung schleicht. Wenn Swedenborg in den Himmel emporsteigt, so höre ich des Himmels Sprache nicht. Er sollte mir nicht erzählen, er sei unter den Engeln gewandelt; er sollte mir's beweisen, indem seine Beredsamkeit mich zu einem Engel machte. Sollen die Erzengel weniger majestätisch und anmutig sein, als Gestalten, die leibhaftig auf Erden wandelten? Die Engel, die Swedenborg uns schildert, geben uns keinen

sehr hohen Begriff von ihrer Gunst und Bildung: es sind lauter Landpastoren; ihr Himmel ist eine fête champêtre, ein evangelisches Picknick, oder eine französische Tugendpreisverteilung an ehrsame Landleute. Seltsamer, scholastischer, schulmeisterlicher, leidenschaftsloser und blutloser Mann, der Seelen in Klassen einreiht, wie etwa ein Botaniker eine Grasart bestimmt — der peinerfüllte Höllen durchforscht wie eine Schicht Kalkstein oder Hornblende! Er kennt kein Mitgefühl. Auf und ab spaziert er durch die Menschenwelt, ein moderner Rhodamanthys mit Perücke und goldknöpfigem Stock, und teilt mit der nonchalanten Miene eines Prozeßreferenten Seelen ein. Die warme Welt mit ihrem steten Witterungswechsel, mit ihren leidenschaftbeseelten Menschen ist ihm eine Grammatik voller Hieroglyphen oder ein Umzug von Freimaurern mit ihren Symbolen. Wie ganz anders ist doch Jakob Böhme! Der zittert und bebt vor Rührung und lauscht ehrfürchtig, von freundlichster Menschenliebe erfüllt, dem großen Weltenmeister, dessen Lehren er verkündet; und wenn er ausruft: „in gewissem Sinn ist Liebe größer als Gott!" so pocht sein Herz so laut gegen sein Lederwams, daß man sein Klopfen durch die Jahrhunderte hindurch vernimmt. Das macht einen großen Unterschied. Böhme ist gesund und schön in seiner Weisheit trotz aller mystischen Enge und Unverständlichkeit. Swedenborg ist ein unangenehmer Weiser: trotz all seinen gehäuften Gaben lähmt er und stößt ab.

Es ist das beste Kennzeichen einer großen Natur, daß sie einen Vordergrund eröffnet und gleich dem Hauch einer Morgenlandschaft uns zum Vorwärtsschreiten einladet. Swedenborg blickt zurück; niemals können wir uns ihn von der Ideenverbindung mit Spaten und Leichentuch lostrennen. Es giebt

Geister, denen es in Ewigkeit versagt ist, ins Innere der Natur einzudringen; andere, denen es nie gelingen will, den Weg aus ihr herauszufinden. Mit vielfacher Männerkraft begabt, gelang es ihm doch nicht, die Nabelschnur zu zerreißen, die ihn an die Natur band, und so konnte er sich nicht zur Höhe reinen Geistes erheben.

Es ist bemerkenswert, daß dieser Mann, der durch seine Fähigkeit, die Bedeutung von Symbolen wahrzunehmen, den poetischen Aufbau der Dinge und die Urbeziehungen zwischen Geist und Stoff erkannte — daß dieser Mann so gänzlich des Rüstzeugs poetischer Ausdrucksweise entbehrte, die doch aus dieser Fähigkeit entspringt. Er kannte die Grammatik und die Anfangsgründe der Muttersprache — wie kam es denn, daß er nicht eine einzige Strophe frei weg in Töne setzen konnte? Ging es ihm wie Saadi, der in seiner Vision seinen Rockschoß mit den himmlischen Blumen füllen wollte, um sie seinen Freunden zum Geschenk zu bringen — aber der Duft der Rosen betäubte ihn so sehr, daß der Saum des Gewandes seiner Hand entglitt! Oder verstößt solches Berichten gegen die guten Sitten der Himmelsgesellschaft? Oder waren seine Visionen nur intellektuell, und ist das etwa der geheime Grund, warum er in allen seinen Büchern auf das Intellektuelle schilt? Sei dem wie ihm wolle, seinen Büchern fehlt die Melodie, die Erregung, der Humor, die Abwechslung in der toten prosaischen Ebene. Sein wortreicher, peinlich sauber ausgeführter Bilderkram macht uns keine Freude, denn ihm fehlt die Schönheit. Wir wandern verloren durch eine glanzlose Landschaft. Kein Vogel sang je in diesen Gärten des Todes. Der gänzliche Mangel an Poesie in einem so übergroßen Geist verrät die Krankheit; er ist uns eine Art Warnung, wie eine heisere Stimme bei einem schönen Menschen.

Zuweilen muß ich denken, man werde ihn nicht länger mehr lesen. Sein großer Name wird zu einer Sentenz werden. Seine Bücher sind bereits zu einem Monument geworden. In seinen Lorbeer mischen sich so reichlich die Zypressen, den Tempelweihrauch durchdringt ein solcher Leichenduft, daß Knaben und Mädchen scheu die Stätte meiden werden.

Und doch, dieser Mann, der Genius und Ruhm vor dem Altar des Gewissens opferte, er hat ein Verdienst, das über jedes Lob erhaben ist. Er erfüllte einen Lebenszweck: er fällte ein Urteil. Er erwählte Güte als den leitenden Faden, an dem die Seele in diesem ungeheuren Labyrinth der Natur sich festhalten muß. Viele verschiedene Meinungen erheben sich und streiten, wo der wahre Mittelpunkt sei. In einem Schiffbruch klammern einige sich ans Tauwerk, andere an Fässer und Tonnen, an Sparren und Masten; der Lotse aber wählt sachkundig seinen Platz: hier stelle ich mich hin; alles andere wird vorher sinken; „der kommt ans Land, der mit mir segelt."

Verlaß dich nicht auf die Gunst des Himmels oder auf Gottes Mitleid mit deiner Thorheit oder auf deine Klugheit oder auf deinen Verstand — dies alles, worauf nach altem Brauch die Menschen ihre Haupthoffnung setzen, es kann dich nicht retten. Keine Schicksalsgunst, keine Gesundheit, keine bewunderungswürdige geistige Begabung — nichts kann dich retten: nur Redlichkeit, Redlichkeit immer und immerdar! Und mit einer Standhaftigkeit, die bei all seinen Studien, Erfindungen, Träumen niemals schwankt, hält er fest an diesem tapferen Wahlspruch. In Gedanken erscheint er mir wie ein sagenhafter indischer Anhänger der Seelenwanderung, der sagt: „Ob ich ein Hund, ein Schakal oder eine Ameise sei, ob ich auf den untersten Stufen der Natur stehe, welche Hülle

mich bedecke, welche wilde Tiergestalt mich verberge: ich halte mich zum Rechten, der sicheren Leiter, die zum Menschen und zu Gott hinaufführt."

Swedenborg erwies der Menschheit einen doppelten Dienst, den man erst jetzt zu erkennen beginnt. Auf dem Gebiet des wissenschaftlichen Experiments und praktischer Nutzanwendung machte er seine ersten Schritte: er beobachtete und beschrieb die Naturgesetze, und, von Stufe zu Stufe allmählich emporbringend, gelangte er von den Erscheinungen zu ihren höchsten Äußerungen und Ursachen. Da entbrannte er in frommer Begeisterung ob der Harmonien, die er ahnte, und überließ sich seiner Freude und Verehrung. Dies war der erste Dienst. Wenn seine Augen den Glanz der Glorie nicht zu ertragen vermochten, wenn er im Taumel der Verzückung strauchelte, so ist darum das Schauspiel, das er sah, nur um so erhabener: Durch ihn funkeln und glänzen uns die Wirklichkeiten des Alls, und diese wollen wir uns durch keine Schwäche des Propheten verdunkeln lassen. So leistet er der Menschheit einen zweiten unbewußten Dienst, der nicht geringer als der erste — vielleicht im großen Kreislauf des Daseins und in der geistigen Natur, die alles wieder vergilt, auch für Swedenborg selber nicht weniger ruhmvoll und schön ist.

Montaigne
oder Der Skeptiker

Jede Thatsache hat einerseits eine sinnenfällige, andererseits eine moralische Bedeutung. Die Aufgabe des Denkens besteht darin, so oft die eine Seite sich zeigt, auch die andere wahrzunehmen, d. h.: wenn die obere Seite gegeben ist, auch die untere zu erkennen. Kein Ding ist so gering, daß es nicht diese beiden Oberflächen hätte, und wenn der Beobachter die obenliegende Seite des Dinges gesehen hat, so dreht er es um, nun auch die Kehrseite zu betrachten. Das ganze Leben ist ein solches Pfennigspiel: Kopf oder Schrift! Dieses Spieles werden wir niemals müde, denn immer wieder durchschauert uns ein gelindes Erstaunen, wenn die andere Seite sich zeigt und anders ist als die zuerstgesehene. Da ist Jemand, dem überreich der Erfolg zuströmt; und er fragt sich im Geheimen, was wohl dieses gute Glück bedeuten möge. Er treibt seinen Handel auf offenem Markt; aber es kann ihm passieren, daß auch er selber gekauft und verkauft wird. Er sieht die Schönheit eines Menschenantlitzes und sucht nach der Ursache dieser Schönheit, denn diese Ursache muß noch schöner sein. Er erwirbt ein Vermögen, lebt nach den Gesetzen, liebt seine Kinder; aber bei alledem fragt er sich: warum? und wozu? Dieses

Kopfundschrift-Spiel heißt in der Kunstsprache der Philosophie: Unendlich und Endlich; Relativ und Absolut; Schein und Wirklichkeit — und es giebt noch viele andere schöne Namen dafür.

Jeder Mensch hat von Geburt eine Anlage für die eine oder für die andere dieser beiden Seiten, und wir werden oft finden, daß jemand sich der einen oder der anderen ganz und gar hingiebt. Die eine Klasse hat einen angeborenen Blick für Verschiedenheiten; sie beschäftigt sich mit Thatsachen und sinnfälligen Erscheinungen, mit Städten und Menschen und dem Zustandebringen gewisser Ereignisse. Dies sind die Männer des Talentes und der That. Die andere Klasse vermag Identität wahrzunehmen; es sind die Männer des Glaubens und der Philosophie — Männer des Geistes.

Die einen wie die anderen reiten zu schnell. Plotinos glaubt nur an Philosophen, Fénelon nur an Heilige, Pindar und Byron lassen nur Dichter gelten. Man lese nur die hochmütige Sprache, womit Plato und die Platoniker von allen Menschen reden, die sich nicht zu ihren glänzenden abstrakten Theorien bekennen: andere Leute sind bloß Ratten und Mäuse. Litteraturmenschen sind gewöhnlich stolz und exklusiv. Pope und Swift schildern in ihrem Briefwechsel die Menschen ihrer Umgegend als Ungeheuer; und in dem unseren eigenen Tagen angehörenden Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe zeigt sich kaum ein freundlicherer Geist.

Der Ursprung dieser Anmaßlichkeit ist leicht erkennbar. Das Genie offenbart sich als Genie durch den ersten Blick, den es auf einen beliebigen Gegenstand wirft. Hat sein Auge Schöpferkraft? Wenn er nicht bei Winkeln und Farbenflecken verweilt, sondern mit einem Blick das ganze Bild umfaßt — so wird er flugs den Gegenstand selbst unterschätzen. In

Augenblicken der Schaffenskraft ist sein Gedanke den Werken von Kunst und Natur bis auf ihre Grundideen nachgegangen, und nun erscheinen ihm diese Werke plump und fehlerhaft. Er hat von Schönheit einen Begriff, dem der Bildhauer keine Form verleihen kann. Gemälde, Bildsäule, Tempel, Eisenbahn, Dampfmaschine — sie existierten zuerst in eines Künstlers Geist, ohne Makel, ohne Irrtum, ohne Reibung, wodurch das ausgeführte Modell beeinträchtigt wird. Das gilt auch von der Kirche, dem Staat, der Universität, dem Gericht, dem gesellschaftlichen Kreise und allen menschlichen Einrichtungen. Es ist nicht zu verwundern, daß diese Männer, in Erinnerung an Alles, was sie an Ideen gesehen und von Ideen erhofft haben, hochmütig die Überlegenheit der Ideen verfechten. Da sie einmal erkannt haben, daß die glückliche Seele aller Künste mächtig ist, so sagen sie: Wozu uns mit überflüssigen Verwirklichungen abquälen? Und gleich träumenden Bettlern treten sie in Worten und Werken auf, wie wenn diese Werte bereits Thatsachen wären.

Auf der anderen Seite fallen die Männer der Arbeit, des Handels, des Genusses schwerwiegend in die Schale — die animalische Welt, in der auch das Animalische am Denker und Dichter eingeschlossen ist, und die praktische Welt mit Einschluß aller jener unangenehmen Scherereien, die dem Denker und Dichter so wenig erspart bleiben, wie allen übrigen Menschen. Die Menschen, die auf unsern Straßen hastig dem Erwerb nachgehen, sie wollen nichts von metaphysischen Ursachen wissen, sie denken nicht an die Kraft, die Handelsleute und einen handeltreibenden Planeten mit Notwendigkeit zu existieren zwang — nein, sie halten sich nur an Baumwolle, Zucker, Wolle und Salz. In den Bezirksversammlungen an Wahltagen geht es nicht stiller her, weil der Wert all

dieser Abstimmungen zweifelhaft ist. Heißes Leben strömt immer nur nach einer Richtung. Den Männern dieser Welt, den Männern animalischer Kraft und Lebensfreude, den Männern praktischen Schaffens erscheint, solange sie ganz in ihrem Thun aufgehen, der Mann der Ideen als ein Verrückter. Nur sie allein haben Recht.

Die Dinge der Welt bringen stets ihre eigene Philosophie mit sich — nämlich Klugheit. Niemand erwirbt Eigentum, ohne sich zugleich auch ein bißchen Arithmetik zu eigen zu machen. In England, dem reichsten Lande, das jemals existierte, steht im Vergleich zu persönlicher Tüchtigkeit Besitz in höherer Schätzung als in irgend einem anderen Lande. Nach Tisch ist man weniger zum Glauben, mehr zum Absprechen geneigt: die Wahrheit hat etliche von ihren Reizen eingebüßt. Nach Tisch ist Arithmetik die einzige Wissenschaft: Ideen sind Ruhestörer, Brandstifter; sie gleichen Narrenstreichen junger Leute, von denen der tüchtige, ehrsame Teil der Gesellschaft nichts wissen will. Eines Tages war, so erzählt Spence, Pope bei Sir Gottfried Kneller zu Besuch, als dessen Neffe, ein Guineafahrer, ins Zimmer trat. „Neffe", sagte Sir Gottfried, „du hast die Ehre, die zwei größten Männer der Welt vor dir zu sehen." . . . „Wie große Männer Ihr sein mögt, das weiß ich nicht", antwortete der Guineamann; „aber Euer Aussehen gefällt mir nicht. Ich habe oft einen Mann, der viel besser war als Ihr beide zusammen, einen Mann aus lauter Muskeln und Knochen, für zehn Guineen gekauft." So rächt sich der Mann des gesunden Menschenverstandes am Professor und zahlt Verachtung mit Verachtung heim. Jener ist sprungweise zu Schlüssen gelangt, die noch nicht richtig sind, und sagt mehr als wahr ist; der andere macht sich über den Philosophen lustig und wiegt den Wert

des Menschen nach Pfunden ab. Diese Leute glauben, daß Senf auf der Zunge beißt, daß Pfeffer brennt, daß Streichhölzer feuergefährlich sind, daß man mit Revolvern sich in acht nehmen muß, daß Hosenträger dazu da sind, um Hosen zu halten, daß in einer Kiste Thee viel Gefühl drin ist, daß einer beredt sein wird, wenn man ihm guten Wein zu trinken giebt. Bist du zartfühlend und übergewissenhaft — so mußt du mehr Fleischpastete essen. Sie meinen, Luther hätte Milch im Leibe gehabt, als er sagte:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang!

und als er einem jungen Studenten, der über Vorausbestimmung und freien Willen nicht zurechtkommen konnte, den Rat gab, sich einen tüchtigen Rausch anzutrinken. „Die Nerven sind der Mensch", sagt Cabanis. Wenn mein Nachbar, ein lustiger Bauer, in der Schänke sitzt, so meint er, das Geld sei dazu da, um es schnell und sicher auszugeben. „Ich für mein Teil", sagt er, „laß mir's durch die Kehle rinnen; so hab' ich alles davon, wozu es gut ist."

Dieser Denkweise haftet der Übelstand an, daß sie zur Gleichgültigkeit und von da zum Überdruß führt. Das Leben ißt uns auf. Im Nu sind wir bloß noch Fabelwesen. Nur ruhig Blut: in hundert Jahren ist Alles eins. Das Leben ist ja 'ne ganz schöne Sache, aber wir werden noch mal froh sein, wenn wir's los sind, und unsere Mitmenschen werden auch froh sein, wenn sie uns los sind. Warum sollen wir uns hetzen und placken? Unser Essen wird morgen ebenso schmecken wie gestern, und schließlich werden wir genug davon gehabt haben. „Ah!" sagte der weltmüde Herr in Oxford, „es giebt nichts Neues und nichts Wahres — und es kommt auch gar nicht darauf an."

Etwas bitterer stöhnt der Cyniker: Unser Leben gleicht einem Esel, den man zu Markte führt, indem man ihm ein Bündel Heu vor die Nase hält: er sieht nichts als das Bündel Heu. „Es macht Einem so viel Umstände auf die Welt zu kommen", sagte Lord Bolingbroke, „und noch mehr wieder herauszukommen — ganz abgesehen von den Gemeinheiten, die man erdulden muß — daß es sich kaum lohnt, überhaupt da zu sein." Ich kannte einen Philosophen von diesem Schlage, der seine Erfahrungen mit der menschlichen Natur in das kurze Wort zusammenzufassen pflegte: „Die Menschheit ist ein verdammter Schuft!" — und als natürliche Ergänzung folgt ziemlich sicher der Nachsatz: „Die Welt lebt von Schwindel und so will ich's auch machen."

Während so der Abstraktler und der Materialist sich gegenseitig ärgern und bei ihrem Schelten und Spotten die unerfreulichsten Derbheiten zu Tage bringen, tritt ein Dritter auf und stellt sich mitten zwischen die beiden Kämpfenden — nämlich der Skeptiker. Er findet, sie haben beide unrecht, da sie beide in Extreme verfallen. Er stemmt seine Füße gegen den Grund, er will der Balken der Wage sein. Er geht niemals über seine Grenzen hinaus. Er sieht, wie einseitig die Leute der Straße sind, er will kein Gibeoniter sein. Er tritt ein für die geistigen Fähigkeiten, einen kühlen Kopf, und Alles, was dazu dient, ihn kühl zu halten: keine unüberlegte Geschäftigkeit, keine unbelohnte Selbstaufopferung, keine Verschwendung von Gehirn auf Handarbeit. Bin ich ein Ochs oder ein Karren? — Ihr bewegt euch beide in Extremen, sagt er. Du, der du Alles solid haben willst und eine Welt aus Blockblei, du täuschest dich aufs Gröblichste. Du denkst, du seist festgewurzelt und wie auf Stahl gegründet — und doch, wenn wir die letzten Thatsachen unseres Wissens

enthüllen, so wirbelst du umher, wie eine Luftblase im Fluß, weißt nicht von wannen du kommst, und bist vom Kopf zum Fuß in Täuschungen eingehüllt.

Aber auch zum Bücherkram wird er sich nicht verführen lassen; auch vom Talar des Professors will er nichts wissen. Die gelehrten Stubenhocker sind ihre eigenen Opfer: sie sind mager und blaß, haben kalte Füße, heiße Köpfe, Nachts können sie nicht schlafen, und bei Tage haben sie fortwährend Angst vor Störungen — sie leiden an Blässe, Unsauberkeit, Hunger und Egoismus. Kommt man ihnen näher und sieht zu, mit was für Ideen sie sich tragen, so findet man, daß sie Abstraktler sind und Tage und Nächte damit verbringen, irgendwelchen Träumen nachzuhängen; sie denken, eines Tages werde die menschliche Gesellschaft ihnen Anerkennung zollen für ein kostbares System, das wohl auf einer Wahrheit errichtet ist, dem aber die richtigen Verhältnisse im Entwurf und die Genauigkeit in der Ausführung abgehen und das der Systematiker niemals zu einem körperhaften und lebenskräftigen Ganzen gestalten kann, da ihm jegliche Willensenergie fehlt.

„Aber ich sehe klar und deutlich," sagt der Skeptiker, „daß ich überhaupt nicht sehen kann. Ich weiß, des Menschen Stärke beruht nicht in Extremen, sondern im Vermeiden von Extremen. So will ich denn wenigstens nicht in die Schwäche verfallen, mit meinem Philosophieren in größere Tiefe zu gehen, als meinen Kräften entspricht. Was hat's für einen Zweck, Fähigkeiten vorzuschützen, die wir nicht besitzen? Wozu hinsichtlich des jenseitigen Lebens bestimmte Behauptungen aufstellen, deren wir nicht sicher sind? Warum die Kraft der Tugend übertreiben? Warum vor der Zeit ein Engel sein wollen? Diese Sehnen werden ja doch reißen, wenn sie zu scharf angezogen werden. Wenn wir unsterblich sein möchten,

aber keine Beweise dafür haben — warum es nicht gerade heraussagen? Wenn die scheinbaren Beweise sich widersprechen — warum dies nicht feststellen? Wenn ein aufrichtiger Denker keinen Standpunkt gewinnen kann, um sich seine Meinung mit Ja oder Nein zu bilden — warum nicht einfach das Urteil aufschieben? Dieser Dogmatiker bin ich müde — aber auch jener Alltagsphilister, die von Dogmen nichts wissen wollen. Ich sage weder Ja noch Nein. Ich stehe hier, um den Fall zu untersuchen. Ich bin hier, um zu betrachten — *σκεπτειν* — zu betrachten, wie es sich verhält. Ich will versuchen, die Wage richtig zu halten. Wozu aufs Katheder steigen und einen großen theoretischen Wortschwall von Gesellschaft, Religion und Natur machen, wenn ich doch weiß, daß praktische Hindernisse im Wege liegen, die von mir und meinesgleichen nicht zu übersteigen sind? Warum so redselig vor der Öffentlichkeit sein, wenn doch jeder meiner Nachbarn mit Gründen, die ich nicht zu widerlegen vermag, mich festnageln kann? Warum das Leben für eine ganz einfache Geschichte ausgeben, wenn wir doch wissen, wie glatt und trügerisch der Proteus ist? Warum alle Dinge in das enge Hühnerhaus sperren wollen, wenn wir doch wissen, daß es nicht ein oder zwei Dinge giebt, sondern zehn, zwanzig, tausend, von denen keins dem andern gleicht? Warum sich einbilden, man habe alle Wahrheit allein gepachtet? Es läßt sich für jede Seite so vieles anführen!"

Wer möchte etwas gegen einen weisen Skeptizismus einwenden, wenn er sieht, daß es keine einzige praktische Frage giebt, für die sich nicht mehr als eine annähernde Lösung finden läßt! Ist nicht Heiraten eine offene Frage? Seit Anbeginn der Welt sagt man ja, daß die Verheirateten aus der Ehe heraus möchten, und daß die Unverheirateten in sie

hinein wollen. Noch immer ist vernünftig, was Sokrates einem Ratsuchenden auf die Frage, ob er sich eine Frau nehmen solle, zur Antwort gab: „ob er sich eine nähme oder nicht, er würde es auf jeden Fall bereuen." Ist nicht der Staat eine offene Frage? Die ganze menschliche Gesellschaft ist geteilter Meinung darüber. Niemand liebt ihn; viele verabscheuen ihn und machen sich aufrichtige Gewissensbedenken, ihn zu unterstützen; und man führt zu seiner Verteidigung nichts weiter an, als daß es noch schlimmer kommen könnte, wenn man das staatliche Gefüge auflöste. Steht es mit der Kirche anders? Oder — um einige von den Fragen aufzuwerfen, die die Menschheit am nächsten angehen — soll ein junger Mann danach streben, im Rechtswesen, in der Politik, im Handel es zu etwas zu bringen? Man wird nicht behaupten wollen, daß ein Erfolg in dem einen oder dem anderen Beruf dem Besten und Tiefstinnerlichen entspricht, das in seiner Seele ist. Soll er also die Bande durchhauen, die ihn fest an die menschliche Gesellschaft knüpfen, und ohne einen anderen Kompaß, als seinen Genius, ins Meer hinaus segeln? Da ist auf beiden Seiten viel zu sagen. Ich erinnere ferner an die offene Frage, ob der gegenwärtige Zustand freien Wettbewerbs besser sei, oder ob die Freunde ‚genossenschaftlicher Arbeit' recht haben. Edeldenkende Geister stimmen dem Vorschlag bei, daß die Arbeit Allen gemeinsam sein solle; nur diese Art von Produktion sei ehrenwert; nur in dieser liege Sicherheit. Nur aus der Hütte des Armen komme Stärke und Tüchtigkeit — und doch, auf der anderen Seite hält man dagegen, Arbeit verderbe die schöne Form, breche die geistige Kraft des Menschen, und die Arbeiter schreien einstimmig: „Wir können keine Gedanken fassen!" Kultur — wie unentbehrlich! Den Mangel an Bildung kann ich dir

nicht verzeihen — und doch, Kultur wird augenblicklich jene höchste Schönheit: Ursprünglichkeit, zerstören. Ausgezeichnet ist Kultur für einen Wilden; aber laß ihn einmal angefangen haben, Bücher zu lesen, und es ist ihm fürder unmöglich, nicht an Plutarchs Helden zu denken. Kurz, da die wahre Stärke des Verstandes darin besteht, „uns in dem, was wir wissen, nicht von dem, was wir nicht wissen, beirren zu lassen," so sollten wir uns diejenigen Vorteile sichern, die uns zu Gebote stehen, und sollten nicht auch diese aufs Spiel setzen, indem wir nach unerreichbaren Luftbildern haschen. Bitte, keine Chimären! Laßt uns reisen, laßt uns den Geschäften uns widmen, laßt uns lernen, erwerben, besitzen, emporkommen! „Die Menschen sind eine Art beweglicher Pflanzen; wie die Bäume empfangen sie einen guten Teil ihrer Nahrung aus der Luft. Wenn sie zu viel zu Hause bleiben, kränkeln sie." So wollen wir denn ein kräftiges, männliches Leben führen, wollen das, was wir wissen, bestimmt wissen; was wir haben sei solide, sei den Verhältnissen angemessen, sei unser eigen. Eine Welt in der Hand ist besser als zwei im Busch. Wir wollen mit wirklichen Männern und Frauen zu thun haben, und nicht mit hüpfenden Gespenstern.

Dies also ist der richtige Standpunkt für den Skeptiker: Überlegung, Zurückhaltung, keineswegs Unglaube, keineswegs Leugnen um jeden Preis, Zweifeln um jeden Preis — Zweifeln sogar am Zweifel; und am allerwenigsten Höhnen und lästerliches Spotten auf alles Tüchtige und Gute. Dies liegt so wenig in des Skeptikers Art wie in der eines Frommen oder eines Philosophen. Er ist der Bedächtige, der Vorsichtige, der Mann, der die Segel einzieht, der seinen Vorrat überschlägt, mit seinen Mitteln haushält, und der Meinung ist, ein Jeder habe zu viele Feinde, als daß er sich's leisten könne, sein

eigener Feind zu sein, und wir können uns gar nicht genug Vorteile sichern in diesem unsicheren Kampfe, wo auf der einen Seite so gewaltige, unermüdliche Mächte stehen und auf der anderen Seite dieser kleine, wunderliche, leicht zu treffende Schützenvogel, Mensch genannt, der in jeder Gefahr auf und nieder schwankt.

Von diesem Standpunkt aus kann man sich besser und sicherer verteidigen; man kann ihn behaupten; man hat mehr Bewegungsfreiheit und besseres Schußfeld. So gilt beim Hausbau die Regel: nicht zu hoch und nicht zu niedrig, unter dem Wind, aber außer dem Bereich des Schmutzes.

Die Philosophie, die wir brauchen, muß flüssig und beweglich sein. Das spartanische und das stoische System sind zu starr und steif für unseren Bedarf. Andererseits ist die Lehre eines Sankt Johannes: „Nachgeben und Leiden!" augenscheinlich zu dünn und luftig. Wir brauchen ein Wams aus elastischem Stahl gewoben, stark wie das erstgenannte System, geschmeidig wie das andere. Wir brauchen ein Schiff in diesem Wogenschwall, in dem wir wohnen. Ein eckiges dogmatisches Haus würde zu Splittern und Trümmern zerschellt werden in diesem Sturm entfesselter Elemente. Nein, es muß dicht anschließen und der Gestalt des Menschen angepaßt sein, damit wir überhaupt darin leben können. Eine Muschelschale ist die rechte Form für ein Haus, das zum Meere gehört. Des Menschen Seele muß das Vorbild unseres Systems sein, gerade wie nach des Menschen Leib sich die Form eines Wohnhauses richten muß. Anpassungsfähigkeit ist der menschlichen Natur besonders eigentümlich. Wir sind goldene Durchschnittszahlen, schwankende Stabilitäten, ausgeglichene oder in Abständen wiederkehrende Irrtümer, Häuser auf den Meereswogen. Der weise Skeptiker wünscht einen Stand-

punkt, von dem aus er das beste Spiel und die hervorragendsten Spieler in der Nähe betrachten kann — einen Überblick über das Beste auf unserem Planeten, über Kunst und Natur, Örtlichkeiten und Ereignisse, besonders aber über die Menschen. Alles, was es am Menschen Ausgezeichnetes giebt: eine anmutige Gestalt, einen eisernen Arm, Lippen, auf denen Überredungsgabe thront, ein erfindungsreiches Hirn, geschickt zu Spiel und Gewinn — Alles will er sehen und beurteilen.

Um zu diesem Schauspiel zugelassen zu werden, muß er auf eine gewisse tüchtige und klare und seinem Wesen entsprechende Art sein Leben einzurichten wissen; er muß eine gewisse Methode kennen, den unvermeidlichen Ansprüchen des menschlichen Lebens genug zu thun; er muß nachweisen, daß er selber bereits geschickt und erfolgreich gespielt hat; er muß das Feuer, die Beharrlichkeit, und überhaupt die Eigenschaften an den Tag gelegt haben, die ihn zur Stellung eines Vertrauensmannes seiner Landsleute und Zeitgenossen berechtigen. Denn die Geheimnisse des Lebens werden nur dem Geistesverwandten und Ähnlichen aufgedeckt. Männer vertrauen sich nicht Knaben, Hanswürsten oder Pedanten, sondern nur ihresgleichen an. Eine weise Beschränkung, wie man neuerdings zu sagen liebt, ist nötig, etwas, was zwischen den Extremen steht, dabei aber selbst eine ausgesprochene Eigenart hat. Ein starker und zulänglicher Mann, der weder Salz noch Zucker ist, dabei aber mit der Welt so weit vertraut, daß er Paris oder London gerecht zu beurteilen vermag, zu gleicher Zeit ein kräftiger und ursprünglicher Denker, dem Weltstädte nicht imponieren, sondern der aus ihnen nimmt, was er braucht — ein solcher Mann ist nötig, um diesen Platz auf dem Gebiete der Spekulation auszufüllen.

Diese Eigenschaften finden sich im Charakter Montaignes

vereinigt. Da jedoch meine persönliche Wertschätzung Montaignes vielleicht allzugroß ist, so möchte ich unter dem Schutz und Schirm dieses Fürsten aller Egoisten mit ein paar Worten begründen, warum ich gerade ihn als Vertreter der Skeptiker auserlesen habe. Zu diesem Behufe will ich erzählen, wie meine Liebe zu diesem wundervollen Plauderer entstand und immer stärker wurde.

Ein einzelner Band von Cottons Übersetzung der Essays war aus meines Vaters Bücherei mir zurückgeblieben, als ich noch ein Knabe war. Er lag lange unbeachtet da, bis ich nach vielen Jahren, frisch von der Universität gekommen, das Buch las und mir auch die übrigen Bände verschaffte. Ich erinnere mich noch des Entzückens und Erstaunens, womit ich dieses Buch für mich Leben und Bedeutung gewinnen sah. Mir war's, als hätte ich es, in irgend einem früheren Leben, selber geschrieben, so aufrichtig sprach es zu meiner Denkweise und Erfahrung. Als ich im Jahre 1833 in Paris den Friedhof Père-la-Chaise besuchte, sah ich das Grab eines gewissen Auguste Collignon, der 1830 im Alter von achtundsechzig Jahren starb und von dem der Grabstein sagte, „er habe gelebt, um das Rechte zu thun und habe sich an Montaignes Essays zur Tugend herangebildet." Einige Jahre später machte ich die Bekanntschaft des hochgebildeten englischen Dichters John Sterling; wir setzten unseren Verkehr brieflich fort, und da erfuhr ich, daß er als Verehrer Montaignes eine Pilgerfahrt nach dessen Schloß gemacht hatte, daß noch jetzt in der Nähe von Castellan im Perigord steht. Dort hatte er die Bemerkungen kopiert, die Montaigne vor zweihundertfünfzig Jahren an die Wände seines Bücherzimmers geschrieben hatte. Sterlings Reisetagebuch, das in der „Westminster Review" erschienen war, ist von Hazlitt

in den ‚Prolegomena' seiner Ausgabe der Essays wieder abgedruckt worden. Ich hörte mit Vergnügen, daß eins von den neuerdings entdeckten Autographen William Shakespeares sich in einem Exemplar der Florioschen Montaigne-Übersetzung befindet. Es ist das einzige Buch, von dem wir mit voller Bestimmtheit wissen, daß es des Dichters Bibliothek angehört hat. Und — seltsamer Zufall! — das Duplikat-Exemplar von Florio, das vom Britischen Museum angekauft wurde, um das andere mit dem Shakespeare-Autographen zu schonen — so wurde mir im Museum mitgeteilt — trug auf dem Vorsetzblatt den Namen Ben Jonsons in seiner eigenen Handschrift. Leigh Hunt erzählt von Lord Byron, Montaigne sei der einzige große Schriftsteller vergangener Zeiten gewesen, den er mit unverhehlter Befriedigung gelesen habe. Noch andere Erlebnisse, die ich hier nicht zu erwähnen brauche, trugen dazu bei, um mir den alten Gascogner ewig jung und unsterblich erscheinen zu lassen.

Als im Jahre 1571 sein Vater starb, gab Montaigne, damals 38 Jahre alt, seine Anstellung beim Gericht zu Bordeaux auf und ließ sich auf seinem Landgut nieder. Obgleich er ein Lebemann und manchmal ein Höfling gewesen war, ergab er sich jetzt mit immer wachsendem Eifer den gelehrten Studien; auch gewann er das engumgrenzte, aber ruhige und unabhängige Leben eines Landedelmannes lieb. Er beschäftigte sich ernstlich mit seiner Wirtschaft und suchte seinen Gütern den größtmöglichen Ertrag abzugewinnen. Aufrichtig und ehrlich, voll Abscheu gegen Betrogenwerden sowohl wie gegen Betrügen, wurde er wegen seines Verstandes und seiner Rechtschaffenheit in der ganzen Gegend hochgeschätzt. In den Bürgerkriegen der Liga, die aus jedem Hause eine Festung machten, ließ Montaigne seine Thüren offen stehen und sein

Haus blieb unverteidigt. Alle Parteien gingen nach Belieben bei ihm aus und ein, denn sein Mut und seine Ehrenhaftigkeit wurden allgemein geachtet. Die großen Herren und Edelleute der Nachbarschaft brachten ihm ihre Juwelen und Papiere zur Aufbewahrung. Gibbon erkennt in dem bigotten Frankreich jener Zeit nur zwei wahrhaft freigesinnte Männer an: Heinrich den Vierten und Montaigne.

Montaigne ist der freimütigste und ehrlichste aller Schriftsteller. Seine französische Aufrichtigkeit wird zuweilen etwas gröblich, aber er hat jede Kritik im voraus zum Schweigen gebracht durch die Großherzigkeit seiner eigenen Bekenntnisse. Zu seiner Zeit wurden Bücher nur für Männer und zwar fast ausschließlich in lateinischer Sprache geschrieben; daher war einem Humoristen eine gewisse Nacktheit der Ausdrucksweise wohl erlaubt, die sich mit unseren Sitten und mit unserem Schrifttum, das sich in gleicher Weise an beide Geschlechter wendet, nicht mehr vertragen würde. Aber wenn auch eine biblische Offenheit und eine höchst unkanonische Leichtfertigkeit manchem feinfühligen Menschen das Lesen seiner Kapitel vielleicht unmöglich macht, so ist doch dieser Makel nur ganz oberflächlich. Er renommiert damit, er drängt diese Eigenschaft in den Vordergrund: niemand kann härter von ihm denken oder sprechen, als er selber es thut. Er schreibt sich fast alle Laster zu; und wenn überhaupt etliche Tugend in ihm sei, sagt er, so müsse er ohne sein Wissen dazu gekommen sein. Er meint, es gebe keinen Menschen, der nicht fünf- oder sechsmal den Galgen verdient habe; und er beansprucht für seine Person keine Ausnahme von dieser Behauptung. Ferner sagt er: „fünf oder sechs höchst lächerliche Geschichten können mir so gut wie jedem anderen Menschen nachgesagt werden." Aber trotz all dieser wirklich über-

flüssigen Aufrichtigkeit bildet sich in jedem Leser immer fester die Überzeugung, daß Montaigne ein Mann von unbeugsamer Rechtlichkeit war.

„Wenn ich ganz strenge und gewissenhaft mir selber beichte, so finde ich, daß meine beste Tugend doch einen Anflug von Laster an sich hat, und ich fürchte, daß Plato, der Mann der reinsten Tugend — und ich liebe Tugend dieser Art so aufrichtig und voll Überzeugung wie nur irgend ein Mensch auf der Welt — daß Plato, sage ich, wenn er nur aufgepaßt und ganz nahe sich selber behorcht hätte, einen Mißton menschlicher Beimischung gehört haben würde — freilich schwach und wie aus weiter Ferne und nur für ihn selber wahrnehmbar."

Aus diesen Worten spricht ein ungeduldiger Überdruß an Schönfärberei und falschem Schein jeder Art. Er hat so lange bei Hof gelebt, daß ihn ein wütender Ekel vor allem äußerlichen Kram gepackt hat; deshalb läßt er sich manchmal gehen und flucht und schwört ein bißchen, spricht mit Matrosen und Zigeunern, führt derbe Witze und Gassenhauer an. Die Zimmerluft hat ihn sterbensübel gemacht — nun will er hinaus in die frische Luft, und wenn's Kugeln regnete. Von den feierlichen Herren in der Amtsrobe hat er übergenug gekriegt — er sehnt sich nach Kannibalen, und das verkünstelte Leben hat ihn so nervös gemacht, daß er denkt, je barbarischer ein Mensch sei, um so besser. Er lobt sich seinen Sattel. Theologie, Grammatik, Metaphysik mag man in anderen Büchern suchen. Was man bei ihm vorgesetzt bekommt, soll Erdgeruch haben und nach dem wirklichen Leben schmecken — süß oder scharf oder stechend. Unbedenklich unterhält er uns mit Geschichten von seiner Krankheit; seine ‚Italienische Reise' ist voll davon. So war und blieb er im Gleichgewicht. Über seinen Namen zeichnete er als Sinn-

bild ein paar Wagschalen und schrieb darunter: „Que sçais-je?“ Wenn ich sein Bildnis gegenüber dem Titelblatt ansehe, so ist mir's, als höre ich ihn sagen: „Ihr mögt den alten Vater Neunmalklug spielen, wenn Ihr Lust habt; Ihr mögt spotten und übertreiben — ich vertrete hier die Sache der Wahrheit, und nicht um alle Staaten, Kirchen, Einkünfte und Ehren Europas will ich die nackte Thatsache anders darstellen als wie ich sie sehe. Lieber brummele und quassele ich von dem, was ich genau kenne — von Haus und Scheuern; von meinem Vater, meiner Frau, meinen Pächtern; von meinem alten dürren, kahlen Schädel; von meinen Messern und Gabeln; von meinen Leibgerichten und Lieblingsgetränken; von hundert anderen ebenso lächerlichen Kleinigkeiten — als daß ich mit feinem Krähenkiel einen schönen Roman schriebe. Ich liebe graue Tage, Herbst- und Winter-Wetter. Ich bin selber grau und herbstlich, und ein bequemer Hausrock, alte Schuhe, die mir nicht meine Füße kneifen, alte Freunde, die mir keinen Zwang auferlegen, einfache Gespräche, bei denen ich mich nicht anzustrengen und mir nicht das Hirn auszupumpen brauche — das ist das Passendste für mich. Schon dadurch, daß wir Menschen sind, sind wir in einer riskanten und kitzlichen Lage. Nicht eine Stunde lang sind wir unser selbst und unseres Glückes sicher, im Nu können wir in irgend eine klägliche oder lächerliche Lage kommen. Warum soll ich blauen Dunst machen und den Philosophen spielen, anstatt den tanzenden Ballon, so gut ich's kann, mit Ballast zu beladen? So lebe ich doch wenigstens in fest umschriebenen Grenzen, bin immer thatbereit und kann zu guterletzt mit Anstand den Sprung ins Jenseits thun. Wenn an einem solchen Leben etwas Lächerliches ist, so ist die Schuld nicht mein: macht Schicksal und Natur dafür verantwortlich!“

So sind die Essays ein unterhaltsames Selbstgespräch über jeden möglichen Gegenstand, der ihm unversehens durch den Kopf fährt; alles wird ohne Ceremonien, aber mit männlichem Geiste behandelt. Es hat Männer von tieferer Einsicht gegeben; aber niemals, möchte man sagen, einen Mann von so überströmender Gedankenfülle; er ist niemals langweilig, niemals unaufrichtig und besitzt die Gabe, dem Leser Alles lieb zu machen, was ihm selber lieb ist.

Die markige Aufrichtigkeit des Mannes giebt sich sogar in der Form seiner Sätze kund. Ich kenne auf der ganzen Welt kein Buch, das unlitterarischer erscheint. Der gewöhnliche Gesprächston ist auf ein Buch angewandt. Schneide diese Worte an und sie werden bluten, so gefäßreich und lebendig sind sie. Wir lesen sie mit demselben Vergnügen, womit wir den sachlichen Bemerkungen von Leuten bei ihrer Arbeit zuhören, wenn irgend ein außergewöhnlicher Umstand ihrem Gespräch momentane Bedeutung verleiht. Denn Grobschmiede und Fahrleute verschnappen sich nicht in ihrer Rede, sondern diese prasselt hernieder wie ein Kugelregen. Alte Cambridger, die verbessern sich fortwährend und müssen nach jedem halben Satz von vorn anfangen; sie suchen zu sehr nach Pointen, wollen ihre Ausdrücke zu fein machen und verlieren über dem Bemühen um das Wort die Sache aus dem Auge. Montaigne spricht wie ein Abgebrühter; er kennt Welt, Bücher, sich selber, und er spricht stets nur im Positiv; niemals schreit oder protestiert oder bittet er: er kennt keine Schwäche, keine Krämpfe, keinen Superlativ. Nie empfindet er den Wunsch, aus der Haut zu fahren, den Hanswurst zu spielen, Raum oder Zeit aus der Welt zu schaffen; sondern er ist kräftig und kernhaft, weiß aus jedem Augenblick des Tages Genuß zu ziehen, liebt Schmerzen, weil sie ihn zum

Bewußtsein seiner selbst bringen und ihm die Dinge erst wirklich machen — wie wir uns selber zwicken, um zu wissen, ob wir auch wirklich wach sind. Er bleibt in der Ebene; selten steigt er zu Höhen empor oder in Tiefen hinunter; er liebt es, auf festem Grund zu stehen und die Steine unter seinen Füßen zu fühlen. Sein Stil kennt keine Begeisterung, keinen hohen Flug; zufrieden und selbstbewußt hält er immer die Mitte des Weges. Nur in Einem macht er eine Ausnahme: in seiner Liebe zu Sokrates. Wenn er von ihm spricht, da rötet sich seine Wange, und sein Stil erhebt sich zu leidenschaftlicher Wärme.

Montaigne starb 1592 im Alter von sechzig Jahren an der Bräune. Als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er in seiner Kammer die Messe lesen. In seinem dreiunddreißigsten Jahre hatte er sich verheiraten lassen. „Aber", sagte er, „hätte es nach meinem eigenen Willen gehen können, so hätte ich Frau Weisheit selber nicht geheiratet, wenn sie mich hätte haben wollen; aber was nützt es viel, sich darum herumdrücken zu wollen? Der allgemeine Brauch will's mal so haben. Meine meisten Handlungen sind durch das Beispiel meiner Mitmenschen, nicht durch meine freie Wahl zu stande gekommen." In seiner Todesstunde maß er der Sitte dieselbe gewichtige Bedeutung bei. Que sçais-je? Was weiß ich? Montaignes Buch hat die Welt indossiert, indem sie es in allen Sprachen übersetzte und in Europa fünfundsiebenzig Auflagen druckte — und dabei ist der Kreis der Verbreitung ein ziemlich gewählter, denn er beschränkt sich auf Hofleute, Soldaten, Fürsten, Weltmänner und Menschen von Geist und edler Gesinnung.

Sollen wir nun sagen, daß Montaigne weise gesprochen,

daß er dem Gedanken des Menschen über Lebensführung richtigen und dauernd gültigen Ausdruck verliehen hat?.

Wir sind von Natur zum Glauben geneigt. Nur Wahrheit allein, d. h. der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung interessiert uns. Wir sind überzeugt, daß durch alle Dinge ein Faden laufen müsse, auf den alle Welten wie Perlen aufgereiht seien. Die Menschen, die Ereignisse, das Leben existieren für uns nur durch die Vermittelung dieses Fadens: sie erscheinen und verschwinden — und zu keinem anderen Zweck, als daß wir die Richtung dieser Linie gewahren und entdecken können, daß sie ununterbrochen ist. Ein Mensch, der uns in einem Buch oder in einem Vortrag beweisen möchte, daß es einen solchen Faden nicht giebt, daß Alles nur Zufall und Chaos ist: Unglück ohne Grund; Glück, wofür es keine Erklärung giebt; ein Held, der von einem Dummkopf abstammt; ein Dummkopf als Sohn eines Helden — der würde uns niedergeschlagen machen. Ob wir's sehen oder nicht, wir glauben, das Band sei vorhanden. Das Talent macht solche Bande nach, das Genie findet die echten auf. Wir lauschen dem Mann der Wissenschaft, weil wir voraussetzen, daß in den Naturerscheinungen, die er uns erklärt, Folge und Beziehung waltet. Wir lieben Alles, was bestätigt, verbindet, erhält; und haben eine Abneigung gegen Alles, was verstreut und niederreißt. Ein Mann tritt auf, der, für jedermanns Auge erkennbar, von Natur erhaltend und aufbauend ist; seine Erscheinung erweckt die Ideenverbindungen: wohlgeordnete Gesellschaft, Landbau, Handel, umfassende Einrichtungen, Großstaat. Sollte dies Alles noch nicht existieren, so würde es dank seinen Bemühungen zu existieren anfangen. Deshalb ist er eine Freude und ein Trost für alle Menschen, denen sehr schnell ihr Gefühl sagt, daß dies Alles in ihm

steckt. Sektierer und Rebellen sagen gegen die bestehende Ordnung alles mögliche, worauf sich nichts antworten läßt, aber sie zeigen uns keinen selbstentworfenen neuen Plan eines Hauses oder Staates. Mag daher auch die Stadt, der Staat, die Lebensweise, die unser Berater plante, nur ein sehr bescheidenes und ein muffiges Glück bedeuten, so treten doch die Menschen voll Überzeugung für ihn ein und weisen den Weltverbesserer zurück, so lange er nur mit Axt und Brechstange kommt.

Aber obgleich wir von Natur am Alten hängen und in Allem Ursache und Wirkung finden wollen, und obgleich wir von einem sauren, trübsinnigen Unglauben nichts wissen wollen, so haben doch die Skeptiker, deren Vertreter Montaigne ist, Recht, und jeder Mensch gehört mal in seinem Leben zu ihnen. Jeder überlegene Geist wird dieses Reich, darin das Gleichgewicht herrscht, durchwandern — besser gesagt: er wird der in der Natur vorhandenen Hemmungen und Ausgleichungen sich zu bedienen lernen, denn sie sind die natürliche Waffe gegen die Übertreibung und den Formelkram der Bigotten und Dummköpfe.

Skeptizismus ist die Fechterstellung, die der Denker gegenüber allem von der Gesellschaft Angebeteten einnimmt. Sie betet es an — er aber sieht, daß daran nur Absicht und Ziel verehrungswürdig ist. Der Standpunkt, den der Skeptiker besetzt hält, ist die Vorhalle des Tempels. Die Gesellschaft liebt es nicht, wenn die bestehende Ordnung auch nur vom leisesten Zweifel angehaucht wird. Aber die Anzweifelung jedes Brauches und Herkommens ist ein unvermeidliches Stadium in der Entwickelung jedes höheren Geistes; sie ist zugleich der Beweis, daß er die flutende Kraft zu erkennen vermag, die in allem Wechsel stets dieselbe bleibt.

Der überlegene Geist wird sich gleichzeitig mit den Mißständen der Gesellschaftsordnung sowohl wie mit den zu ihrer Abstellung vorgeschlagenen Mitteln im Widerstreit finden. Der kluge Skeptiker ist ein schlechter Bürger; er ist nicht konservativ; er erkennt die Selbstsucht des Eigentums und die schläfrige Trägheit aller staatlichen Einrichtungen. Aber ebensowenig kann er mit irgend einer demokratischen Partei, wie sie bisher dagewesen sind, zusammenarbeiten. Denn Parteien wünschen, daß ein Jeder sich auf ihr Programm verpflichtet, und er durchschaut den Patriotismus der großen Menge. Seine Politik finden wir in Sir Walter Raleighs ‚Souls Errand' oder in Krischnas Ausspruch im Bhagavat: „Es giebt Niemanden, der meiner Liebe oder meines Hasses würdig wäre." Mit Recht und Gesetz dagegen, mit Arzneikunst, Gottesgelehrtheit, Handel und Sitte geht er scharf zu Gericht. Er ist ein Reformator, jedoch kein hervorragendes Mitglied der Gesellschaft der Menschenfreunde. Wir bemerken, daß er kein Anwalt des Arbeiterstandes, des Bettlers, des Gefangenen, des Sklaven ist. Ihm ist bewußt, daß unser Leben in dieser Welt nicht so einfach zu erklären ist wie Kirchen und Schulbücher behaupten. Er wünscht nicht gegen diese Wohlthaten aufzutreten, des Teufels Anwalt zu spielen und jeden spöttischen Zweifel auszuposaunen, der ihm die Sonne verfinstert. Aber er sagt: Zweifel giebt es.

Ich möchte die Gelegenheit benutzen und den Kalendertag unseres Sankt Michael de Montaigne feiern, indem ich diese Zweifel oder Verneinungen aufzähle und beschreibe. Ich möchte sie aus ihren Höhlen heraustreiben und ein wenig an die Sonne bringen. Wir müssen's mit ihnen machen, wie's die Polizei mit alten Spitzbuben macht, die vor dem Landratsamt öffentlich zur Schau gestellt werden. Sie sind nicht

mehr so gefährlich, wenn sie einmal bekannt gemacht und in die Polizeibücher eingetragen sind. Aber ich gedenke, ehrlich mit ihnen zu verfahren — ihren Schrecknissen soll Gerechtigkeit zu Teil werden. Ich werde keine Sonntagspredigt-Einwände erheben, die nur aufgestellt werden, um widerlegt zu werden. Ich wähle die schlimmsten, die ich finden kann, ohne zu wissen, ob ich's mit ihnen aufnehmen kann, oder ob sie stärker sind als ich.

Mit dem Skeptizismus des Materialisten will ich mich nicht mehr beschäftigen. Ich weiß, Vierfüßler-Anschauungen können nicht durchdringen. Was Fledermäuse und Ochsen denken, darauf kommt es nicht an. Das erste gefährliche Symptom, dessen Betrachtung ich mich zuwende, ist die Leichtigkeit und Leichtfertigkeit seines Geistes. Als ob es dem Wert geistigen Ernstes Eintrag thäte, viel zu wissen! Wissen bedeutet wissen, daß wir nicht wissen können. Die Stumpfsinnigen beten, die Genialen sind leichte Spötter. Wie achtungswert ist Ernst auf jedem geistigen Gebiete — aber der Intellekt tötet ihn! Ja, San Carlo, mein scharfsinniger und bewundernswerter Freund, einer der tiefsten Denker, findet, daß jede direkte Erhebung, selbst erhabener Frömmigkeit, zu dieser entsetzlichen Erkenntnis führt und den frommen Jünger erfolglos umkehren läßt. Mein erstaunlicher San Carlo hielt alle Gesetzgeber und Heiligen für moralisch angefault. Sie fanden die Bundeslade leer — sie sahen's, aber wollten nicht davon sprechen, und suchten ihre nachdrängenden Anhänger zurückzuscheuchen, indem sie riefen: „Handlung, Handlung, meine lieben Freunde — Ihr müßt handeln!" Diese Entdeckung San Carlos that mir weh; sie traf mich wie ein Julifrost, wie ein Schlag von der Hand einer Braut; aber noch schlimmer ist die Beschuldigung, die er gegen die Heiligen erhebt: nämlich, daß sie zum Überdruß satt seien. Auf der Höhe ihrer Vision, noch ehe sie sich von

den Knieen erhoben hätten, sagten sie: „Wir entdecken, daß unsere glückselige Anbetung nur einseitig und entstellt ist: um Erlösung zu finden, müssen wir zu dem verdächtigten und geschmähten Intellekt uns flüchten, zum Verstand, zum Mephistopheles, zu den Turnübungen des Geistes."

Dies ist Kobold Nummer Eins. Und obwohl dieser Gedanke in unserem Neunzehnten Jahrhundert in mancher Elegie behandelt worden ist — von Byron, Goethe und von anderen Dichtern geringeren Ruhmes, ganz abgesehen von vielen ausgezeichneten, nicht an die Öffentlichkeit getretenen Beobachtern — so muß ich doch gestehen, daß er meiner Phantasie nicht zusagt; mir scheint, damit werden nur Puppenhäuser und Töpferläden zusammengeschlagen. Was die römische Kirche oder die Kirche von England, von Genf, von Boston beunruhigt, kann recht wohl sehr weit davon entfernt sein, an irgend eine der Grundlagen des Glaubens zu rühren. Ich bin der Meinung, daß Verstand und moralisches Empfinden im Grunde eins sind; daß die Philosophie, obwohl sie sich die Ausrottung von Popanzen zur Aufgabe macht, zugleich ganz von selbst das Laster in Schranken hält und der Seele Gleichgewicht verleiht. Ich glaube, je weiser ein Mensch ist, desto erstaunlicher findet er den Schöpfungsplan und die sittliche Weltordnung und erhebt sich zu einem um so unumschränkteren Vertrauen.

Da ist der Einfluß der Stimmungen, von denen eine jede für Nichts achtet, was nicht zu ihrem eigenen Gewebe von Thatsachen und Meinungen gehört. Dann der Einfluß des Temperaments, das offenbar alle Anlagen und Gefühle ummodelt. Glaube und Unglaube liegen augenscheinlich in der Wesensart des Menschen; sobald ein jeder so viel Gewicht und Lebenskraft hat, wie nötig ist, um die ganze Maschinerie in

Gang zu setzen, braucht er keine extremen Beispiele mehr, sondern wird in seinem eigenen Leben schnell von einer Meinung zur anderen gelangen. Unser Leben ist wie Märzwetter: unwirsch und heiter in ein und derselben Stunde. Wir gehen ernst und gefaßt einher, an die eisernen Fesseln des Schicksals glaubend; wir machen nicht Kehrt, um unser Leben zu retten; aber ein Buch, ein Zuruf, ja der bloße Klang eines Namens fährt uns wie ein Blitz durch die Nerven, und plötzlich glauben wir an Freiheit des Willens: mein Fingerring soll das Siegel Salomons sein; nur Dummköpfe glauben an den Popanz Schicksal; dem entschlossenen Geiste ist Alles möglich. Plötzlich giebt ein neues Erlebnis unserer Gedanken eine neue Wendung: der hausbackene Verstand wirft sich wieder zum Tyrannen auf; wir sagen: „Nun ja, schließlich ist doch der Heeresdienst das große Thor zu Ruhm, guten Manieren und Poesie; und, seht mal, im großen und ganzen versteht sich Selbstsucht doch am besten auf Pflanzen und Beschneiden, bringt den besten Handel zu Wege und macht die besten Bürger." Sind eines Menschen Ansichten über Recht und Unrecht, Schicksal und Kausalität von einem unruhigen Schlaf oder einer gestörten Verdauung abhängig? Geht sein Glaube an Gott und Pflicht nicht tiefer, als sein Magen es will? Und was gewährleistet uns die Dauer seiner Überzeugungen? Die französische Behendigkeit gefällt mir nicht — jede Woche 'ne neue Kirche und 'nen neuen Staat! Dies ist mein zweiter Widerspruch, und man mag davon halten, was man will. Soweit darin behauptet wird, daß geistige Stimmungen sich in einer fortwährenden kreisenden Bewegung befinden, glaube ich, daß auch zugleich das Heilmittel damit angegeben wird, nämlich, daß in längeren Perioden sich Alles ausgleicht. Was ist der mittlere Durchschnitt vieler Zustände,

aller Zustände? Ist die allgemeine Übereinstimmung der Jahrhunderte ein Beweis, daß ein Grundgesetz vorliegt, oder läßt sich für getrennte Zeiten und Orte keine Gemeinsamkeit des Empfindens nachweisen? Und wenn daraus hervorgehen sollte, wie mächtig Selbstsucht ist, so erkenne ich darin einen Teil des göttlichen Gesetzes, und muß es, so gut ich's vermag, mit höherem Streben in Einklang bringen.

Das Wort ‚Schicksal' oder ‚Bestimmung' spricht aus, was die Menschheit aller Zeiten gefühlt hat: daß die Gesetze der Weltordnung uns nicht immer freundlich sind, sondern oft uns verletzen und zermalmen. Das Schicksal, in der Gestalt der ‚Natur', wächst über uns hinweg wie Gras. Wir malen die Zeit mit einer Sense, Liebe und Glück blind, das Schicksal taub. Wir besitzen zu geringe Widerstandskraft gegen diese blutgierigen Zähne, die uns zermalmen. Wie könnten wir diesen unentrinnbaren, siegreichen, bösen Mächten die Stirn bieten? Was kann ich in meinem Leben gegen den Einfluß der Rasse thun? Was kann ich gegen ererbte Eigenschaften meines Körpers machen, gegen Skrofeln, Lymphe, Impotenz? Was gegen Klima und Barbarei in meinem Vaterlande? Alles kann ich leugnen und mit Vernunftgründen widerlegen, nur nicht diesen ewigen Bauch: fressen muß und will er, und ich kann ihn nicht achtungswert machen.

Aber der Hauptwiderstand, den unser jasagender Lebenstrieb findet, und in welchem alle anderen Widerstände einbegriffen sind, liegt in der Lehre der Illusionisten. Ein schmerzliches Raunen geht um, wir seien in allen unseren wichtigsten Lebensäußerungen gefoppt worden, und freie Willensbestimmung sei ein ganz leerer Schall. Gefüttert und genudelt sind wir mit Luft und Nahrung, Weib, Kindern,

Wissenschaften, Ereignissen, und mit alledem sind wir genau so geblieben wie wir vorher waren. Die Mathematik, hat man geklagt, läßt den Geist auf derselben Stelle, wo sie ihn fand: aber das gilt von allen Wissenschaften; und es gilt von allen Handlungen und Ereignissen. Ich finde einen Mann, der sich mit allen Wissenschaften abgegeben hat, als denselben Knoten wieder, der er zuvor war; und in der würdevollen Miene des studierten Beamten entdecke ich noch die Züge des Kindes. Nichtsdestoweniger sind wir genötigt, diesen Wissenschaften unser Leben zu widmen. Wir können geradezu als feste Regel und Theorie unseres Erziehungszustands annehmen, daß Gott eine Substanz, und daß seine Methode die Vorspiegelung von Bildern sei. Die Weisen des Morgenlandes verehrten die Göttin Voganidra, die große täuschende Kraft Wischnus, durch den die ganze, hoffnungslos unwissende Welt betrogen wird.

Oder, soll ich es so ausdrücken: Das Erstaunliche am Leben ist, daß jede Spur einer Aussöhnung zwischen der Theorie und der Praxis des Lebens fehlt, Die Vernunft — die hochgepriesene Wirklichkeit, das Recht — sie wird ab und zu in einem bedeutsamen Augenblick der Klarheit wahrgenommen mitten in dem Wirrwarr von Geschäften und Arbeiten, die mit ihr nichts zu thun haben; dann geht sie wieder verloren für Monate oder Jahre, wird abermals für eine kurze Spanne Zeit wiedergefunden und geht wiederum verloren. Wollen wir es in unserem Zeitmaß ausdrücken, so haben wir vielleicht in fünfzig Jahren ein halbes Dutzend vernünftige Stunden gehabt. Aber sind wir dadurch in unseren Sorgen und Arbeiten besser daran? Eine Methode können wir in der Welt nicht erblicken, sondern nur diese parallelen Linien ‚Groß' und ‚Klein', die niemals eine Wechselwirkung auf-

einander üben, die niemals auch nur die geringste Neigung zeigen, sich zu treffen. Erfahrung, Reichtum, eine leitende Stellung, Lesen, Schreiben — dies Alles führt uns zu nichts. Damit ist's, wie wenn ein Mann zu uns ins Zimmer tritt: wir sehen ihm nicht an, ob er sich von Kartoffeln oder von Rindfleisch genährt hat; es ist ihm gelungen, so viel Muskeln und Knochen zu bekommen wie er braucht, einerlei, ob er sie von Reis oder von Schnee hat. So ungeheuer ist das Mißverhältnis zwischen dem Himmel und der Arbeitsameise unter ihm, daß der Umstand, ob einer ein tüchtiger Mensch oder ein Dummkopf ist, gar nicht so sehr ins Gewicht fällt, wie wir immer sagen. Soll ich noch einen Trick von diesem Gaukelspiel anführen? Es ist das betäubende Gesetz, daß kein Verkehr und darum auch keine Zusammenarbeit möglich ist. Der junge Geist lechzt danach, in die Gesellschaft einzutreten. Aber alle Wege der Bildung und der geistigen Größe führen ihn zu Gefangenschaft in der Einsamkeit. Oft hat er die Enttäuschung erfahren. Von seinem Dorf erwartete er kein Mitgefühl für seine Gedankenwelt, aber nun wandte er sich mit ihr an die Auserlesenen und Klugen, und siehe, auch bei ihnen fand er keine Nahrung für seinen Geist, sondern nur Mißverstehen, Abneigung, Spott. Die Menschen kommen in ganz eigentümlicher Weise zur Unzeit und auf den falschen Platz; und das Beste an Jedem ist ein entflammter Individualismus, der ihn nur noch mehr von den Anderen trennt.

Diese und noch schlimmere Krankheiten des Denkens sind vorhanden, und unsere gewöhnlichen Lehrer machen nicht einmal den Versuch, sie zu beseitigen. Sollen wir nun, weil das Gute in uns der Seite der Tugend zuneigt, sagen: „Es giebt keine Zweifel!" Sollen wir lügen zu Gunsten des Rechten? Sollen wir tapfer oder feige leben? und ist nicht

die befriedigende Beantwortung der Zweifel ein wesentliches Anfordernis aller Männlichkeit? Soll der Name ‚Tugend' eine Schranke sein, die uns von dem Wesen der Tugend trennt? Könnt ihr euch nicht vorstellen, daß ein ernster kräftiger Mann wenig Gefallen an Thee, Vorträgen und Katechismus finde, sondern durch eine rauhe Bahn zu gehen verlangt? Daß er Männer, Arbeit, Handel, Ackerbau, Krieg, Hunger, Überfluß, Liebe, Haß, Zweifel und Schrecken braucht, damit ihm die Dinge klar werden. Kann er nicht mit Recht verlangen, sich seine Überzeugung auf seine eigne Art erlangen zu wollen? Wenn er überzeugt ist, so wird es der Mühe wert gewesen sein!

Glaube heißt, die Versicherungen der Seele annehmen: Unglaube, sie leugnen. Es giebt Geister, denen Skeptizismus unmöglich ist. Wenn sie vorgeben, gewisse Zweifel zu hegen, so geschieht das eigentlich mehr aus höflichkeit, in Anbequemung an den Gesprächston ihrer Gesellschaft. Sie können unbedenklich ihrem Geist einen kleinen Abstecher ins Gebiet der Spekulation erlauben, denn sie sind seiner Rückkehr sicher. Sind sie einmal in den Himmel des Denkens eingetreten, so fürchten sie keinen Rückfall in die Nacht; sie sehen nur unbegrenzte Einladung auf der anderen Seite. Da umschließt jedes Paradies ein inneres Paradies, ein Himmel wölbt sich über dem anderen, sie sind rings von Göttlichem umschlossen. Andere giebt es, für die der Himmel ein ehernes Gewölbe ist, das auf die Oberfläche der Erde sich aufstützt. Dies ist eine Frage des Temperaments, einer mehr oder weniger tiefen Versenkung in die Natur. Die Gläubigen des ehernen Himmels können notwendigerweise nur einen reflektierten oder parasitischen Glauben haben; sie haben selber keinen Begriff von den ewigen Wahrheiten, sondern verlassen sich gefühls-

mäßig auf die Seher und gläubigen Bekenner der Wahrheiten. Das Wesen und Denken dieser Bekenner setzt sie in Erstaunen und bringt sie zur Überzeugung, daß jene etwas gesehen haben müssen, was ihnen selber verborgen blieb. Aber dann wollen diese Sinnenmenschen den Gläubigen auf seinem letzten Standpunkt festhalten, während er aus einem ebenso unbesiegbaren inneren Drange immer weiter schreitet — und auf einmal verbrennt der im Grunde Ungläubige aus Liebe zum Glauben den Gläubigen.

Große Gläubige werden stets für Ungläubige gehalten, für phantastische Atheisten, mit denen nicht auszukommen ist, und für Menschen, die eigentlich gar nicht zählen. Der Spiritualist sieht sich genötigt, seinen Glauben durch eine Reihe von skeptischen Betrachtungen auszudrücken. Mildthätige Seelen kommen mit ihren Plänen und bitten um seine Mitwirkung. Wie kann er zaudern? Die gewöhnliche Höflichkeit und Gefälligkeit erfordert ja, daß wir zustimmen, wenn wir nur irgend können, und daß wir unsere Bemerkung in die Form eines freundlichen Glückwunsches kleiden, und keine frostigen und häßlichen Worte gebrauchen. Aber dieser Gläubige ist gezwungen zu sagen: „O, diese Dinge werden immer so sein, wie sie sein müssen — was könnt ihr dagegen thun? Diese besonderen Übelstände und Verbrechen sind Laub und Früchte der Bäume, die wir vor unseren Augen wachsen sehen. Es ist zwecklos, über das Blattwerk oder die Beeren zu jammern; schneidet ihr sie ab, so wird der Baum wieder genau ebenso schlechte hervorbringen. Ihr müßt mit eurem Heilverfahren tiefer unten beginnen." Die Mildthätigkeiten des Tages wollen ihm durchaus nicht in den Sinn. Die Fragen, worüber die Leute sich ereifern, berühren ihn nicht, für ihre Wesensart hat er kein Verständnis, und, ent-

gegen allen Neigungen seines gutmütigen Herzens, muß er ihnen sagen, daß er keine Freude daran habe.

Selbst die Lehren, an die die Menschheit sich hoffnungsvoll anklammert: die göttliche Vorsehung, die Unsterblichkeit der Seele, bringen seine Nachbarn in einer Form vor, daß er sich nicht damit einverstanden erklären kann. Aber er leugnet, weil er mehr, nicht weil er weniger glaubt. Er leugnet aus Ehrlichkeit. Lieber will er sich den albernen Vorwurf des Skeptizismus machen lassen, als den der Unwahrhaftigkeit. Ich glaube, sagt er, an die sittliche Planmäßigkeit der Schöpfung: gastlich ist sie für die Wohlfahrt der Seelen bestimmt. Aber eure Dogmen erscheinen mir als Zerrbilder; warum sollte ich ihnen Gläubige werben? Wagt einer zu sagen, dies seien kalte ungläubige Worte? Die Weisen und Hochherzigen würden es nicht sagen. Sie werden Entzücken empfinden ob seinem weitblickenden Wohlwollen, das dem Gegner das ganze Feld der Überlieferung und des gemeinen Glaubens räumen kann, ohne nur ein Jota an Kraft zu verlieren. Dies Wohlwollen erblickt die letzte aller Verwandlungen. George Fox sah „einen Ozean von Nacht und Tod" — zugleich aber einen unendlichen Ozean von Lust und Liebe, der über dem Ozean der Finsternis flutete.

Die endliche Lösung, darin der Skeptizismus sich verliert, ist das sittliche Gefühl, das niemals seine Obermacht aufgiebt. Alle Seelenstimmungen mögen unbedenklich versucht werden, man mag ihr ganzes Gewicht in seine Einwände hineinlegen: das sittliche Gefühl wiegt sie alle zusammen ebenso mühelos auf wie jedes einzelne. Es ist der Tropfen, der ein Weltmeer aufwiegt. Ich spiele mit den bunten Thatsachen und behandle sie von dem oberflächlichen Gesichtspunkte aus, den wir Skeptizismus nennen; aber ich weiß, daß sie im nächsten

Augenblick mir in der Ordnung erscheinen werden, die jeden Skeptizismus unmöglich macht. Ein denkender Mensch muß den Gedanken fühlen, der das Weltmeer erzeugte: daß die Massen der Natur aufundab wogen und hinundher fluten.

Dieser Glaube macht uns jeder Lage des Lebens und jedem Gegenstande gewachsen. Die Welt ist gesättigt mit Gottheit und Gesetz. Wer so glaubt, der ist zufrieden mit Recht und Unrecht, mit Dummköpfen und Narren, mit dem Triumph der Thorheit und Lüge. In heiterer Ruhe vermag er den gähnenden Abgrund zu betrachten, der zwischen dem Ehrgeiz des Menschen und seinem Vollbringen klafft, zwischen der Nachfrage und dem Vorrat von Kraft — die wahre Tragödie aller Seelen.

Charles Fourier behauptete: „die Neigungen des Menschen seien maßgebend für sein Geschick." Mit anderen Worten: jeder Wunsch gewährleiste seine Befriedigung. Aber alle Erfahrung beweist das Gegenteil dieses Satzes. Die Unzulänglichkeit der Kräfte ist der Kummer aller glühenden jugendlichen Seelen. Sie beschuldigen die göttliche Vorsehung einer gewissen Sparsamkeit. Sie hat jedem Kinde Himmel und Erde gezeigt und es mit Sehnsucht nach dem Ganzen erfüllt; mit einem rasenden, grenzenlosen Sehnen; mit einem Hunger, gleich dem eines Weltenraums, der mit Planeten gefüllt zu werden begehrt; mit einer brüllenden Begier gleich der von Teufeln, die nach Seelen schreien. Und wie steht's nun mit der Befriedigung? Jedem wird „per Tag" ein einziger Tropfen verabfolgt, eine Tauperle Lebenskraft — ein Becher groß wie der Weltenraum und ein Tropfen Lebenswasser darin! Einer erwachte Morgens mit einem Appetit, der das Sonnensystem wie einen Kuchen hätte aufessen können; mit einer unbegrenzten leidenschaftlichen Sehnsucht nach Vollbringen. Er hätte seine Hand an den Morgenstern legen, er

hätte praktische Anwendungen der Schwerkraft oder chemischer Gesetze machen können — aber bei der ersten Bewegung, seine Kraft zu beweisen, da ließen Hände, Füße, Sinne ihn im Stich und verweigerten ihre Dienste. Er war ein Kaiser, den seine Völker verließen, und konnte sich selber was vorpfeifen; oder er war in eine Schar von Kaisern hineingestoßen, die alle pfiffen gleich ihm. Und dabei sangen immer noch die Sirenen: „Den Neigungen eines Menschen entspricht sein Schicksal." In jedem Hause, im Herzen jedes Mädchens und jedes Knaben, in der Seele des hochaufliegenden Heiligen, klafft dieser Abgrund — zwischen dem unumschränkten Versprechen idealer Macht und der jämmerlichen Erfüllung.

Da kommt uns die ausdehnungsfähige Natur zu Hilfe: sie ist elastisch, läßt sich niemals überrumpeln. Der Mensch hilft sich, indem er in noch größerem Maßstabe verallgemeinert. Die Lehre die uns das Leben erteilt, läuft darauf hinaus, daß wir verallgemeinern müssen; wir müssen glauben, was die Jahre und Jahrhunderte uns sagen, nicht was die Stunde uns einflüstern möchte; wir müssen Widerstand leisten, wenn Einzelheiten sich die Herrschaft anmaßen wollen, müssen zu der Bedeutung durchdringen, die ihnen als Teilen des Ganzen zukommt. Die Dinge scheinen etwas Bestimmtes zu sagen, und sagen in Wirklichkeit gerade das Gegenteil. Der Schein ist unsittlich — das Ergebnis sittlich. Es scheint, als ob es mit der Welt abwärts gehe, als ob die Kleinmütigen Recht behielten, denn Schufte kommen empor und die Gerechten unterliegen — aber durch Schurken wie durch Märtyrer wird die gerechte Sache gefördert. Obwohl in jedem politischen Kampf Schufte den Sieg gewinnen, obwohl die Gesellschaft von einer Verbrecherbande den Händen einer anderen Verbrecherbande überliefert zu werden scheint, so oft das Regi-

ment wechselt, obwohl der Gang der Zivilisation eine Kette von Verbrechen ist — so werden doch auf irgend eine Weise allgemein erstrebte Ziele erreicht. Wir sehen gerade jetzt, wie auf Ereignisse hingearbeitet wird, die eine in Jahrhunderten erworbene Gesittung aufzuhalten oder gar zurückzudrängen drohen. Aber der Weltgeist ist ein guter Schwimmer: kein Sturm, keine Wogengewalt kann ihm etwas anhaben. Gesetzen schlägt er ein Schnippchen: und so scheint sich, im ganzen Verlauf der Weltgeschichte, der Himmel mit der Anwendung niedriger und armseliger Mittel zu brüsten. Durch Jahre und Jahrhunderte, durch böse Mächte, durch Narreteien und durch den Zerfall in Atome hindurch strömt unwiderstehlich ein großes und freundliches Streben.

So lerne denn der Mensch im wechselnden Strome der Zeit nach dem Dauernden auszublicken; er lerne es ertragen, wenn Dinge verschwinden, denen er gewohnt war, Verehrung zu zollen, und verlerne darüber die Verehrung nicht; er lerne, daß er hier auf der Welt ist, nicht um zu schaffen, sondern um verarbeitet zu werden. Und mögen Abgründe unter Abgründen sich aufthun, möge eine Meinung die andere verdrängen — zuletzt ist Alles enthalten in dem Ewigen Urgrund:

„Zu einem andern Meer nur sinkt mein Schiff."

Shakespeare
oder Der Dichter

Große Männer zeichnen sich mehr durch Umfang und Ausdehnung des von ihnen beherrschten Gebietes aus als durch Orginalität. Wenn wir Orginalität darin erblicken, daß eine Spinne den Stoff zu dem Netz, das sie webt, ihrem eigenen Leibe entnimmt, daß Jemand, der ein Haus bauen will, den Thon selber auffindet und die Ziegel selber streicht — so ist kein großer Mensch original. Ebensowenig besteht wertvolle Orginalität darin, daß Einer von den anderen Menschen verschieden ist. Der Held steht im Gedränge der Ritter und im Getümmel der Ereignisse; so sieht er, was die Menschen brauchen, und von demselben Wunsch beseelt wie sie, kommt er mit dem notwendigen weiten Blick und langen Arm ihnen zu Hilfe, und das Ziel wird erreicht. Der größte Genius hat die meisten Schulden. Ein Dichter ist kein Plapperhans, der hervorsprudelt was ihm gerade zuerst auf die Zunge kommt, und, indem er alles mögliche sagt, schließlich auch mal etwas Gutes zu Tage bringt — sondern er ist ein Herz, das mit seiner Zeit und seinem Lande fühlt. Nichts Launenhaftes und Phantastisches ist in seinem Schaffen, sondern Süßigkeit und ein wehmütiger Ernst; er hat einen Ballast

schwerwiegender Überzeugungen und er strebt dem höchsten Ziel zu, das irgend einem Einzelnen oder einer ganzen Klasse seiner Zeitgenossen vorschwebt.

Der Genius des Lebens ist eifersüchtig auf das Individuum; er will von der Größe eines Einzelnen nichts wissen, es sei denn, dieser wirke durch die Allgemeinheit. Das Genie hat keine Wahl. Ein großer Mann wacht nicht eines schönen Morgens auf und sagt: „Ich bin voller Lebenskraft, ich will zur See gehen und ein Festland am Südpol entdecken; heute will ich die Quadratur des Kreises finden; ich will die botanische Wissenschaft durchstöbern und ein neues Nahrungsmittel für die Menschheit entdecken; ich beabsichtige einen neuen Baustil einzuführen; mir schwebt eine neue mechanische Kraft vor." Nein! Sondern er findet sich in der Strömung der Gedanken und Ereignisse, und die Ideen und Bedürfnisse seiner Zeitgenossen treiben ihn vorwärts. Er steht da, wo Aller Augen nach einer Richtung blicken, wo Aller Hände ihm den Weg weisen, den er gehen soll. Die Kirche hat ihn inmitten ihrer Gebräuche und ihres feierlichen Pompes aufgezogen, und er führt den Gedanken aus, den ihre Musik ihm eingab: er baut einen Dom, wie sie ihn für ihre Gesänge und Prozessionen braucht. Er findet einen tobenden Krieg vor; dieser erzieht ihn in der Kaserne, bei Trompetengeschmetter, und er verbessert das Reglement. Zwei Landschaften pröbeln an dem Problem, Kohle oder Mehl oder Fische vom Erzeugungsorte nach dem Verbrauchsorte zu schaffen, und es fällt ihm ein, eine Eisenbahn zu bauen. Jeder Meister hat sein Material beisammen gefunden; seine Stärke lag in der instinktiven Übereinstimmung mit seinem Volk und in seiner Liebe zu dem Material, das er bearbeitete. Was für eine Ersparnis an Kraft! und was für ein Ersatz für die Kürze

unserer Lebensfrist! Alles liegt fertig da für seine Hand. Die Welt hat ihn auf seinem Wege soweit gebracht. Das Menschengeschlecht ist vor ihm hinausgezogen, hat Berge abgetragen, Tiefen ausgefüllt, Flüsse überbrückt. Männer, Völker, Dichter, Künstler, Weiber, — sie alle haben für ihn gearbeitet, und er tritt in ihre Arbeit ein. Hätte er irgend etwas anderes sich erkoren, etwas, was außerhalb des allgemeinen Strebens, außerhalb des nationalen Empfindens und der Geschichte seines Volkes gelegen wäre — so hätte er alles allein thun müssen; seine Kräfte wären schon bei den ersten Vorbereitungen verausgabt worden. Man möchte beinahe sagen: echte geniale Größe besteht darin, überhaupt nicht original zu sein, aber alles in sich aufnehmen zu können; die Welt alles thun zu lassen, und nur den Geist der Stunde ungehindert seinen eigenen Geist durchdringen zu lassen.

Shakespeares Jugend fiel in eine Zeit, da die Engländer ungestüm sich zu den Unterhaltungen der Bühne herandrängten. Der Hof freilich war empfindlich gegen politische Anspielungen und suchte sie zu unterdrücken. Das gleiche Ziel verfolgte die aufstrebende und thatkräftige Partei der Puritaner und die religiöse Richtung innerhalb der Anglikanischen Kirche. Aber das Volk verlangte die Schauspiele. Die Höfe der Schänken, dächerlose Häuser, schnell hergerichtete Schranken auf Jahrmärkten — das waren die stets bereiten Schaubühnen der umherstrolchenden Künstler. Das Volk hatte an diesem neuen Vergnügen Geschmack gefunden; und so wenig wir jetzt erwarten könnten, daß es irgend einer Partei — und wäre es die allerstärkste! — gelingen würde, die Zeitungen zu unterdrücken, so wenig konnten damals ein König, ein Prälat, ein puritanischer Eiferer, allein oder mit vereinten Kräften, ein Organ unterdrücken, das

gleichzeitig Ballade, Epos, Zeitung, Volksversammlung, Vortrag, Witzblatt und Bücherei war. Wahrscheinlich aber fanden auch König, Prälat und Puritaner ihre Rechnung dabei. Die Bühne war, in allen ihren oben angeführten Eigenschaften, eine gemeinsame Angelegenheit der Nation geworden; gewiß eine zu unscheinbare Angelegenheit, als daß irgend ein großer Gelehrter bis jetzt auf den Gedanken hätte kommen können, in einer englischen Geschichte auch diesen Faktor zu würdigen; aber wenn die Bühne billig war, wenn man an ihren Häusern gleichgültig vorüber ging wie an einem Bäckerladen, so war sie darum nicht ein Quentchen weniger bedeutungsvoll; der beste Beweis für die Lebenskraft, die in der Schaubühne pulsierte, ist die große Schar von Schriftstellern, die plötzlich in dieses Feld einbrachen: Kyd, Marlowe, Greene, Jonson, Chapman, Dekker, Webster, Heywood, Middleton, Peele, Ford, Massinger, Beaumont und Fletcher.

Es ist für den dramatischen Dichter von höchster Wichtigkeit, durch die Bühne der Wirkung auf den Volksgeist sicher zu sein. Er verliert keine Zeit mit unfruchtbaren Versuchen. Da sitzt seine Zuhörerschaft und lauscht in gespannter Erwartung! Und für Shakespeare lag es noch viel günstiger. Als er Stratford verließ und nach London kam, existierten eine große Menge Manuskripte von Schauspielen, die aus allen möglichen Zeiten und von allen möglichen Dichtern stammten. Alle diese Stücke wurden abwechselnd auf die Bretter gebracht. Da ist die Geschichte von Troja, aus der das Publikum jede Woche ein Stück zu hören bekommt; Julius Cäsars Tod und andere Geschichten aus dem Plutarch, die man mit unermüdeter Lust immer wieder hört; ein ganzes Bücherbrett voll englischer Geschichten, von den Chroniken von Brut und Artus an bis zu den königlichen Heinrichen, und alles wird eifrig

angehört; und endlich eine ganze Reihe von schaudervollen Tragödien, lustigen italienischen Geschichten und spanischen Reiseabenteuern, die in London jeder Handwerkslehrling auswendig kennt. An dieser ganzen Masse hat mit größerer oder geringerer Geschicklichkeit jeder Theaterschreiber seine Hand versucht, und der Souffleur verwahrt die beklexten und zerfetzten Manuskripte. Schon ist es nicht mehr möglich zu sagen, wer die Stücke zuerst geschrieben hat. Sie sind so lange schon im Besitz der Bühne, so viele immer neu auftretende Genies haben Zusätze oder Änderungen gemacht, indem sie eine Rede oder einen ganzen Auftritt oder ein neues Lied einfügten — und so kann kein Einzelner mehr litterarische Urheberrechte an diesen Erzeugnissen vieler Mitarbeiter geltend machen. Zum Glück denkt auch niemand daran. Von derartigen Wünschen hat man noch keine Ahnung. Wir haben wenig Leser, aber viele Zuschauer und Zuhörer. Darum bleiben die Stücke am besten liegen, wo sie sind.

Wie alle seine Kameraden hielt auch Shakespeare den großen Vorrat von alten Stücken für herrenloses Gut, womit man nach Belieben schalten und walten konnte. Hätte das ‚Prestige', das unsere modernen Bühnenschöpfungen wie eine Hecke umschließt, schon damals existiert, so hätte nichts geschehen können. Das derbe, warme Blut des lebendigen Englands kreiste im Drama wie in den Straßenballaden, und gab Shakespeare das Körperliche, das er für seine hoch in den Lüften schweifende majestätische Phantasie brauchte. Der Dichter braucht eine Grundlage volksmäßiger Überlieferung, auf der er weiter arbeiten kann, und die andererseits seine Kunst in den erforderlichen Schranken halten mag. Diese Überlieferung verbindet ihn mit dem Volke, giebt für sein Haus den Baugrund ab; und indem sie ihm so viel Material

liefert, das bereits für die Bearbeitung durch seine Hand fertiggestellt ist, läßt sie ihm Zeit und Muße und volle Kraft für die Kühnheiten seiner Einbildungskraft. Kurzum, der Dichter ist Schuldner seines Sagenschatzes, wie dereinst die Bildhauerkunst Schuldnerin des Tempels war. In Ägypten und in Griechenland entwickelte sich die Bildnerei als ein untergeordnetes Glied der Baukunst. Sie diente der Ausschmückung der Tempelwand: zuerst waren nur rohe Reliefs an den Giebeln ausgehauen, dann traten diese Reliefs kühner hervor, ein Arm oder ein Kopf sprang aus der Wandfläche heraus, die Gliederung der Gruppen aber richtete sich noch immer nach dem Gebäude, das zugleich als Rahmen diente, der fest einschließend den Gestalten Halt gab. Und als schließlich in Stil und Behandlung des Gesteins die höchste Freiheit erreicht war, zwang doch der immer noch vorherrschende Geist architektonischer Wirkung der Bildsäule eine gewisse Ruhe und keusche Mäßigung auf. Sobald man anfing, Standbilder um ihrer selbst willen zu formen, und keine Rücksicht mehr auf Tempel oder Palast nahm, da begann die Kunst zu entarten: launische Willkür, Verschwendung und Prunksucht traten an die Stelle der alten maßvollen Schönheit. Dies Gegengewicht, das der Bildhauer in der Architektur fand, das poetische Talent mit seiner so gefahrvollen Reizbarkeit fand es in den angehäuften dramatischen Stoffen, an die die Leute bereits gewöhnt waren, und die eine gewisse Vortrefflichkeit besaßen, welche kein einzelnes Genie, mochte es auch noch so außerordentlich sein, jemals hätte hoffen können, aus sich allein hervorzubringen.

Und thatsächlich hatte gerade Shakespeare offenbar an allen Ecken und Enden derartige Schulden. Er hatte Verwendung für alles was er fand. Wie viel er geborgt hat,

können wir aus der fleißigen Berechnung schließen, die Malone dem ersten, zweiten und dritten Teil von ‚König Heinrich der Sechste' gewidmet hat. „Von 6043 Zeilen waren 1771 von einem Vorgänger Shakespeares geschrieben; 2373 sind von ihm, aber nach den Arbeiten seiner Vorgänger umgemodelt, und nur 1899 sind völlig sein eigen." Und indem die Untersuchungen immer weiter vorschreiten, bleibt kaum ein einziges Drama übrig, das ausschließlich seiner Erfindungskraft zugeschrieben werden darf. Malones Urteil liefert einen bedeutungsvollen Beitrag zur Geschichte der Shakespeareschen Dramen. In ‚Heinrich der Achte' glaube ich deutlich den Urfelsen aus den von Shakespeare darüber gebreiteten feineren Schichten hervorbrechen zu sehen. Das ursprüngliche Stück war von einem bedeutenden, gedankenvollen Mann geschrieben, der aber ein schlechtes Gehör für Wohllaut hatte. Ich kann seine Verse bezeichnen und erkenne sie sofort an ihrem Tonfall. Man lese Wolseys Selbstgespräch und den darauffolgenden Auftritt mit Cromwell: das Geheimnis des Shakespeareschen Metrums beruht darin, daß der Gedanke den Rhythmus bildet, so daß dieser am besten zur Geltung kommt, wenn man die Verse ihrem Sinn gemäß liest. Statt dessen aber wiederholt hier jede Zeile ein und denselben Tonfall, und die Verse schmecken sogar ein bischen nach Kanzelberedtsamkeit. Aber das Stück weist von Anfang bis zu Ende unverkennbare Spuren von Shakespeares Hand auf, und manche Stellen, wie z. B. die Schilderung der Krönung, wirken wie Autographen. Sonderbarerweise ist das Kompliment an die Königin Elisabeth in dem schlechten Rhythmus geschrieben.

Shakespeare wußte, daß die Überlieferung bessere dramatische Fabeln verschafft als die beste Erfindungskraft es kann.

Wenn er auch an Ruhm origineller Erfindung ein wenig verlor, so vermehrte er dafür seine Quellen; und dazumal schrie man noch nicht so dringend nach Originalität wie heutzutage. Litteratur für die Million gab es noch nicht. Von der allgemeinen Lesewut, von billigen Büchern wußte man nichts. Tritt in solchen Zeiten der Unwissenheit ein großer Dichter auf, so saugt er alles Licht, das von irgend welchen anderen Punkten ausstrahlt, in seine Sphäre auf. Sein schönes Amt ist es, jeden Edelstein des Geistes, jede Blume des Gefühls seinem Volke darzubringen; so kommt es dahin, daß er sein Gedächtnis ebenso hoch stellt wie seine Erfindungsgabe. Wenig kommt es ihm daher darauf an, aus welchen Quellen seine Gedanken stammen, ob er sie aus Übersetzungen fremdsprachlicher Werke, oder aus alten Geschichten bekommen hat, oder ob er sie auf Reisen in fernen Ländern aufgelesen hat, oder ob sie ihm in Augenblicken der Begeisterung eingefallen sind — woher sie auch sein mögen, sie sind seiner unkritischen Zuhörerschaft allesamt in gleicher Weise willkommen. Ja, er macht seine Anleihen in allernächster Nachbarschaft. Andere Leute haben gescheite Einfälle so gut wie er selber; nur sagen sie eine Menge Ungereimtheiten und wissen es selber nicht, wenn sie etwas Gutes gesagt haben. Er aber kennt das Funkeln des echten Edelsteins und er weiß ihn an der rechten Stelle anzubringen, wo immer er ihn finden mag. In dieser glücklichen Lage war vielleicht auch Homer, waren Chaucer, Saadi. Sie hatten das Bewußtsein, daß aller Witz ihr Witz sei. Und sie sind nicht nur Dichter, sondern auch Bibliothekare und Chronisten. Jeder Romanzendichter verfügte als Erbe frei über all die hundert Erzählungen der Welt:

„Berichtet von Theben, von Pelops' Geschlecht,
„Von des heiligen Ilions Fall."

Chaucers Einfluß macht sich in unserer ganzen frühen Litteratur deutlich bemerkbar; und noch in jüngerer Zeit sind nicht nur Pope und Dryden ihm verpflichtet gewesen, sondern in der ganzen Gesellschaft englischer Schriftsteller läßt sich eine große, freilich nicht anerkannte Verschuldung an Chaucer leicht nachweisen. Ein Überfluß, der so viele Kostgänger füttert, hat für uns etwas Bezauberndes. Aber Chaucer ist selber auch ein großer Borger. Wie es scheint, schöpfte er beständig durch Vermittelung von Lydgate und Caxton aus Guido di Colonna, dessen lateinische Romanze vom Trojanerkrieg ihrerseits wieder eine Zusammenstoppelung aus Dares Phrygius, Ovid und Statius war. Dann sind Petrarca, Boccaccio und die Provençalischen Poeten seine Wohlthäter: der ‚Roman von der Rose' ist nur eine ausgewählte Übersetzung nach Guillaume de Lorris und Jehan de Meung; ‚Troilus und Cressida' nach Lollius von Urbino; ‚der Hahn und der Fuchs' nach Maries ‚Lais'; ‚das Haus des Ruhms, ist aus dem Französischen oder Italienischen; und den armen Gower benutzt er, wie wenn er nur eine Ziegelei oder ein Steinbruch wäre, woraus er sich bequem sein Haus bauen kann. Er stiehlt mit der Entschuldigung, daß das, was er nehme, an der Stelle, wo er's gefunden, ganz wertlos, an der Stelle aber, wo er selber es verwende, höchst wertvoll sei. Und thatsächlich ist es in der Litteratur zu einer Art Regel geworden, daß jemand, sobald er einmal seine Fähigkeit, originell schreiben zu können, dargethan habe, hinfort berechtigt sei, nach freiem Belieben aus Anderer Schriften zu stehlen. Gedanken sind das Eigentum dessen, der sie in sich aufnehmen, und dessen, der sie zweck-

entsprechend verwerten kann. Eine gewisse Unbeholfenheit verrät den Gebrauch entlehnter Gedanken; sobald wir aber gelernt haben, sie zu verwenden, werden sie unser eigen.

So ist also alle Originalität nur relativ. Jeder Denker blickt rückwärts. Das gelehrte Mitglied der gesetzgebenden Versammlung in Westminster oder in Washington spricht und stimmt für Tausende. Aber zeigt uns seine Wählerschaft, zeigt uns die jetzt unsichtbaren Kanäle, durch die dem Senator ihre Wünsche kundgegeben werden, zeigt uns die Schar von praktischen und kenntnisreichen Männern, durch deren schriftliche oder mündliche Mitteilungen er seine Zufuhren von Beweismaterial, Anekdoten und Berechnungen erhält — und seine schöne Haltung, seine tapfere Kämpferstellung wird ein bischen von ihrer Wirkung einbüßen. Wie Sir Robert Peel und Mr. Webster für Tausende stimmen, so denken Locke und Rousseau für Tausende; und so waren rings um Homer, Manu, Saadi oder Milton herum Quellen, aus denen sie schöpften: Freunde, Liebhaber, Bücher, Sagen, Sprichwörter. Diese alle sind längst zu Grunde gegangen; könnten wir sie sehen, so würde das Wunder beträchtlich geringer erscheinen. Sprach der Barde im Bewußtsein seiner Autorität? Oder fühlte er im Geheimen, daß einer seiner Mitbarden sein Meister sei? Dies ist eine Gewissensfrage für den Dichter. Hat er zum mindesten in seiner Brust ein Delphi, das er um jeden Gedanken oder jedes Ding befragen kann, ob es in Wahrheit so sei, ja oder nein? Und bekommt er eine Antwort? eine Antwort, auf die er sich verlassen kann? Alle Anleihen, die solch ein Mann bei eines Anderen Geist machen könnte, sie vermöchten ihn nimmer im Bewußtsein zu stören, daß er ein Original ist; denn die Dienstleistungen, die Bücher oder andere Geister ihm verrichten, sie sind nur ein Rauch-

wölkchen im Vergleich mit jener tiefinnerlichen Wahrheit, mit der er Umgang gepflogen hat.

Es ist leicht zu sehen, daß die besten Schriften oder Thaten des Genies auf dieser Welt nicht eines Einzelnen Werk sind, sondern nur durch eine weitumfassende gemeinsame Arbeit zu stande kamen, indem Tausend, von demselben Antrieb gespornt, arbeiteten wie ein Mann. Unsere englische Bibel ist eine wundervolle Probe von der Kraft und dem Wohllaut der englischen Sprache. Aber sie wurde nicht von einem Menschen gemacht und auch nicht zu einer bestimmten Zeit; sondern ganze Jahrhunderte und mehrere Kirchen brachten sie zu ihrer Vollkommenheit. Es gab keine Zeit, wo nicht irgend eine Übersetzung vorhanden gewesen wäre. Die Liturgie, deren pathetische Energie wir bewundern, ist eine Anthologie, die durch die Frömmigkeit langer Zeitalter und vieler Völker zu stande kam, eine Übersetzung von Gebeten und Formeln der Römischen Kirche — und auch diese waren in langen Zeitläuften aus den Gebeten und Betrachtungen aller Heiligen und Kirchenväter auf dem ganzen Erdenrund zusammengestellt worden. Dieselbe Bemerkung macht Grotius mit Bezug auf das Vaterunser: die einzelnen Sätze, aus denen es zusammengestellt ist, waren schon zu Christi Zeiten in den rabbinischen Formeln im Gebrauch. Jesus las die Goldkörner heraus. Die nervige Sprache des Bürgerlichen Gesetzes, die eindrucksvollen Formeln unserer Gerichtshöfe, die scharfen und innerlich wahren Unterscheidungen der Gesetzbücher, sie gingen hervor aus den Beiträgen aller scharfsichtigen, starkgeistigen Männer, die in den nach jenen Gesetzen beherrschten Ländern lebten. Die Plutarchübersetzung verdankt ihre Vorzüglichkeit dem Umstand, daß Übersetzung auf Übersetzung folgte. Niemals gab es

eine Zeit, wo keine Übersetzung vorhanden war. Alle dem volksmäßigen und nationalen Empfinden entsprechenden Sätze bleiben erhalten, alle anderen werden nach und nach ausgelesen und weggeworfen. Ein ganz ähnlicher Prozeß hatte sich, schon lange vorher, mit den Originalen dieser Bücher vollzogen. Mit Weltbüchern springt die Welt ohne Umstände um. Die Vedas, Äsops Fabeln, Bidpai, Tausendundeine Nacht, Cid, Ilias, Robin Hood, die schottischen Balladen — sie alle sind keine Schöpfungen Einzelner. Bei der Abfassung solcher Werke denkt die Zeit mit, es denkt der Markt, der Maurer, der Zimmerer, der Kaufmann, der Landmann, der Narr — sie alle denken für uns. Jedes Buch liefert seiner Zeit ein gutes Wort, wie auch jede Gemeindeverordnung, jeder Handel, jede Tagesnarrheit es thut, und der die Gattung vertretende, allumfassende Genius, der ohne Furcht und ohne Scham seine Originalität der Originalität der Allgemeinheit verdankt, er ist dem nächsten Zeitalter der Vertreter des in ihm verkörperten Vergangenen.

Wir verdanken es den Nachsuchungen der Kulturforscher und der Shakespeare-Gesellschaft, daß die ganze stufenmäßige Entwickelung des englischen Dramas nunmehr klargelegt ist: von den in Kirchen und von Geistlichen aufgeführten Mysterien, und nach der endlichen Freimachung von der Kirche von den ersten wirklichen weltlichen Schauspielen ‚Ferrex und Porrex' und ‚Muttchen Gurtons Nadel' bis herab zur Besitzergreifung der Bühne durch eben jene Stücke, die Shakespeare umänderte, bearbeitete und schließlich sich ganz zu eigen machte. Stolz gemacht durch ihren Erfolg, angespornt von dem wachsenden Interesse an ihrer Aufgabe, haben diese Forscher keinen Buchladen undurchstöbert, keine Kiste in der Rumpelkammer uneröffnet gelassen und jeder Stoß alter

vergilbter Rechnungen wurde aus seinem Versteck hervorgezogen und vor Moder und Wurmfraß gerettet. So heiß war ihre Hoffnung, zu entdecken, ob Shakespeare als Junge wilddiebte oder nicht, ob er vor der Thür des Theatergebäudes die Pferde gehalten hätte, ob er Schulmeister gewesen wäre, und warum er in seinem Testament seiner Frau, Anna Hathaway, nur das zweitbeste Bett vermacht hätte.

Es liegt etwas Rührendes in dem Aberwitz, womit das schnelllebige Zeitalter fehlgreift in der Wahl des Gegenstandes, auf den alle Kerzen scheinen, nach dem alle Augen sich wenden: in der Sorgfalt, womit jede Lappalie über Königin Elisabeth und König Jakob, über die Essex, Leicester, Burleigh und Buckingham aufgezeichnet wird — aber nicht eine einzige wertvolle Notiz widmet man dem Begründer einer anderen Dynastie, der allein das Haus Tudor es zu danken hat, wenn man ewig seiner gedenken wird: dem Mann, der Dank der Begeisterung, die ihn nährt, die ganze angelsächsische Rasse in sich trägt, von dessen Gedanken nun für etliche Jahrhunderte die besten Köpfe der Welt leben werden, der die besten Geister in seine unverrückbaren Bahnen lenken wird! Ein beliebter Schauspieler — kein Mensch hat eine Ahnung, daß er der Dichter der Menschheit ist! Und das Geheimnis bleibt den Dichtern und Geistesmenschen verborgen, wie den Hofleuten und Weltkindern. Bacon, der von den menschlichen Verstandskräften seiner Zeit ein Inventar aufnahm, hat niemals seinen Namen erwähnt. Ben Jonson, dessen paar Worten der Anerkennung und des Lobes wir soviel untergelegt haben, wie nur irgend möglich ist, er hatte doch keine Ahnung von dem elastischen Ruhme, den er selbst zum erstenmale in Schwingungen zu versetzen suchte. Ohne Zweifel hielt er das Lob, das er ihm gnädigst

gegönnt, für sehr großmütig, und ohne alle Frage hielt er sich selber für den besseren Dichter von den beiden.

Wenn man, wie das Sprichwort lautet, Witz braucht, um Witz zu verstehen, so hätte Shakespeares Zeitalter fähig sein sollen, seine Größe zu erkennen. Sir Henry Wotton war vier Jahre nach Shakespeare geboren und starb dreiundzwanzig Jahre nach ihm, und unter seinen Korrespondenten und Bekannten finde ich die folgenden Personen: Theodore Beza, Isaac Casaubon, Sir Philip Sidney, den Grafen von Essex, Lord Bacon, Sir Walter Raleigh, John Milton, Sir Henry Vane, Isaac Walton, Dr. Donne, Abraham Cowley, Bellarmine, Charles Cotton, John Pym, John Hales, Kepler, Vieta, Albericus Gentilis, Paul Sarpi, Arminius; von seiner Verbindung mit allen diesen liegen Anzeichen vor, außerdem aber verkehrte er zweifellos noch mit vielen anderen: Shakespeare, Spenser, Jonson, Beaumont, Massinger, den beiden Herberts, Marlowe, Chapman und den Übrigen. Seit jenem Sternbilde großer Männer, das in Griechenland zur Zeit des Perikles auftauchte, war niemals wieder eine solche Gesellschaft auf der Welt: und doch vermochten alle diese Genies den besten Kopf auf dem ganzen Erdenrund nicht zu erkennen! Unseres Dichters Maske war undurchdringlich. In der Nähe ist der Berg nicht zu sehen. Es dauerte ein Jahrhundert, bis den Menschen eine Ahnung aufging, und erst volle zwei Jahrhunderte nach seinem Tode erschien eine kritische Würdigung, die nach unserer Meinung ihm einigermaßen gerecht wird. Vor unserer Zeit war es nicht möglich, Shakespeares Geschichte zu schreiben: denn er ist der Vater des deutschen Schrifttums; die Einführung Shakespeares in das deutsche Geistesleben durch Lessing, die Übersetzung seiner Werke durch Wieland und Schlegel —

diese Ereignisse sind aufs engste mit der rapiden Entwickelung der deutschen Litteratur verknüpft. Erst im neunzehnten Jahrhundert, dessen grüblerischer Genius selbst eine Art von lebendem Hamlet ist, konnte die Hamlettragödie so staunende Leser finden. Jetzt sind Litteratur, Philosophie und Denken vershakespearet. Sein Geist ist der Horizont, über den wir zur Zeit nicht hinaus sehen können. Durch seinen Rhythmus sind unsere Ohren zu musikalischem Gefühl erzogen. Coleridge und Goethe sind die einzigen Kritiker, die unsere Überzeugungen mit einigermaßen entsprechender Treue zum Ausdruck gebracht haben; aber alle feingebildeten Geister sind einig in einer stillschweigenden Schätzung seiner erhabenen Kraft und Schönheit, die gleich dem Christentum der Zeitepoche ihren Stempel aufdrückt.

Die Shakespeare-Gesellschaft hat ihre Untersuchungen nach allen Richtungen ausgedehnt, hat bekannt gemacht, welche Thatsachen der Aufhellung und Feststellung bedürfen, hat Geldbelohnungen auf jede Auskunft gesetzt, die zu einem beweisenden Erfolg führen würde — und was war das Ergebnis? Außer einigen wichtigen Aufklärungen zur Geschichte der englischen Bühne haben sie ein paar Thatsachen aufgelesen, die sich auf das Eigentum und auf Geschäfte des Dichters beziehen. Wie es scheint, vergrößerte sich von Jahr zu Jahr sein Anteil am Besitz des Blackfriars-Theaters: die Garderobe und andere Einrichtungsgegenstände gehörten ihm; von seinen Ersparnissen, die er als Theaterdichter und Mitdirektor gemacht hatte, kaufte er einen Landbesitz in seinem Heimatsstädtchen; er bewohnte das beste Haus in Stratford; seine Nachbarn betrauten ihn mit allerlei Besorgungen, die er in London für sie zu machen hatte: er borgte Geld für sie und dergleichen; er war ein rechter Landwirt. Um die

Zeit, wo er den ‚Macbeth' schrieb, verklagte er Philip Rogers vor dem Stratforder Gemeindegericht um fünfunddreißig Schilling zehn Pence für mehrere Kornlieferungen. Er scheint in jeder Beziehung ein guter Haushalter gewesen zu sein, dem man keinerlei Exzentrizität oder unordentlichen Lebenswandel nachsagte. Er war ein gutmütiger Mann, ein Schauspieler und Mitbesitzer eines Theaters, der sich in keiner auffälligen Weise von anderen Schauspielern und Theaterdirektoren unterschied. Ich gebe zu, daß diese Forschungsergebnisse wichtig sind. Sie waren wohl der Mühe wert, die ihre Beschaffung gekostet hat.

Aber wenn diese Forschungen auch einige Auskunftschnipselchen über seine äußeren Lebensverhältnisse zu Tage gefördert haben — sie vermögen kein Licht zu verbreiten über jene unendliche Erfindungskraft, die für uns der geheime Magnet seiner Anziehung ist. Wir sind recht unbeholfene Geschichtsschreiber. Wir zählen chronikmäßig seine Verwandtschaftsverhältnisse auf, seine Geburt, sein Geburtshaus, seine Schuljahre, seine Schulfreunde, seinen Gelderwerb, seine Heirat, sein Bücherschreiben, seine Berühmtheit, seinen Tod. Und wenn wir mit diesem Geschwätz zu Ende sind, dann erscheint kein Strahl der Beziehung zwischen all dem Klatsch und dem Göttersohn; hätten wir aufs Geratewohl in den ‚Modernen Plutarch' hineingegriffen und irgend eine andere Lebensgeschichte darin gelesen, so würde sie zu Shakespeares Dichtungen ebensogut gepaßt haben. Das eben ist das Wesen der Poesie, daß sie, wie Wundertöchterlein Regenbogen, aus dem Unsichtbaren hervorspringt, die Vergangenheit vernichtet, und aller Bemühungen, ihre Geschichte festzustellen, spottet. Malone, Warburton, Dyce und Collier haben ihr Öl vergebens verthan. Die berühmten

Bühnen: Covent Garden, Drury Lane, Park, Tremont, haben nutzlos ihre Hilfe beigesteuert. Betterton, Garwick, Kemble, Kean und Macready weihen ihr Leben diesem Genius; ihn krönen sie, machen ihn uns klar, ordnen sich ihm unter, stellen ihn dar. Der Genius aber weiß von ihnen nichts. Die Vorstellung beginnt — ein goldenes Wort sprüht unsterblich hervor aus all dem angeschminkten Pedantenkram und ladet uns zu unserer süßen Qual ein, in seine unzugängliche Heimat ihm zu folgen. Ich erinnere mich, daß ich mal ins Theater ging, den Hamlet eines berühmten Künstlers zu sehen, auf den die englische Bühne stolz ist; und alles, was ich an jenem Abend hörte, was mir bis jetzt im Gedächtnis geblieben ist, war etwas, womit der Tragöde nichts zu schaffen hatte — nämlich ganz einfach Hamlets Frage an den Geist:

„Was bedeutet's,
„Daß, toter Leichnam, du in vollem Stahl
„Aufs Neu des Mondes Dämmerschein besuchst?"

Die Phantasie, die das Kämmerchen, darin der Dichter schreibt, zu einer Welt erweitert und sie mit Mächten und Gestalten jeder Art und jeden Ranges bevölkert, sie wandelt ebenso schnell die plumpe Wirklichkeit zu feinen Mondstrahlen. Diese Zauberkünste des Dichters zerstören uns die Illusionen der Kulissen. Kann irgend eine Biographie mich über die Örtlichkeiten aufklären, in die der ‚Sommernachtstraum' mich versetzt? Vertraute Shakespeare irgend einem Notar oder Gemeindearchivar, Küster oder Schöffen in Stratford die Entstehungsgeschichte dieser zarten Schöpfung an? Der Ardennerwald, die leichten Lüfte von Scone Castle, der Mondschein in Portias Garten, „die weiten Grotten und die trägen Wüsten" von Othellos Gefangenschaft — wo ist der Vettersvetter, der Großneffe, der eine Kunde von diesen Geheimnissen

einer Überwelt aufbewahrt hat, in welchem Bündel Steuerrechnungen, in welchem Privatbrief steht ein Wort davon? Kurzum, in diesen Dramen, wie in allen großen Kunstwerken — in den kyklopischen Bauwerken Ägyptens und Indiens, in den Bildnissen eines Phidias, in den gotischen Münstern, in der italienischen Malerei, in den spanischen und schottischen Balladen — zieht der Genius, wenn das schöpferische Zeitalter zum Himmel aufsteigt, die Leiter nach sich. Und es kommt eine neue Zeit, die die Werke sieht und vergebens nach ihrer Geschichte fragt.

Shakespeares einziger Biograph ist Shakespeare; und er selbst kann nichts sagen, als wenn der Shakespeare in uns ist, das ist: in unserer empfänglichsten, vom freiesten Gefühl erfüllten Stunde. Er kann nicht von seinem Dreifuß aufstehen und uns Geschichtchen über seine erhabenen Eingebungen erzählen. Lies die alten Dokumente, die die fleißigen Herren Dyce und Collier ausgegraben, erläutert und verglichen haben; und dann lies einen von seinen himmlischen Sprüchen, die wie Meteorsteine vom Himmel gefallen zu sein scheinen, und die, nicht unserer Alltagserfahrung, sondern dem Menschen in unserer Brust, wie Worte des Schicksals klingen. Und dann sage mir, ob diese beiden zusammenpassen; ob die ersteren irgendwie eine Erklärung für die letzteren geben, oder welche von den beiden den besten Begriff auch von der Lebensgeschichte des Mannes geben.

So haben wir trotz unserem kümmerlichen Wissen von seinen äußeren Umständen, doch, wenn wir statt Aubrey und Rowe uns Shakespeare selber als Shakespeare-Biographen wählen, eine ganz gediegene thatsächliche Auskunftsquelle: denn sie belehrt uns über seinen Charakter und sein Schicksal, und gerade über das alles, dessen Kenntnis uns am wichtigsten

sein würde, wenn wir dem Mann persönlich zu begegnen und mit ihm zu verhandeln hätten. Denn überliefert sind uns seine Überzeugungen über alle jene Fragen, die antwortheischend an jedes Menschenherz pochen: über Leben und Tod, über Liebe, über Reichtum und Armut, über die Erfolge des Lebens und über die Mittel, durch die sie errungen werden; über die Charaktere der Menschen und die geheimen oder offenen Einflüsse, durch die ihre Schicksale bestimmt werden; und über die geheimnisvollen dämonischen Mächte, die unserer wissenschaftlichen Forschung spotten und trotzdem in unsere hellsten Stunden mit ihren bösen und guten Gaben sich eindrängen. Wer hat je seine Sonette gelesen, ohne zu finden, daß in ihnen der Dichter unter Masken, die für den Verständigen keine Masken sind, das Wesen der Freundschaft und der Liebe geoffenbart hat — das Ineinanderströmen der Gefühle in den empfänglichsten und zu gleicher Zeit geistig höchststehenden Männern? Welchen Zug seiner Privatmeinungen hat er in seinen Dramen verborgen gelassen? In seinen großangelegten Gemälden von Edelleuten und Königen können wir erkennen, an welchen Formen, an welchen Äußerungen der Menschlichkeit er Gefallen fand, wie er seine helle Freude hatte an Scharen von befreundeten Gästen, an reicher Gastlichkeit, an freudigem Geben. Laßt euch von Timon, von Warwick, vom Kaufmann Antonio sagen, was für ein großes Herz der Dichter hatte. Shakespeare als Mensch sollte uns der Unbekannteste sein? Im Gegenteil! Er ist in der ganzen neueren Geschichte die einzige Persönlichkeit, die uns ganz genau bekannt ist! Welche Frage der Moral, der Sitte, der Regierungskunst, der Philosophie, der Religion, des Geschmacks, der Lebensführung hat er unbeantwortet gelassen? Von welchem Geheimnis hat er nicht zum mindesten gewußt,

daß es vorhanden ist? Welches Amt, welche Würde, welches Gebiet menschlicher Thätigkeit hat er unerwähnt gelassen? Welchen König hat er nicht königliches Auftreten gelehrt, wie Talma den Kaiser Napoleon? Welche Jungfrau fand ihn nicht zarter als ihr Zartgefühl? Welchen Liebhaber hat er nicht im Lieben übertroffen, welchen Weisen nicht an weitem Blick? Welchen Edelmann von ungehobeltem Benehmen hat er nicht belehrt und gebildet?

Mancher tüchtige und verständnisvolle Kritiker ist der Meinung, eine kritische Würdigung Shakespeares sei wertlos, wenn sie sich nicht ganz und gar auf die Leistungen des Dramatikers beschränke; wenn man ihn als Poeten und Philosophen beurteilen wolle, bekomme man einen falschen Begriff von ihm. Ich habe von seinen dramatischen Verdiensten eine ebenso hohe Meinung wie diese Kritiker; trotzdem aber glaube ich, daß sie erst in die zweite Reihe zu stellen sind. Er war ein echter, ein ganzer Mann; ein Hirn, das Gedanken und Bilder ausströmte; er suchte für sie einen Ausweg und fand das Drama zur Hand. Wäre er ein Geringerer gewesen, dann allerdings hätten wir zu untersuchen gehabt, wie er seinen Platz ausfüllte, was er als Dramatiker leistete — und er ist der beste Dramatiker der Welt. Aber es stellt sich heraus, daß das, was er zu sagen hat, von solchem Gewicht ist, daß ein guter Teil der Aufmerksamkeit von dem Vehikel abgelenkt wird. Er gleicht einem Heiligen, dessen Geschichte in alle Sprachen übertragen, in Vers und Prosa, in Lied und Bild wiedergegeben und schließlich gar zu Sprichwörtern zerstückelt wird, so daß die Gelegenheit, die der Meinung des Heiligen die Form eines Gesprächs oder eines Gebets oder einer Gesetzsammlung gab, als unwesentlich zurücktritt gegenüber der Universalität ihrer

Anwendung. So geht es auch mit dem weisen Shakespeare und seinem Lebensbuch. Er schrieb die Melodien zu all unserer modernen Musik; er schrieb den Text modernen Lebens, den Text der Sitten; er zeichnete den Menschen von England und Europa, den Vater des Menschen in Amerika; er zeichnete den Menschen und beschrieb den Tag und was im Lauf dieses Tages gethan wird; er las in den Herzen von Mann und Weib: ihre Rechtlichkeit und ihre hinterhaltigen Listen; die Listen der Unschuld und die unmerklichen Übergänge von Tugenden in Laster und umgekehrt. Er schied im Antlitz eines Kindes das mütterliche Erbe vom väterlichen; er vermochte die feinen Scheidelinien zwischen freiem Willen und Schicksalsfügung zu ziehen; er kannte die Gesetze der Rückwirkung, worauf die Politik der Natur beruht; alles Süße und alles Fruchtbare des Menschenloses lag in seinem Geiste so wahr, aber auch so ruhig, wie die Landschaft im Auge liegt. Und diese Lebensweisheit ist so bedeutungsvoll, daß davor die Frage der dramatischen oder epischen Form ganz unwesentlich wird.

Shakespeare läßt sich mit hervorragenden Schriftstellern so wenig in eine Kategorie bringen, wie er zur großen Masse gehört. Er ist unfaßbar weise; die anderen nur faßbar. Ein tüchtiger Leser vermag sich, bis zu einem gewissen Grade, in Platos Hirn zu versetzen und von dort aus zu denken; aber nicht in Shakespeares Hirn. Wir bleiben immer draußen. Als Könner, als Schöpfer ist Shakespeare einzig. In dieser Hinsicht kann ein Mensch sich etwas Höheres nicht vorstellen. Bei ihm stehen wir an der Grenze feinster Einzelausführung, die sich mit einem individuellen Selbst noch vereinigen läßt — er ist der subtilste aller Autoren und überhaupt als Autor gerade nur noch eben möglich. Ebenbürtig neben seiner

Lebensweisheit steht seine Begabung mit schöpferischer Phantasie und lyrischer Ausdrucksfähigkeit. Er bekleidete die Geschöpfe seiner Fabel mit Formen und Gefühlen, als wären es Leute, die unter seinem Dach gelebt hätten; und wenig wirkliche Menschen sind als so scharf bestimmte Charaktere auf die Nachwelt gekommen wie diese Phantasiegebilde. Und sie redeten eine Sprache, die ebenso wohllautend wie treffend war. Trotzdem verleiteten seine Talente ihn niemals, sie prunkend zur Schau zu stellen, auch spielte er niemals nur auf einer Saite. Eine allgegenwärtige Menschlichkeit giebt allen seinen Fähigkeiten eine harmonische Verbindung. Laß dir von einem begabten Mann eine Geschichte erzählen, und flugs wird seine Parteilichkeit zu Tage treten. Er hat gewisse Beobachtungen, Meinungen, Lieblingsgegenstände, die einen zufälligen Vorzug besitzen; und nun richtet er seine ganze Erzählung danach ein, diese zur Geltung zu bringen. Er überladet den einen Teil und läßt den anderen zu kurz kommen, nicht wie es der Gegenstand erfordert, sondern wie es ihm selber paßt und bequem ist. Shakespeare aber hat keine Liebhaberei, kein vordringliches Thema; sondern alles wird vorgebracht wie sich's gehört; er braucht nicht besonders in Stimmung zu sein, braucht keine Kuriositäten zur Anregung; er ist kein Kuhmaler, kein Vogelnarr, kein Manierist; man entdeckt an ihm keine Spur von Ichsucht: das Große erzählt er in großen Zügen, dem Kleinen giebt er untergeordneten Platz. Er ist weise ohne Emphase und ohne gesuchte Betonung; er ist stark wie die Natur stark ist, die ohne Anstrengung das Land zu Bergkuppen emporhebt, und nach denselben Gesetzen, nach denen sie eine Seifenblase in der Luft schweben läßt, und die das Eine ebenso gern thut wie das Andere. Dies bewirkt, daß er in Posse, Tragödie, Er-

zählung und Liebeslied der gleiche mächtige Geist ist. Und diese Vortrefflichkeit ist so fortwährend und in jeder Einzelheit vorhanden, daß jeder Leser denkt, andere Leser könnten sie unmöglich so wahrnehmen wie er selber.

Diese Gewalt des Ausdrucks, diese Fähigkeit, die innerste Wahrheit der Dinge in Wohllaut und Vers zu übertragen, macht ihn zum vorbildlichen Dichter und hat der Metaphysik ein neues Problem geliefert. Durch sie wird er selber ein Objekt der Naturforschung, nämlich als eine der wichtigsten Hervorbringungen unseres Erdballs und als ein Verkündiger neuer Epochen und Verbesserungen. In seiner Dichtung spiegelten sich die Dinge unverkümmert und ohne Fehl; er vermochte das Feine genau, das Große maßvoll zu malen, das Tragische mit gleicher Meisterschaft wie das Komische und zwar ohne jede Verzerrung oder Beschönigung. Seine gewaltige Darstellungskunst wandte er auf die kleinsten Einzelheiten an, alles muß haarscharf stimmen; eine Augenwimper, ein Wangengrübchen zeichnet er mit demselben sicheren festen Strich wie einen Berg; und doch vertragen seine Zeichnungen, so gut wie die der Natur, die Untersuchung mit dem Sonnenmikroskop.

Kurz, Shakespeare ist ein Hauptbeweis, daß es auf eine größere oder geringere Menge des Schaffens, auf ein paar Bilder mehr oder weniger überhaupt nicht ankommt. Er besaß die Kraft, ein Bild zu machen. Daguerre gelang es, eine Blume ihr Bild auf seine Jodplatte ätzen zu lassen; dann stellt er in aller Gemächlichkeit eine Million Ätzungen her. Gegenstände sind immer vorhanden; aber niemals gelang ihre Darstellung. Hier ist nun endlich vollkommene Wiedergabe; und nun mag die ganze Welt mit all ihren Gestalten zum Bilde sitzen. Einen Shakespeare zu machen,

kann kein Rezept ausgestellt werden; bewiesen aber ist die Möglichkeit, die Welt in ein Gedicht zu übertragen.

Seine lyrische Kraft entspricht stets dem Geist der Dichtungsgattung. Die Vortrefflichkeit der Sonette verbleicht vor dem Glanze der Dramen — aber sie sind so unnachahmlich wie diese: und dies verdanken sie nicht ihren einzelnen Versen, sondern sie sind als Ganzes vorzüglich; wie uns zuweilen eine Menschenstimme aus einer höheren Welt zu klingen scheint, so hören wir hier eine Zwiesprache poetischer Wesen, und jeder Vers ist jetzt so unnachahmbar wie ein ganzes Gedicht.

Obwohl in den Schauspielen die Reden und einzelne Verse eine Schönheit besitzen, die unser Ohr verlockt, lauschend zu verweilen, um ihres Wohllauts zu genießen, so ist doch jeder Satz so bedeutungsschwer und so innig mit den vorangehenden und folgenden verknüpft, daß auch der Logiker befriedigt ist. Seine Mittel sind ebenso bewunderungswürdig wie seine Zwecke: jeder untergeordnete Einfall, der ihm dient, um unvereinbare Gegensätze dennoch zu verbinden, ist an sich ein Gedicht. Shakespeare braucht niemals abzusteigen und zu Fuß zu gehen, weil sein Pferd mit ihm durchgeht und ihn in eine falsche Richtung trägt: er ist ein Reiter, der immer im Sattel bleibt.

Die schönste Poesie war zuerst Erfahrung; aber seitdem hat der Gedanke eine Umwandlung durchgemacht. Gebildete Menschen bringen es oft zu einer achtungswerten Fertigkeit im Verseschreiben; aber es ist leicht, aus ihren Gedichten ihre persönliche Lebensgeschichte herauszulesen; ein jeder, der mit einigen ihrer Teile bekannt ist, vermag jede Gestalt zu benennen; dies ist Andreas und das ist Rachel. So bleibt der Sinn prosaisch. Es ist eine Raupe mit Flügeln, aber noch kein Schmetterling. In eines echten Dichters Geist ist die

Thatsache völlig im Gedankenelement aufgegangen und hat alle Schalen abgestreift. Dieser hohe Sinn ist Shakespeare immer eigen. Wenn wir die Wahrhaftigkeit und Treffsicherheit seiner Gemälde beobachten, so sagen wir: er weiß seine Lektion auswendig. Dabei aber bemerken wir niemals eine Spur von Vordrängen seines Ichs.

Ein noch königlicherer Zug ist so recht dem Dichter Shakespeare eigen: ich meine seine Fröhlichkeit, ohne die niemand ein Poet sein kann — denn Schönheit ist sein Ziel. Er liebt die Tugend, nicht aus Pflichtgefühl, sondern um ihrer Anmut willen; ihn entzücken Welt, Mann, Weib durch das schöne Licht, das sie ausspühen. Schönheit, den Geist von Freude und Heiterkeit, gießt er über das Weltall aus. Epikur sagt, die Poesie habe solche Reize, daß um ihretwillen ein Liebender seine Geliebte verlassen könnte. Und an echten Sängern hat man immer ihre unverrückbare frohe Laune gerühmt. Homer liegt im Sonnenschein; Chaucer ist fröhlich und aufrecht; und Saadi sagt: „Man raunte im Lande, ich thäte Buße; aber was sollte ich mit Reu' und Leid zu thun haben?" Nicht weniger majestätisch und fröhlich — im Gegenteil viel majestätischer und fröhlicher ist Shakespeares Ton. Sein Name läßt in den Menschenherzen Gedanken an Freude und Befreiung erklingen. Sollte er in einer Gesellschaft von Menschenseelen erscheinen, wer würde nicht mit seiner Truppe marschieren wollen? Was er berührt, empfängt Gesundheit und langes Leben von seinem festlichen Dichterwort.

Und nun — wie steht des Menschen Rechnung mit diesem Sänger und Wohlthäter, wenn wir in der Einsamkeit, unser Ohr dem vielfältigen Echo seines Ruhmes verschließend, die Bilanz zu ziehen versuchen? Die Einsamkeit ist eine strenge

Lehrmeisterin, sie kann uns lehren, der Helden sowohl wie der Dichter zu entraten; sie wägt auch Shakespeare und findet, daß auch ihm die Halbheit und Unvollkommenheit des Menschentums anhaftet.

Shakespeare, Homer, Dante, Chaucer sahen den Schimmer tieferer Bedeutung, der die sichtbare Welt umwebt; sie wußten, daß der Baum einen anderen Zweck hat als bloß Äpfel hervorzubringen; daß das Korn nicht dazu da ist, Mehl zu geben, der Erdball nicht nur für Ackerland und Straßen: daß die Dinge vielmehr dem Geiste eine zweite, schönere Ernte tragen, indem sie Sinnbilder seiner Gedanken sind, daß sie nicht nur ins Gebiet der Naturforschung fallen, sondern daß sie eine Art von stummem Kommentar zum menschlichen Leben sind. Shakespeare verwandte sie als Farben zu seinem Gemälde. Er blieb in ihrer Schönheit stecken und that niemals den Schritt, der doch für einen solchen Genius unvermeidlich schien — nämlich die Bedeutung zu erkunden, die diesen Symbolen innewohnt und eben ihre Kraft ausmacht: was sagen sie uns denn nun? Er machte aus den Elementen, die seines Winkes gewärtig waren, Unterhaltungsgegenstände. Er war Vergnügungskommissar der Menschheit. Ist das nicht, wie wenn einer, der durch majestätische Wissensmacht die Kometen oder die Planeten mit ihren Monden in die Hand bekommen hätte, die himmlischen Lichter aus ihren Kreisen risse, um sie an einem Feiertagsabend beim städtischen Feuerwerk zu verwenden, und nun in allen Städten ankündigte: „Heute Abend großes Elite-Feuerwerk!" Sind die Kräfte der Natur und die Gabe, sie zu verstehen, nicht mehr wert als ein Straßenkonzert oder ein Rauchringel einer Zigarre? Da tönt uns wieder der Posaunenspruch des Koran in die Ohren: „Der Himmel und die Erde und alles was zwischen ihnen

ist — meint ihr, wir hätten alles nur zum Spaß erschaffen?" Solange nur Talent und Geisteskraft in Frage kommt, hat die Welt nicht Shakespeares Gleichen aufzuweisen. Aber wenn ich nach dem Leben, nach dessen Stoffen, nach dessen Hilfsmitteln frage — wo ist dann sein Nutzen für mich? Was bedeutet uns sein Lebenswerk? Ist es nur ein Dreikönigstag, ein Sommernachtstraum, ein Wintermärchen — ja, was bedeutet dann für uns ein Gemälde mehr oder weniger? Da fällt uns wieder der ägyptische Wahrspruch der Shakespeare-Gesellschaften ein: Shakespeare war ein lebensfroher Schauspieler und Theaterdirektor. Diese Thatsache bleibt mir unvereinbar mit seiner Dichtung. Bei anderen bewunderungswürdigen Männern steht ihre Lebensführung einigermaßen im Einklang mit ihrem Denken — bei ihm klafft ein weiter Kontrast. Wäre er ein Geringerer gewesen, hätte er nur das Durchschnittsmaß eines großen Schriftstellers gehabt, eines Bacon, Milton, Tasso, Cervantes, so könnten wir die Thatsache im Zwielicht menschlichen Schicksals lassen: aber daß dieser Mensch der Menschen, der der Wissenschaft des Geistes ein neues und ein größeres Gebiet erschloß, als sie je gehabt hatte, der das Banner der Menschheit um einige Wegsteine weiter in das Chaos hinein vorwärts getragen hatte — daß dieser Mann nicht auch für sich selber sollte weise gewesen sein — — nun, wir müssen eben in der Weltgeschichte die Thatsache verzeichnen, daß der beste Dichter ein obskures Werkeltagsdasein geführt und sein Genie nur zur Belustigung des Publikums gebraucht hat.

Nun, andere Männer, Priester und Propheten, Israelit, Deutscher, Schwede, sie sahen dieselben Gegenstände: sie sahen gleichfalls durch sie hindurch und sahen, was sie enthielten. Und was war der Erfolg? Stracks entschwand die Schönheit;

sie lasen nur Gebote, alles ausschließende, bergehohe Pflicht; eine Unfreiheit, Traurigkeit fiel auf sie, schwer wie übereinandergetürmte Berge. Und das Leben wurde gespenstisch, freudlos, eine Pilgerschaft, eine Prüfung, überall umringt von traurigen Geschichten: hinter uns Adams Fall und Fluch; vor uns jüngster Tag, Fege- und Höllenfeuer. Und da entsank dem Seher das Herz, und es entsank dem Hörer.

Es muß zugegeben werden: Dies sind nur Halbgesichte von Halbmenschen. Die Welt harrt noch immer ihres Dichter-Priesters, eines Versöhners, der nicht mit dem Schauspieler Shakespeare tändeln, noch mit dem Trauerer Swedenborg zwischen Gräbern umhertappen wird; sondern der in gleicher Erleuchtung sehen, sprechen, handeln wird. Denn durch Wissen wird der Sonnenschein heller werden; das Recht ist schöner als die Liebhaberei des Einzelnen; und mit weltumfassender Weisheit ist Liebe vereinbar.

Napoleon
oder Der Mann der Welt

Unter den hervorragenden Persönlichkeiten des Neunzehnten Jahrhunderts ist Bonaparte weitaus die bestbekannte und gewaltigste, und er verdankt dieses Übergewicht der Treue, womit er das Denken und Glauben und Streben der Massen von thätigen und gebildeten Menschen zum Ausdruck bringt. Swedenborg stellte die Theorie auf, jedes Organ sei aus wesensgleichen Teilchen zusammengesetzt, oder, wie es auch zuweilen ausgedrückt wird: jedes Ganze bestehe aus ähnlichen Einzelteilen; so seien also die Lungen aus unendlich kleinen Lungen zusammengesetzt, die Leber aus unendlich kleinen Lebern, die Nieren aus Nierchen u. s. w. Von dieser Analogie ausgehend, könnten wir sagen: wenn jeder Mann nachweisbar die Kraft und die Begierden großer Mengen in sich verkörpert, wenn Napoleon Frankreich ist, wenn Napoleon Europa ist — so liegt der Grund darin, daß die Leute, die er beherrscht, kleine Napoleons sind.

In unserer Gesellschaft herrscht eine beständige Gegnerschaft zwischen den konservativen und den demokratischen Klassen; zwischen denen, die sich bereits ein Vermögen gemacht haben, und den Jungen und Armen, die sich erst ein Vermögen

machen sollen; zwischen den Interessen toter Arbeit — d. h.: der Arbeit von Händen, die schon lange im Grabe liegen, einer Arbeit, die jetzt selbst in Renten, Land oder Häusern als Eigentum müßiger Kapitalisten brach liegt — und den Interessen lebendiger Arbeit, die selber in den Besitz von Land, Häusern und Renten zu gelangen strebt. Die erstgenannte Klasse ist ängstlich, selbstsüchtig, antiliberal, neuerungsfeindlich und verliert fortwährend an Zahl durch den Tod ihrer Angehörigen. Die zweite Klasse ist ebenfalls selbstisch, dabei zu Übergriffen geneigt, kühn, selbstvertrauend, der anderen Klasse stets an Zahl überlegen und ergänzt ihre Scharen allstündlich durch neue Geburten. Sie wünscht, daß jeder Weg dem freien Wettbewerb Aller offen stehen solle und daß die Wege vervielfältigt werden. Es ist die Klasse der betriebsamen Leute in Amerika, in England, in Frankreich und in ganz Europa, die Klasse des Eifers und des Könnens. Napoleon ist ihr Vertreter. Die thätigen, wackeren, geschickten Angehörigen der Mittelklassen aller Länder haben instinktmäßig in Napoleon den fleischgewordenen Demokraten erkannt. Er hatte ihre Tugenden und ihre Laster; und vor allem: ihn beseelte derselbe Geist, dasselbe Streben wie sie. Dieses Streben ist ein materielles, es zielt auf einen sinnenfälligen Erfolg ab und verwendet, um zu diesem Ziel zu gelangen, die reichsten und mannigfaltigsten Mittel. Mit allen mechanischen Kräften vertraut, ist es selber doch in hohem Grade intellektuell und verfügt über umfassende und genaue Kenntnisse, nebst der Fähigkeit, sie anzuwenden; aber alle Kräfte des Geistes und Verstandes werden dem Zweck untergeordnet, indem sie lediglich als Mittel zur Erreichung des materiellen Erfolges dienen. Der reiche Mann zu werden ist das Ziel. „Gott", sagt der Koran, „hat jedem Volk einen Propheten

beschert, der seine eigene Sprache spricht." Paris, London, New York, die Sitze des Handels, des Geldes, der materiellen Macht, mußten ebenfalls ihren Propheten haben. Bonaparte war der Mann dazu, und er wurde in die Welt gesandt.

Jeder von den Millionen Lesern der Anekdoten, Memoiren oder Lebensbeschreibungen von Napoleon hat an jeder Seite sein helles Entzücken, weil er darin seine eigene Lebensgeschichte findet. Napoleon ist durch und durch modern, und auf dem höchsten Gipfel seines Glücks beseelt ihn derselbe Geist, der Zeitungsschreiber und Zeitungsleser erfüllt. Er ist kein Heiliger — um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen: „kein Kapuziner" — und er ist, im hohen Sinne des Wortes, nicht einmal ein Held. Der Mann der Straße findet in ihm die Eigenschaften und Kräfte anderer Männer der Straße. Napoleon ist, wie er selber, von Geburt ein Bürgerlicher, der durch vollkommen deutlich nachweisbare Verdienste zu einer so überragenden Stellung emporgekommen ist, daß er sich alle jene Gelüste erlauben konnte, die auch der gemeine Mann spürt, aber verheimlichen und ableugnen muß. Gerade das, was dem Herzen jedes Mannes im Neunzehnten Jahrhundert lieb und wert ist: gute Gesellschaft, gute Bücher, schnelles Reisen, gute Kleider, besetzte reiche Tafeln, Dienerschaft ohne Zahl, persönliche Macht, die Möglichkeit, alle seine Ideen sofort auszuführen, der Nimbus eines Wohltäters aller Personen seiner Umgebung, die feineren geistigen Genüsse an Gemälden, Bildwerken, Musik, Palästen und gesellschaftlichen Ehren — dieser gewaltige Mann besaß das alles!

Allerdings wird ein Mann wie Napoleon, der sich mit solcher täuschenden Geschicklichkeit dem Geiste der ihn umgebenden Massen anzupassen weiß, nicht nur zum Vertreter, sondern thatsächlich zum Tyrannen aller anderen Geister, die

er für seine Zwecke in Beschlag nimmt. So bemächtigte auch Mirabeau sich als unbedenklicher Plagiator jedes guten Gedankens, jedes guten Wortes, das in Frankreich gesprochen wurde. Dumont erzählt eine charakteristische Geschichte: Er saß auf der Galerie des Konvents und hörte einer Rede Mirabeaus zu; dabei fiel ihm ein passender Schluß zu dieser Rede ein; er schrieb denselben sofort mit Bleistift nieder und zeigte ihn Lord Elgin, der neben ihm saß. Lord Elgin lobte ihn und Dumont zeigte ihn am Abend Mirabeau selbst. Mirabeau las die Sätze und erklärte, sie seien wundervoll, und er werde sie in der Rede verwerten, die er am nächsten Tage vor der Versammlung zu halten gedenke. „Das ist unmöglich!" sagte Dumont. „Denn leider habe ich meine Worte Lord Elgin gezeigt." — „Und wenn Sie sie außer dem Lord Elgin noch fünfzig anderen Leuten gezeigt hätten, so würde ich trotzdem morgen diese Sätze sprechen!" Und er sprach sie wirklich am anderen Tage und erzielte einen großen Eindruck damit. Denn Mirabeau war sich bewußt, daß Einfälle, die durch die Gegenwart seiner überwältigenden Persönlichkeit angeregt wären, ihm so gut gehörten, wie wenn er sie selber ausgesprochen hätte, und daß sie ihre eigentlich schwerwiegende Bedeutung erst dadurch erhielten, daß er sie sich zu eigen machte. Ein noch viel größerer Absolutist und Zentralisierer war der Erbe von Mirabeaus Popularität, der Mann, dessen Wille in Frankreich noch viel mächtiger gebot. Ein Mann von Napoleons Gepräge kann in der That kaum noch eine Privatmeinung haben und äußern. Er ist von riesiger Aufnahmefähigkeit und nimmt eine so günstige Stellung ein, daß er gewissermaßen ein Zentralbureau für alle Intelligenz, Klugheit und Kraft seines Zeitalters und seines Landes wird. Er gewinnt die Schlacht; er macht das

Gesetzbuch; er stellt das Maß- und Gewichtssystem auf; er nivelliert die Alpen; er baut die Straße. Alle ausgezeichneten Ingenieure, Gelehrten, Statistiker machen ihm Bericht; dasselbe thun alle gescheiten Köpfe auf allen Gebieten; und er entscheidet sich für die besten Maßnahmen und setzt sein Siegel darauf. Und nicht nur auf sie allein, sondern auf jeden glücklichen und denkwürdigen Ausdruck. Jeder Satz, den Napoleon sprach, jede Zeile, die er schrieb, verdienen gelesen zu werden, denn in ihnen ist die Meinung von ganz Frankreich.

Napoleon war der Abgott der gemeinen Leute, weil er in überragendem Maße die Eigenschaften und Fähigkeiten des gemeinen Mannes besaß. Es gewährt eine gewisse Befriedigung, der Politik auf den tiefsten Grund zu kommen, denn da werden wir Heuchelei und Verstellung los. Bonaparte strebte, ganz wie die große Klasse, deren Vertreter er ist, nach Macht und Reichtum — aber Bonaparte speziell that dies ohne alle Gewissensbedenken bei der Wahl seiner Mittel. Alle Gefühle, die einem Menschen bei Verfolgung dieser Ziele hinderlich werden können, schob er beiseite. Gefühle waren gut für Weiber und Kinder! Fontanes gab Napoleons Denkweise vollkommen wieder, als er 1804 im Namen des Senats in seiner Ansprache sagte: „Sire, der Wunsch nach Vollkommenheit ist die schwerste Krankheit, die jemals den Menschengeist befallen hat." Die Wortführer der Freiheit und des Fortschritts sind „Ideologen" — ein verächtlicher Ausdruck, den er oft im Munde führt. „Necker ist ein Ideolog." „Lafayette ist ein Ideolog."

Ein nur allzu gut bekanntes italienisches Sprichwort sagt: „willst du Erfolg haben, so darfst du nicht zu gut sein." Es ist, bis zu einem gewissen Grade, ein Vorteil, sich von

den Gefühlen der Frömmigkeit, Dankbarkeit und Hochherzigkeit losgemacht zu haben. Denn was für uns ein unübersteigbares Hindernis war und für andere noch ist, wird zu einer brauchbaren Waffe für unsere Zwecke — so wird der Winter aus dem Strom, der eine so gewaltige trennende Schranke war, die glatteste Straße machen.

Napoleon verzichtete ein für allemal auf Gefühle und Neigungen und verließ sich nur auf seine Hände und seinen Kopf. Für ihn giebt es keine Mirakel, keinen Zauberkram. Sein Arbeitsmaterial ist Erz, Eisen, Holz, Erde, sind Heerstraßen, Gebäude, Geld und Truppen. Und ein sehr ausdauernder und verständiger Werkführer ist er! Nie ist er ein Schwächling, nie ein Büchermensch, sondern er macht solide und genaue Arbeit wie eine Naturkraft. Er hat sein angeborenes Verständnis und Mitfühlen für die Dinge der Natur noch nicht verloren. Einem solchen Mann machen die Menschen Platz, wie sie einem Naturereignis ausweichen. Ganz gewiß giebt es Menschen genug, die ganz und gar in den Dingen der Natur aufgehen: Bauern, Schmiede, Seeleute und im allgemeinen alle Handarbeiter; und wir wissen, wie tüchtig und fest solche Leute neben Gelehrten und Buchstabenklaubern erscheinen. Aber ihnen fehlt für gewöhnlich die Organisationskraft; sie sind wie Hände ohne einen Kopf. Bonaparte aber fügte zu dieser dem Erdreich und dem tierischen Leben entlehnten Kraft Einsicht und die Gabe der Anwendung hinzu; daher sahen die Menschen in ihm die Vereinigung der natürlichen und der geistigen Kraft, wie wenn Land und Meer Fleisch und Bein geworden wären und zu rechnen begonnen hätten. Darum erscheint er als eine Erfüllung der Erwartungen von Land und Meer. Er trat unter seinesgleichen und sie empfingen ihn als Herrn.

Dieser rechnende Arbeiter weiß, womit er arbeitet und was dabei herauskommen muß. Er kannte die Eigenschaften von Geld und Eisen, von Rädern und Schiffen, von Truppen und Diplomaten, und er verlangte von jedem gerade die Arbeit, die es leisten konnte.

Die Kriegskunst war das Spiel, bei dem er seine Rechengabe zu verwenden wußte. Sie bestand, nach seiner Angabe, darin, auf dem Punkt wo der Feind angegriffen wird oder angreift, stets die Übermacht an Streitkräften zu haben, um in endlosen Manövern und Bewegungen immer in einem Winkel auf den Feind zu stoßen und dessen Abteilungen einzeln zu vernichten. Es ist klar, daß selbst ein sehr kleines Korps, wenn es durch geschickte und schnelle Manöver stets zwei Mann gegen einen auf das Gefechtsfeld zu bringen weiß, einer viel zahlreicheren Streitkraft überlegen sein muß.

Die Zeitläufte, seine eigene Veranlagung und die Ereignisse seiner Jugendjahre wirkten zusammen, um diesen Musterdemokraten zu voller Entwickelung zu bringen. Er besaß die Tugenden seiner Gattung und ihm ward Gelegenheit sie geltend zu machen. Der gesunde Menschenverstand, der, kaum daß das Ziel erkannt ist, auch schon die Mittel weiß, um es zu erreichen; die Freude am Gebrauch der richtigen Mittel, an ihrer Wahl, Vereinfachung, Kombinierung; die unentwegte Gründlichkeit seiner Thätigkeit; die Vorsicht, womit jeder Umstand erwogen, und die Thatkraft, womit alles ausgeführt wurde — dies alles macht ihn zum natürlichen Organ und Oberhaupt der Partei, die ich, in Rücksicht auf ihre Ausdehnung, beinahe die moderne Partei nennen möchte.

Die Natur muß an jedem Erfolg bei weitem den größten Anteil haben, und so ist es auch bei Napoleon. Ein solcher Mann wurde gebraucht — und er ward geboren: ein Mann

aus Stein und Eisen, der sechzehn oder siebzehn Stunden zu Pferde sitzen konnte, der viele Tage hintereinander keine andere Ruhe und Nahrung brauchte, als was er so gleichsam nebenbei erhaschte, der im Kampf in schnellen Tigersprüngen sich auf den Feind stürzte; ein Mann, der durch keinerlei Gewissensbedenken behindert wurde: in sich selbst gefestigt, blitzschnell sich entschließend, selbstsüchtig, vorsichtig und von einem Scharfblick, der weder durch Zuflüsterungen anderer, noch durch eigene Vorurteile oder Übereilungen sich täuschen oder irreleiten ließ. „Meine eiserne Faust," sagte er, „befand sich nicht unten an meinem Arm, sie war unmittelbar mit meinem Kopf verbunden." Er erkannte die Macht der Natur und des Schicksals an und schrieb ihr seine Überlegenheit zu, anstatt, wie es die Art minderer Menschen ist, sich auf seinen Starrsinn etwas zu gute zu thun und den Kampf mit der Natur aufzunehmen. Eine Lieblingswendung seiner Reden war die Anspielung auf seinen Stern; und nicht nur sein Volk, sondern auch er selber hatte seine Freude daran, wenn er sich als „Kind des Schicksals" bezeichnete. „Man beschuldigt mich," sagte er, „große Verbrechen begangen zu haben: Männer meines Gepräges begehen keine Verbrechen! Nichts war einfacher als mein Emporkommen; es ist vergebliches Bemühen, es Ränken oder Verbrechen zuzuschreiben: ich verdankte es lediglich den eigentümlichen Zeitverhältnissen und meinem Rufe, gegen die Feinde meines Vaterlandes wacker gefochten zu haben. Ich bin stets mit der Meinung der großen Masse und mit den Ereignissen gegangen. Welchen Zweck hätten also Verbrechen für mich haben sollen?" Bei einer anderen Gelegenheit sagte er, von seinem Sohne sprechend: „Mein Sohn kann mich nicht ersetzen; ich selber könnte mich nicht ersetzen. Ich bin das Geschöpf günstiger Umstände."

Er war von einer zielbewußten Thatkraft, wie sie in Verbindung mit einer solchen Gewalt des Verstandes bisher noch nicht dagewesen war. Er ist ein Thatsachenmensch, der allen Schwätzern fürchterlich ist und solche, die die Wahrheit verdunkeln möchten, in Verwirrung bringt. Er sieht sofort den Angelpunkt einer Sache und stellt sich auf den entscheidenden Standpunkt, ohne auf irgend welche Nebensachen Rücksicht zu nehmen. Seine Stärke ist die richtige Stärke, denn sie beruht auf verstandesmäßiger Erwägung. Er taumelte nicht in den Sieg hinein, sondern gewann seine Schlachten in seinem Kopf ehe er sie im Felde durchführte. Seine besten Hilfsmittel beruhen in ihm selbst. Er fragt keinen anderen um Rat. Im Jahre 1796 schreibt er ans Direktorium: „Ich habe den Feldzug durchgeführt, ohne mir bei irgend jemandem Rat zu holen. Ich hätte nichts zu Wege gebracht, wenn ich gezwungen gewesen wäre, mich nach den Meinungen eines anderen zu richten. Ich habe mehrfach über überlegene Kräfte, und, obgleich ich von allen Hilfsmitteln entblößt war, Vorteile errungen, weil ich in der Überzeugung, daß euer Vertrauen auf mir beruhte, in meinem Handeln ebenso schnell war wie in meinem Denken."

Bis auf den heutigen Tag herunter wimmelt die Weltgeschichte von Beispielen von der Dummheit der Könige und Regierenden. Es sind Leute, die einem sehr leid thun können, denn sie wissen nie, was sie anfangen sollen. Die Weber streiken, weil sie kein Brot haben; der König und seine Minister wissen nicht, was zu thun ist, und schicken ihnen Bajonette entgegen. Napoleon aber verstand sein Geschäft. Er war ein Mann, der in jedem Augenblick, in jeder Verlegenheit wußte, was zunächst zu thun sei. Das ist eine gewaltige Beruhigung und Erfrischung für die Seele —

nicht nur eines Königs, sondern auch eines Bürgers. Nur wenige kennen überhaupt ein ‚Nachher'; sie leben von der Hand in den Mund, ohne Lebensplan, sind immer mit ihrem Witz zu Ende und warten nach jedem Handeln auf einen frischen Antrieb von außen. Napoleon wäre der erste Mann der Welt gewesen, wenn sein Streben nur dem Besten der Allgemeinheit gegolten hätte. Aber auch so wie er ist, flößt er durch die außerordentliche Einheitlichkeit seines Handelns Vertrauen und Kraft ein. Er ist fest, sicher, selbstverleugnend, kennt keine Rücksicht auf seine eigene Person und opfert alles seinem Zweck: Geld, Truppen, Generale und seine eigene Sicherheit; er läßt sich nicht, wie gewöhnliche Abenteurer, vom Glanze seiner eigenen Mittel beirren. „Nicht Ereignisse dürfen die Politik lenken," sagte er, „sondern die Politik muß die Ereignisse lenken." „Sich von jedem Zwischenfall fortreißen lassen, heißt überhaupt kein politisches System haben." Jeder Sieg war für ihn nur ein Thor, und niemals verlor er in dem Glanz und Getümmel der Ereignisse auch nur für einen Augenblick den Weg, der ihn vorwärts führen sollte, aus dem Gesicht. Er wußte, was er zu thun hatte, und er flog wie ein Pfeil aufs Ziel zu. Die gerade Linie war ihm noch nicht kurz genug, um ans Ziel zu kommen. Entsetzliche Züge lassen sich ohne Zweifel aus seiner Geschichte zusammentragen: um furchtbare Preise erkaufte er seine Erfolge. Trotzdem aber darf man ihn nicht als grausam hinstellen. Er war ganz einfach ein Mann, der kein Hindernis für seinen Willen kannte: nicht blutdürstig, nicht grausam — aber wehe der Sache oder der Person, die ihm im Wege stand. Er war nicht blutdürstig — aber er sparte auch nicht mit Blut, und er kannte kein Mitleid. Er sah nur den Zweck vor sich — das Hindernis mußte weichen. „‚Sire, General

Clarke kann sich wegen des furchtbaren Feuers der österreichischen Batterie nicht mit General Junot vereinigen.' — ‚Er soll die Batterie nehmen.' — ‚Sire, jedes Regiment, das der schweren Artillerie zu nahe kommt, ist dem Tode geweiht; was befehlen Sie, Sire?' — ‚Vorwärts, vorwärts!'" Der Artillerieoberst Seruzier schildert in seinen ‚Militärischen Denkwürdigkeiten' die folgende Szene aus dem Getümmel nach der Schlacht bei Austerlitz: „In dem Augenblick, wo die russische Armee mühsam, aber in guter Ordnung sich über das Eis des Sees zurückzog, kam Kaiser Napoleon in voller Carriere an die Artillerie herangesprengt und rief: ‚Ihr verliert Zeit; feuert auf diese Massen! Sie müssen in den See versinken — feuert auf das Eis!' Der Befehl blieb zehn Minuten lang unausgeführt. Vergebens wurden mehrere Offiziere und auch ich selber mit Geschützen auf einem Hügelabhang aufgestellt, um diese Wirkung hervorzubringen: unsere Kugeln rollten auf das Eis, ohne es zu zerbrechen. Als ich dies sah, versuchte ich ein einfaches Mittel, indem ich leichte Haubitzen in die Höhe richten ließ. Der fast senkrechte Fall der schweren Geschosse that die gewünschte Wirkung. Sofort wurde mein Verfahren von den nächsten Batterien nachgemacht und im Handumdrehen begruben wir einige* tausend Russen und Österreicher in den Fluten des Sees."

Vor der Fülle seiner Hilfsmittel schien jedes Hindernis sich in Nichts aufzulösen. „Es soll keine Alpen geben!" sagte er und baute seine tadellosen Straßen, die in stufenweise ansteigenden Galerien die steilsten Abgründe emporklimmen, bis Italien so offen vor Paris lag wie irgend eine Stadt Frank-

* Da ich aus zweiter Hand zitiere und mir das Buch von Seruzier nicht verschaffen kann, so wage ich nicht die hohe Ziffer abzudrucken, die ich angegeben finde. Emerson.

reichs. Er schonte seine eigenen Knochen nicht, er ließ sich's sauer werden um seine Krone. Sobald er entschieden hatte, was gethan werden mußte, that er's mit Macht und Kraft. Er setzte seine ganze Stärke daran. Er wagte alles und sparte nicht, weder Munition, noch Geld, noch Truppen, noch Generale, noch sich selbst.

Wir sehen's gern, wenn ein jedes Geschöpf das, was es kann, auf seine Art macht, sei es eine Milchkuh oder eine Klapperschlange; und wenn Kriegführen die beste Art ist, nationale Zwistigkeiten beizulegen — und diese Auffassung scheint der großen Mehrheit der Menschen als die richtige zu gelten — so hatte sicherlich Bonaparte Recht, indem er es gründlich besorgte. „Das große Prinzip des Krieges", sagte er, „besteht darin, daß eine Armee immer, zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht, bereit sein muß, allen Widerstand zu leisten, dessen sie fähig ist." Niemals ging er haushälterisch mit der Munition um, sondern er ließ einen Wolkenbruch von Eisen — Bomben, Vollkugeln, Kartätschen — auf die feindliche Stellung niederregnen, um alle Verteidigung völlig zu vernichten. Überall wo Gegenwehr geleistet wurde, zog er Schwadron auf Schwadron zu erdrückender Überzahl zusammen, bis der Widerstand vom Erdboden weggefegt war. Bei Lobenstein, zwei Tage vor der Schlacht bei Jena, rief Napoleon einem Regiment reitender Jäger zu: „Kinder, ihr müßt den Tod nicht fürchten; wenn Soldaten dem Tode trotzen, treiben sie ihn in des Feindes Reihen." Ebensowenig schonte er sich selbst im rasenden Sturmangriff. Hierin ging er bis an die Grenzen der Möglichkeit. Offenbar that er in Italien, was er konnte, ja buchstäblich alles, was er konnte. Mehrere Male streifte er um eines Zolles Breite die Vernichtung; seine Person war schon so gut wie verloren. Bei Arcole wurde

er in den Sumpf geschleudert. Die Österreicher waren zwischen ihm und seinen Truppen; nur mit verzweifelten Anstrengungen gelang es, ihn aus dem Handgemenge zu befreien. Bei Lonato und in anderen Gefechten wäre er auf ein Haar gefangen genommen worden. Er focht in sechzig Schlachten. Und er hatte niemals genug davon. Jeder Sieg war ihm eine neue Waffe. „Meine Macht würde zusammenstürzen, gelänge es mir nicht, sie durch neue Waffenthaten zu stützen. Als Eroberer bin ich geworden, was ich bin, und als Eroberer muß ich mich aufrecht erhalten." Wie jeder kluge Mann fühlte er, daß zum Erhalten ebensoviel Lebenskraft von nöten ist wie zum Schaffen. Wir schweben immer in Gefahr, sind stets in einer schlimmen Lage, hart am Rande der Vernichtung und nur durch erfindungsreichen Mut sind wir zu retten.

Dieser Thatendrang nun wurde behütet und gezügelt durch die kühlste Vorsicht und Pünktlichkeit. Ein Donnerkeil im Angriff, war er unverwundbar in seinen Verschanzungen. Schon sein Angriff war nie eine Eingebung des Wagemutes, sondern ein Resultat der Berechnung. Die beste Verteidigung besteht nach ihm darin, auch in der Defensive noch als Angreifer vorzugehen. „Mein Ehrgeiz," sagte er, „war groß; aber es war ein Ehrgeiz kalter Art." In einem seiner Gespräche mit Las Cases bemerkte er: „Was moralischen Mut anbetrifft, so habe ich nur selten die Zwei-Uhr-früh-Art angetroffen: ich meine unvorbereiteten Mut, wie er bei unerwarteten Ereignissen notwendig ist; ein Mut, der, mag ein Ereignis noch so überraschend kommen, dennoch dem Urteil und der Entschlußkraft volle Freiheit läßt." Und er erklärte rund heraus, er selber sei in hervorragendem Maße mit diesem „Zwei-Uhr-früh-Mut" begabt und er sei wenig Männern begegnet, die in dieser Hinsicht ihm gleich kämen.

Alles hing von der Sauberkeit seiner Kombinationen ab, und die Sterne waren nicht pünktlicher als seine Rechenkunst. Seine persönliche Aufmerksamkeit erstreckte sich bis in die kleinsten Einzelheiten. „Bei Montebello befahl ich Kellermann, er solle mit achthundert Reitern angreifen und mit diesen zersprengte er die sechstausend ungarischen Grenadiere unmittelbar unter den Augen der österreichischen Reiterei. Diese Kavallerie hielt in der Entfernung einer halben Lieue und brauchte eine viertel Stunde, um auf das Gefechtsfeld zu gelangen. Ich habe bemerkt, daß es immer diese Viertelstunden sind, die über den Ausgang einer Schlacht entscheiden." — „Bevor er eine Schlacht lieferte dachte Bonaparte wenig daran, was er im Falle des Erfolges thun würde, sehr viel aber daran, was er zu thun hätte, falls ihm das Glück den Rücken kehrte." Diese Vorsicht und gesunde Vernunft kennzeichnet alle seine Handlungen. Bemerkenswert ist seine Instruktion für den diensthabenden Sekretär in den Tuilerien: „Während der Nacht betreten Sie mein Zimmer so selten wie nur möglich. Wecken Sie mich niemals, wenn Sie irgend eine gute Nachricht mitzuteilen haben; damit ist es nicht eilig. Aber wenn Sie schlechte Nachrichten bringen, dann wecken Sie mich sofort. Denn dann ist kein Augenblick zu verlieren." Einen etwas grillenhaften Befehl ähnlicher Art gab er als General im italienischen Feldzug in Bezug auf seine lästige Korrespondenz. Er wies Bourienne an, drei Wochen lang alle Briefe uneröffnet zu lassen und bemerkte dann voller Befriedigung, ein wie großer Teil der Korrespondenz sich inzwischen von selber erledigt hatte und keiner Antwort mehr bedurfte. Seine Arbeitskraft war ungeheuer; vor Napoleon hat man nicht gewußt, was ein Mann leisten kann. Es hat viele arbeitsame Könige gegeben, von Odysseus bis auf

Wilhelm von Oranien, aber keinen, der auch nur ein Zehntel von Napoleons Tagewerk erledigt hätte.

Zu diesen natürlichen Gaben fügte Napoleon noch den Vorteil, in bürgerlichen und bescheidenen Glücksumständen geboren zu sein. In seiner späteren Zeit verfiel er der Schwäche, zu seinen Kronen und Orden auch die überlebten Vorzüge aristokratischer Abstammuug hinzufügen zu wollen; aber er wußte recht wohl, was er seinen harten Lehrjahren verdankte und verhehlte nicht seine Verachtung für die geborenen Könige und für die ‚erblichen Esel', wie er in seiner groben Art die Bourbonen nannte. Von ihnen sagte er, sie hätten in ihrer Verbannung „nichts gelernt und nichts vergessen." Bonaparte hatte die ganze Rangordnung des Militärdienstes durchlaufen, aber er war auch Bürger gewesen, ehe er Kaiser wurde, und dadurch war ihm das Wesen des Bürgertums erschlossen. In seinen Bemerkungen und Urteilen bekundet sich Vertrautheit mit den Verhältnissen der Mittelklassen und richtiges Verständnis für ihre Lage. Wer mit ihm zu thun hatte, fand, daß er sich nichts vormachen ließ, sondern so gut wie nur Einer rechnen konnte. Dies tritt überall in seinen auf St. Helena diktierten Denkwürdigkeiten hervor. Wenn durch die Ausgaben der Kaiserin, die Kosten der Hofhaltung und seiner Paläste bedeutende Schuldsummen aufgelaufen waren, dann prüfte Napoleon selber die Rechnungen der Gläubiger, entdeckte Überteuerungen und Irrtümer und strich bedeutende Summen an den Forderungen ab.

Seine Hauptwaffe, nämlich die Handhabung der von ihm befehligten Millionen von Menschen, verdankte er dem ihn umkleidenden Charakter eines Vertreters der Massen. Er interessiert uns als Vertreter Frankreichs und Europas; und er ist als Feldherr und König überhaupt nur insofern mög-

lich, als die Revolution oder das Interesse der gewerbthätigen Massen in ihm ein Organ und einen Führer fanden. Im Widerstreit der sozialen Interessen kannte er die Bedeutung und den Wert der Arbeit und es war ganz natürlich, daß er sich auf deren Seite stellte. Mir gefällt ein Vorfall, den einer seiner Biographen von St. Helena berichtet: „Als er einst mit Frau Balcombe einen Spaziergang machte, kamen einige Diener mit schweren Kisten über ihren Weg und Frau Balcombe rief ihnen in ziemlich heftigem Tone zu, sie möchten zur Seite treten. Napoleon aber legte sich ins Mittel indem er sagte: ‚Haben Sie Achtung vor der Last, Madame!'" Während seiner Kaiserherrschaft richtete er seine Aufmerksamkeit auch auf die Verbesserung und Verschönerung der Pariser Marktplätze. „Der Marktplatz," sagte er, „ist der Louvre des gewöhnlichen Volkes." Die Hauptwerke, die ihn überlebt haben, sind seine prachtvollen Straßen. Er erfüllte seine Soldaten mit seinem eigenen Geist und es bildete sich zwischen ihm und ihnen eine Art freimütiger Kameradschaftlichkeit heraus, wie die Hofetikette sie zwischen ihm und seinen Offizieren niemals zugelassen hätte. Unter seinen Augen vollbrachten seine Krieger, was anderen unmöglich gewesen wäre. Das schönste Zeugnis von seinem Verhältnis zu den Soldaten ist der Tagesbefehl vom Morgen der Schlacht bei Austerlitz. Darin verspricht Napoleon den Truppen er wolle sich außerhalb des feindlichen Feuers halten. Diese Erklärung, die das Gegenteil von den sonst üblichen Aufrufen ist, die von Generalen und Herrschern am Vorabend einer Schlacht erlassen werden, erklärt zur Genüge die Verehrung, die das Heer seinem Führer zollte.

Doch abgesehen von dieser in Einzelheiten hervortretenden Übereinstimmung zwischen Napoleon und der großen Masse

seines Volkes: seine wirkliche Stärke lag in ihrer Überzeugung, daß er in seinem Genius und in seinen Zielen ihr Vertreter sei, nicht nur wenn er ihnen schmeichelte, sondern auch wenn er sie seinen Zwang fühlen ließ und sogar, wenn er sie mit seinen Rekrutenaushebungen dezimierte. Er wußte, so gut wie nur irgend ein Jakobiner in Frankreich, über Freiheit und Gleichheit zu philosophieren; und als man von dem ‚kostbaren Blut von Jahrhunderten' redete, das durch die Erschießung des Herzogs von Enghien vergossen worden sei, da meinte er: „Mein Blut ist auch kein Grabenwasser!" Das Volk fühlte, daß nicht mehr eine kleine Klasse von Legitimen den Thron inne hatte und dem Lande seine Lebenskraft aussaugte — eine Klasse von Bevorrechteten, die sich von aller Gemeinschaft mit den Kindern des Bodens abgeschlossen hatten und fortwährend die abergläubigen Ideen eines längst veralteten Gesellschaftszustandes aufrecht erhielten. Anstatt jenes Vampyrs saß jetzt in den Tuilerien ein Mann aus ihrer Mitte, dessen Wissen und Denken dem ihrigen entsprach, der daher natürlich ihnen und ihren Kindern alle einflußreichen Vertrauensstellungen eröffnete. Vorüber war der Tag einer schlafmützigen, eigensüchtigen Politik, die den jungen Leuten unaufhörlich alle Gelegenheiten zum Vorwärtskommen eingeengt hatte, und ein junger Tag des Auslebens, der Nachfrage nach frischen Kräften war angebrochen. Ein Markt für alle Begabungen und Leistungen war eröffnet; blendender Lohn funkelte vor den Augen talentvoller Jugend. Das alte, in Eisen gekettete, feudale Frankreich hatte sich in ein junges Ohio oder New York verwandelt; selbst wer unmittelbar unter der Strenge des neuen Monarchen zu leiden hatte, verzieh diese als eine notwendige Unbequemlichkeit des militärischen Systems, das die Unterdrücker aus dem Lande getrieben hatte.

Selbst als die Mehrzahl des Volkes begonnen hatte zu fragen, ob man denn wirklich bei den erschöpfenden Rekrutenaushebungen und Geldauflagen des neuen Herrn irgend einen wirklichen Vorteil hätte, da nahm in jedem Rang und Stand alles, was in Frankreich Talent hatte, für ihn Partei und verteidigte ihn als den natürlichen Schutzherrn. Als im Jahre 1814 seine Umgebung ihm den Rat gab, sich auf die höheren Klassen zu stützen, da antwortete Napoleon: „Meine Herren, in der Lage, in der ich mich jetzt befinde, habe ich keinen anderen Adel als den Pöbel der Vorstädte."

Napoleon erfüllte diese natürlichen Erwartungen. In seiner Lage mußte er unbedingt die Talente aller Art gastlich aufnehmen und zu Vertrauensstellungen befördern; diese Politik entsprach aber auch völlig seinem Gefühl. Ohne Zweifel fühlte er wie jeder überlegene Mann eine Sehnsucht nach Männern, die seinesgleichen wären, einen Wunsch, seine Kräfte mit denen anderer Meister zu messen, und eine ungeduldige Verachtung von Narren und schwächlichen Gegnern. In Italien suchte er Männer und fand keine. „Guter Gott!" rief er aus, „wie selten sind doch Menschen! Achtzehn Millionen leben in Italien und mit Mühe und Not habe ich zwei gefunden: Dandolo und Melzi." Als in seinen späteren Jahren seine Erfahrung wuchs, wurde seine Achtung vor dem Menschengeschlecht nicht größer. In einem Augenblick der Bitterkeit sagte er zu einem seiner ältesten Freunde: „Die Menschen verdienen die Verachtung, die sie mir einflößen. Ich brauche meinen tugendstrengen Republikanern bloß einige Goldtressen auf den Rock nähen zu lassen und sofort werden sie, wie ich sie haben will." Diese ärgerliche Verachtung der Gesinnungslosigkeit war jedoch zugleich eine indirekte Würdigung jener tüchtigen Männer, die ihm Achtung

abzwangen, nicht nur wenn er in ihnen Freunde und Mitarbeiter fand, sondern auch wenn sie seinen Willen bekämpften. Er konnte Fox und Pitt, Carnot, Lafayette und Bernadotte nicht mit den Kurmachern seines Hofes in einen Topf werfen. Und obwohl ihn ein grundsätzlicher Egoismus veranlaßte, über die großen Feldherren, die an seiner Seite und für ihn kämpften, abfällige Urteile auszusprechen, so hat er doch Männern wie Lannes, Duroc, Kléber, Desaix, Masséna, Murat, Ney, Augereau weitgehende Anerkennung widerfahren lassen. Wohl fühlte er sich als ihren Schutzherrn, dem sie ihr Glück zu verdanken hätten — wie er denn sagte: „ich habe meine Generale aus Dreck gemacht," — aber er verbarg auch nicht seine Befriedigung über ihre Mitwirkung und Beihilfe, die der Größe seiner Unternehmungen entsprach. Im russischen Feldzug machte Marschall Neys Mut und erfinderische Gewandtheit einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sagte: „Ich habe zweihundert Millionen in meinen Kassenschränken und ich würde sie alle für Ney hingeben." Die Charakterzeichnungen, die er von mehreren seiner Marschälle entworfen hat, sind scharf und, obgleich sie die unersättliche Eitelkeit französischer Offiziere nicht zu befriedigen vermochten, im wesentlichen zweifellos gerecht. Und in der That, unter seiner Regierung war Nachfrage nach jeder Art von Tüchtigkeit und jede fand Beförderung. „Ich kenne", sagte er, „Größe und Tiefgang eines jeden meiner Generäle." Ein Mann von natürlichen Geistesgaben war sicher, an seinem Hofe gut aufgenommen zu werden. Siebzehn Männer stiegen in der Napoleonischen Zeit vom gemeinen Soldaten zum Range eines Königs, Marschalls, Herzogs oder Generals; und die Kreuze der Ehrenlegion wurden für persönliche Tapferkeit und nicht auf Grund von Familienbeziehungen verliehen.

„Wenn Soldaten die Feuertaufe eines Schlachtfeldes empfangen haben, so sind sie in meinen Augen alle von gleichem Range."

Wenn ein natürlicher König auch dem Titel nach König wird, so erfüllt das einen jeden mit Freude und Genugthuung. Die Revolution berechtigte den derben Pöbel der Vorstadt St. Antoine und jeden Pferdeknecht und Pulverjungen der Armee, in Napoleon Fleisch von seinem Fleisch und das Geschöpf seiner Partei zu sehen — aber im Erfolg eines großen Talents liegt etwas, was sich die allgemeine Sympathie erwirbt. Denn daß Vernunft und Geist über Stumpfsinn und Mißwirtschaft siegen, daran haben alle vernünftigen Menschen ein Interesse; und als intellektbegabte Wesen fühlen wir gleichsam, wie die Luft durch die elektrische Erschütterung gereinigt wird, wenn materielle Massen von geistigen Kräften über den Haufen geworfen werden. Sobald wir uns über den Standpunkt örtlicher und gefälliger Parteiinteressen zu erheben vermögen, fühlt ein jeder, daß Napoleon für ihn kämpft. Dies sind ehrenvolle Siege. Diese starke Dampfmaschine arbeitet für uns. Alles, was über die gewöhnlichen Grenzen menschlicher Geschicklichkeit hinausgeht und dadurch unsere Phantasie wachruft, wirkt auf uns in wundervoller Weise ermutigend und befreiend. Dieser gewaltige Kopf, der ganze Reihen von Geschäften erwägt und mit souveräner Überlegenheit abthut; dieses Auge, das jeden Winkel von Europa überschaute; diese stets bereite Erfindungsgabe; diese Unerschöpflichkeit der Mittel — was für Ereignisse! was für romantische Gemälde! was für seltsame Situationen — wenn er z. B. im sizilischen Meer die Alpen im Glanze der Abendsonne sieht; wenn er angesichts der Pyramiden seine Truppen in Schlachtordnung aufstellt und

ihnen zuruft: „Vierzig Jahrhunderte schauen von den Spitzen dieser Pyramiden auf euch herab!"; wenn er die Furt des Rothen Meeres durchzieht; wenn er in den Golf der Landenge von Suez hineinwatet. Riesenhafte Entwürfe beschäftigten ihn am Strande von Ptolemais. „Wäre Akkon gefallen, so hätte ich der Oberfläche der Erde ein anderes Aussehen gegeben!" Am Abend der Schlacht bei Austerlitz, die er am ersten Jahrestage seiner Kaiserkrönung gewann, brachte ihm sein Heer einen Glückwunschstrauß von vierzig Fahnen, die im Kampf erbeutet worden waren. Ein wenig kindisch freilich ist vielleicht die Freude, die er daran hatte, solche Kontraste besonders grell hervortreten zu lassen, wenn er z. B. aus reiner Laune in Tilsit, in Paris, in Erfurt Könige in seinen Vorzimmern warten ließ.

Bei der allgemeinen Dummheit, Unentschlossenheit und Gleichgültigkeit der Menschen können wir uns gar nicht genug Glück wünschen zu diesem starken und schnellbereiten Thatmenschen, der die Gelegenheit beim Schopf zu packen wußte und uns zeigte, wie viel sich vollbringen läßt durch bloße Bethätigung von Eigenschaften, die jeder Mensch, wenngleich in geringerem Maßstab, besitzt: nämlich durch Pünktlichkeit, durch persönliche Aufmerksamkeit, durch Mut und durch Gründlichkeit. „Die Österreicher", sagte er, „kennen den Wert der Zeit nicht." In seinen jüngeren Jahren verdient er als ein Muster von vorsichtiger Klugheit aufgestellt zu werden. Seine Macht beruht nicht auf wilder, unbändiger Kraft; nicht auf schwärmerischer Begeisterung, wodurch Mohammed siegte; nicht auf besonderer Überredungsgabe — sondern sie beruht darauf, daß er überall, wo es not that, sich seines Verstandes bediente, statt zu Regeln und Gebräuchen seine Zuflucht zu nehmen. So lehrt er uns, was frische Kraft stets uns lehrt:

daß für sie immer Raum vorhanden ist. Auf wie viele feige Zweifel giebt nicht dieses Mannes Leben uns Antwort! Bei seinem ersten Auftreten waren alle Berufssoldaten der Überzeugung, daß es nichts Neues in der Kriegskunst geben könnte — gerade wie man heutzutage glaubt, es könne in der Politik, im Kirchenwesen, in den Wissenschaften, im Handel, in der Landwirtschaft, in unseren gesellschaftlichen Bräuchen und Sitten nichts Neues mehr aufkommen, und wie zu allen Zeiten die Gesellschaft glaubt, die Welt sei verbraucht und erschöpft. Aber Bonaparte wußte das besser als die Gesellschaft; und — was noch mehr sagen will — er wußte, daß er's besser wußte. Ich glaube, die Menschen wissen überhaupt mehr als sie sich selber eingestehen wollen; sie wissen recht gut, daß die menschlichen Einrichtungen, die wir so beredt preisen, nur Kleinkinder-Laufstühle und Spielzeug sind — aber sie wagen ihren eigenen Gefühlen nicht zu trauen. Bonaparte verließ sich auf seine eigene Vernunft und kümmerte sich nicht einen Pfifferling um anderer Leute Gedanken. Die Welt verhielt sich seinen Neuerungen gegenüber wie sie's mit allen Neuerungen macht: sie erhob endlose Einwendungen und ließ alle Hindernisse in Reih und Glied aufmarschieren; aber er hustete auf ihre Einwände. „Eine große Schwierigkeit im Beruf eines Truppenführers", bemerkt er, „ist die Notwendigkeit, so viele Menschen und Pferde zu ernähren. Wenn er sich hierin auf die Anordnungen der Kommissare verläßt, so kommt er niemals vom Fleck und alle seine Unternehmungen werden scheitern." Ein Beispiel seiner vernünftigen Denkweise ist die Ansicht, die er über Alpenübergang im Winter ausspricht; alle Schriftsteller hatten ihn als unausführbar hingestellt, indem immer Einer die Worte des Anderen wiederholte. Napoleon aber sagt: „Der Winter

ist nicht die ungünstigste Jahreszeit für die Überschreitung hoher Gebirge. Der Schnee ist dann fest, das Wetter beständig und es ist nichts von Lawinen zu befürchten, die die einzige wirkliche Gefahr in den Alpen sind. In jenen hohen Bergen hat man im Dezember oft sehr schöne Tage von einer trockenen Kälte verbunden mit außerordentlich ruhiger Luft." Man lese auch, was er über das Gewinnen von Schlachten sagt: „In jeder Schlacht kommt ein Augenblick vor, wo die tapfersten Truppen, nachdem sie die größten Anstrengungen gemacht haben, am liebsten fliehen möchten. Dieser Schrecken kommt von einem Mangel an Zuversicht zu ihrem eigenen Mut; und es bedarf nur eines geringfügigen Anlasses, eines Vorwandes, um diese Zuversicht wieder herzustellen. Die Kunst besteht darin, diesen Anlaß herbeizuführen und diesen Vorwand zu finden. Bei Arcole gewann ich den Sieg mit fünfundzwanzig Reitern. Ich erkannte rechtzeitig jenen Augenblick der Abspannung, gab jedem Reiter eine Trompete und gewann mit dieser Handvoll von Leuten den Tag. Denn zwei Heere sind wie zwei Menschen, die sich plötzlich begegnen und einander zu erschrecken versuchen: es kommt ein Augenblick der Panik und dieser Augenblick muß ausgenutzt werden. Wenn Jemand vielen Gefechten beigewohnt hat, weiß er diesen Augenblick ohne Schwierigkeit zu erkennen: es ist so leicht wie das Zusammenzählen einer Ziffernreihe."

Dieser Vertreter des Neunzehnten Jahrhunderts hatte außer seiner natürlichen Anlage auch noch die Fähigkeit, sich als Denker mit Gegenständen von allgemeiner Bedeutung zu beschäftigen. Er hatte seine Freude daran, die ganzen weiten Gebiete praktischer, litterarischer und abstrakt philosophischer Fragen zu durchschweifen. Seine Ansichten sind stets ursprünglich und sachlich. Auf der Seereise nach Ägypten

bestimmte er gern nach Tische drei oder vier Personen zu Verteidigern einer Behauptung und stellte eine gleiche Anzahl als Opponenten auf. Das Thema wählte er selbst, und die Erörterungen betrafen Fragen der Religion, der verschiedenen Regierungsformen und der Kriegskunst. Eines Tages warf er die Frage auf, ob die Planeten bewohnt seien; ein anderes Mal, wie hoch das Alter der Welt sei. Ferner regte er an, die Wahrscheinlichkeit einer Zerstörung des Erdballs durch Wasser oder Feuer in Erwägung zu ziehen; bei anderen Gelegenheiten sprach man über Wahrhaftigkeit oder Nichtigkeit von Vorahnungen und über Traumdeutung. Besonders gern unterhielt er sich über Religion. Im Jahre 1806 hatte er mit dem Bischof von Montpellier, Fournier, ein Gespräch über theologische Fragen. Über zwei Punkte konnten sie nicht einig werden, nämlich ob es eine Hölle gebe und ob man außerhalb des Schoßes der Kirche selig werden könne. Der Kaiser erzählte nachher Josephinen, über diese beiden Punkte habe er wie ein Teufel disputiert, der Bischof sei aber unerbittlich gewesen. Den Philosophen stimmte er willig in Allem bei, was man den Religionen als Menschenwerk und zeitliche Erscheinungen nachgewiesen hatte; aber von Materialismus wollte er nichts wissen. Als man in einer schönen Nacht auf Deck saß und ein Wortschwall von materialistischen Phrasen vorgebracht wurde, da deutete Bonaparte zu den Sternen empor und rief: „Sie können reden so viel Sie wollen, meine Herren — aber wer hat dies Alles gemacht?“

Er fand Genuß an der Unterhaltung mit Männern der Wissenschaft, besonders Monge und Berthollet; aber von Litteraten hielt er nichts — sie waren in seinen Augen „Phrasenmacher“. Auch über Heilkunde spreche er gerne,

besonders mit den beiden praktischen Ärzten, auf die er am meisten hielt: Corvisart in Paris und Antomarchi auf St. Helena. „Glauben Sie mir", sagte er zum letzteren, „wir ließen besser den ganzen Arzneimittelkram beiseite. Das Leben ist eine Festung, von der weder Sie noch ich irgend was wissen. Wozu also bei ihrer Verteidigung Hindernisse in den Weg legen? Seine eigenen Mittel sind dem ganzen Apparat eurer Laboratorien überlegen. Corvisart gab mir ganz aufrichtig zu, daß euer ganzer schmieriger Mischmasch nichts wert ist. Die Medizin ist eine Sammlung unsicherer Vorschriften, deren Wirkungen, im Ganzen genommen, den Menschen mehr schädlich als nützlich sind. Wasser, Luft und Reinlichkeit sind in meiner Pharmakopöe die Hauptmittel."

Seine Denkwürdigkeiten, die er auf St. Helena dem Grafen Montholon und dem General Gaurgaud diktierte, haben großen Wert; immerhin muß man, wie es scheint, einen beträchtlichen Abzug machen und auf Rechnung seiner bekannten Unaufrichtigkeit setzen. Er ist gutmütig wie ein starker Mann, der sich seiner überlegenen Kraft bewußt ist. Ich bewundere seine einfachen, klaren Schlachtenschilderungen — sie sind so gut wie die Cäsarschen; seine gutmütigen und von geziemender Achtung erfüllten Urteile über Marschall Wurmser und seine anderen Gegner, und seine schriftstellerische Gewandtheit, die ihn der Beherrschung so mannigfaltiger Gegenstände völlig gewachsen erscheinen läßt. Der angenehmste Abschnitt ist der ägyptische Feldzug.

Er hatte Stunden gedankenvoller Weisheit. In Stunden der Muße, im Feldlager oder im Palast, erscheint Napoleon als ein Mann von Genie, der die angeborene Begier nach Wahrheit und die ungeduldige Geringschätzung leerer Worte, wie er sie im Kriege zu zeigen pflegte, auch auf abstrakte

Fragen anwendete. An irgend einem Spiel der Phantasie, einem Roman, einem Witzwort, konnte er ebensowohl sein Behagen haben wie an einem geschickten Strategen im Feldzug. Er amüsierte sich damit, Josephine und ihre Hofdamen in einem matterleuchteten Gemach durch eine grauliche Geschichte, die er mit höchster Kunst der Stimmwirkung und mit dramatischer Lebendigkeit vorzutragen wußte, wie festgebannt zu halten.

Ich nenne Napoleon den Agenten oder Sachwalter der Mittelklassen unserer modernen Gesellschaft; des dichten Schwarms, der sich auf den Märkten, in den Läden, Geschäftshäusern, Fabriken, Schiffen drängt; der modernen Welt, deren Ziel das Reichwerden ist. Er war der Volksaufwiegler, der Zerstörer der Vorrechte, der Verbesserer der inneren Zustände, der Liberale, der Radikale, der Erfinder neuer Mittel, der Mann, der Thore und Märkte öffnete, der Monopole und Mißbräuche umstieß. Natürlich liebten ihn die Reichen und die Aristokraten nicht. England, als Mittelpunkt des Kapitals, Rom und Österreich, als Mittelpunkte der Überlieferung und der Geburtsvorrechte, traten ihm als Feinde gegenüber. Die Bestürzung der schwerfälligen konservativen Klassen, der Schrecken der albernen alten Männer und alten Weiber im römischen Konklave — die in ihrer Verzweiflung nach jeder scheinbaren Stütze, selbst nach rotglühendem Eisen griffen — die vergeblichen Versuche von Staatsmännern, ihn mit Amüsements zu hintergehen, die des Kaisers von Österreich, ihn zu bestechen; die instinktive Erkenntnis der feurigen und thatkräftigen jungen Leute allüberall, die in ihm den Riesen des Mittelstandes sahen — dies Alles macht seine Geschichte so glänzend und imponierend. Er besaß die Tugenden der Massen, deren Vertreter er war — ebenso hafteten ihm auch

ihre Laster an. Ich bedaure, daß die glänzende Medaille ihre Kehrseite hat. Aber das ist die verhängnisvolle Entdeckung, die wir bei unserer Jagd nach Reichtum machen müssen: weltlicher Glanz ist verräterisch, wir erkaufen ihn nur durch Vernichtung oder Schwächung unserer Gefühle. So ist es unvermeidlich, dieser Thatsache auch in der Geschichte dieses Kämpen zu begegnen, der sich ganz einfach eine glänzende Laufbahn als Ziel gesetzt hatte und entschlossen war, sich um die Mittel keine Vorbehalte oder gar Gewissensbedenken zu machen.

Bonaparte zeichnete sich durch eine ganz einzigartige Abwesenheit hochherziger Empfindungen aus. Der höchstgestellte Mensch seines höchstzivilisierten Zeitalters und Volkes, besitzt er nicht einmal die landläufige Wahrhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit. Er ist ungerecht gegen seine Generäle, eigensüchtig und alles für sich monopolisierend. Kellermann, Bernadotte bestiehlt er in niedriger Weise um den Ruhm ihrer großen Thaten; seinen treuen Junot verstrickt er durch Intriguen in hoffnungslosen Bankrott, um ihn aus Paris fortzutreiben, wo die Vertraulichkeit seiner Manieren den neuen Stolz seines Thrones beleidigt. Er ist ein maßloser Lügner. Sein offizielles Blatt, der Moniteur, und alle seine Bulletins sind sprichwörtlich geworden, indem sie nur das aussprachen, was er geglaubt zu sehen wünschte. Und schlimmer noch — da saß der vorzeitig gealterte Mann auf seinem einsamen Eiland, fälschte mit kaltem Blut Thatsachen, Daten und Charakterbilder und gab der Weltgeschichte einen theatralischen Aufputz. Wie alle Franzosen hat er eine Leidenschaft für Bühnenwirkungen. Diese berechnenden Hintergedanken vergiften auch alle seine Handlungen, die sonst eine schöne Hochherzigkeit atmen. Sein „Stern", seine Ruhmesliebe, seine Lehre von der Unsterblich-

keit der Seele — Alles echt französisch. „Ich muß blenden und verblüffen. Müßte ich Preßfreiheit gewähren, meine Herrschaft würde keine drei Tage dauern." Einen großen Lärm zu machen ist sein Lieblingsmittel. „Ein großer Ruhm gleicht einem großen Lärm; je mehr gemacht wird, desto weiter hört man ihn. Gesetze, Einrichtungen, Denkmäler, Nationen — sie alle gehen zu Grunde; aber der Lärm dauert fort und hallt noch in späten Jahrhunderten wider." Seine Lehre von Unsterblichkeit läuft einfach auf Ruhm hinaus. Sein Begriff von Einfluß ist nicht schmeichelhaft für die Menschheit. „Zwei Hebel giebt es, die die Menschen in Bewegung setzen: Eigennutz und Furcht. Liebe ist eine alberne Verblendung — glauben Sie mir's! Freundschaft ist ein hohler Klang. Ich liebe Niemanden. Ich liebe nicht einmal meine Brüder — vielleicht Joseph ein bißchen, aus Gewohnheit und weil er der Ältere ist. Dann Duroc, den liebe ich auch — aber warum? weil sein Charakter mir gefällt: er ist ernst und entschlossen und ich glaube, der Mann hat niemals eine Thräne geweint. Ich selber weiß recht gut, daß ich keine wahren Freunde habe. Solange ich bleibe, was ich jetzt bin, habe ich wohl so viele angebliche Freunde wie ich haben will. Empfindsamkeit wollen wir den Weibern überlassen: Männer aber sollten festen Herzens und starken Willens sein, oder sie sollen sich nicht mit Kriegführen und Regieren zu schaffen machen." Er war durch und durch skrupellos. Er stahl, verleumdete, mordete, ertränkte, vergiftete, wenn sein Interesse es verlangte. Edelmut kannte er nicht, um so mehr aber gewöhnlichen, niedrigen Haß. Er war selbstsüchtig bis ins Mark, hinterlistig, betrog im Kartenspiel; seine Klatschsucht grenzte ans Erstaunliche; er öffnete Briefe und hatte seine Freude an seiner niederträchtigen Polizei; hatte er irgend eine Neuigkeit

über die Männer und Frauen seiner Umgebung aufgeschnappt, so rieb er sich vor Freude die Hände und renommierte: „er wisse Alles.“ Er mengte sich in die Toilettenangelegenheiten seiner Hofdamen und bekrittelte den Schnitt ihrer Kleider; er begab sich inkognito auf die Straße und horchte auf die Hurras und die Lobreden der Menge. Seine Manieren waren gemein. Frauen behandelte er mit niedriger Vertraulichkeit. Er hatte die Gewohnheit, sie an den Ohrläppchen zu zupfen und in die Wangen zu kneipen, wenn er guter Laune war; Männer zwickte er bis an sein Lebensende in die Ohren, zupfte sie am Schnurrbart, puffte sie und trieb andere handgreifliche Scherze mit ihnen. An Schlüssellöchern scheint er nicht gehorcht zu haben, wenigstens nicht darüber ertappt worden zu sein. Kurz, wenn wir durch alle Strahlenkreise seiner Macht hindurch auf den Grund gedrungen sind, so haben wir's schließlich nicht mit einem Gentleman zu thun gehabt, sondern mit einem Betrüger und Spitzbuben, der mit Fug und Recht den Titel eines ‚Jupiter Scapin‘ oder Schelmen-Jupiter verdient.

Als ich von den beiden Parteien sprach, in die die moderne Gesellschaft sich scheidet — die demokratische und die konservative — da sagte ich, Bonaparte vertrete die Demokratie, oder die Partei der Streber und Geschäftsleute, gegen die Stillstandspartei oder die Konservativen. Ich vergaß dabei einen wesentlichen Umstand zu erwähnen, nämlich, daß diese beiden Parteien sich nur als die Partei der Jungen und als die der Alten unterscheiden. Der Demokrat ist ein junger Konservativer; der Konservative ist ein alter Demokrat. Der Aristokrat ist der reif gewordene, in Saat geschossene Demokrat, denn beide Parteien stehen auf demselben Grund und Boden; den

höchsten Wert hat in ihren Augen Besitz, den die eine zu erlangen, die andere zu behalten strebt. Bonaparte kann als Vertreter dieser Partei gelten als Vertreter ihrer ganzen Entwicklungsgeschichte, ihrer Jugend sowohl wie ihres Alters; ja, auch ihr Geschick verkörpert sich mit poetischer Gerechtigkeit in dem seinigen. Die Gegenrevolution, die Gegenpartei wartet immer noch auf ihr Organ und ihren Vertreter: einen Menschenfreund, einen Mann, der für wirklich gemeinnützige Ziele und für das Beste der Gesamtheit wirkt.

Hier haben wir ein Experiment, unter den denkbar günstigsten Umständen die Kräfte eines gewissenlosen Verstandes wirken zu lassen. Nie gab es einen so reich ausgestatteten, so stark gewappneten Führer; niemals fand ein Führer solche Hilfe, solche Gefolgschaft. Und was war der Erfolg so ungeheurer Begabung und Macht? Was kam heraus bei dem Aufgebot dieser Riesenheere, bei der Einäscherung so vieler Städte, bei der Verschleuderung unermeßlicher Schätze, bei der Hinopferung von Millionen von Menschen, bei der Demoralisierung Europas? Nichts kam heraus! Alles schwand dahin wie der Pulverdampf seiner Geschütze, und keine Spur blieb zurück. Er ließ Frankreich kleiner, ärmer, schwächer zurück als er es vorgefunden hatte; und der ganze Kampf um Freiheit mußte von Neuem beginnen. Das Ganze war im Grunde ein Selbstmordversuch gewesen. Frankreich diente ihm mit Leib und Leben, mit Gut und Blut, so lange es seine Interessen mit denen des Kaisers in Einklang bringen konnte. Dann aber gewahrte man, daß nach dem Siege nur ein neuer Krieg kam; nach der Vernichtung ganzer Heere nur neue Aushebungen. Die Helden, die ihr Leben in die Schanze geschlagen hatten, kamen niemals der Belohnung näher — was sie erworben hatten, konnten sie nicht ausgeben, sie

konnten sich nicht in ihren Daunenbetten strecken, nicht in ihren Schlössern stolzieren — und da verließen sie ihn. Die Menschen fanden, daß dieser alles verzehrende Egoismus totbringend für alle Anderen war. Er glich dem Zitterrochen, der dem, der ihn anfaßt, unaufhörlich Schlag auf Schlag versetzt und die Muskeln der Hand zusammenkrampft, so daß der Mann die Finger nicht mehr auseinanderbringt; und immer neue, immer heftigere Schläge versetzt das Tier, bis es zuletzt sein Opfer völlig lähmt und tötet. So auch dieser maßlose Egoist, der Kraft und Leben aller seiner Diener schmälerte, ausbeutete und schließlich ganz aufsaugte. Und im Jahre 1814 erhob sich in Frankreich, in Europa der allgemeine Ruf: „Genug von ihm!" „Assez de Bonaparte!"

Es war nicht Bonapartes Schuld. Er that Alles, was in seinen Kräften lag, um ohne moralische Grundsätze zu leben und zu wirken. Die Natur der Dinge, das ewige Gesetz der Menschheit und der Welt trat ihm in den Weg und brachte ihn zu Fall. Und wenn eine Million solcher Experimente gemacht werden, das Ergebnis wird immer dasselbe sein. Ob ein Experiment von einer Menge oder von einem Einzelnen unternommen wird, es wird scheitern, wenn es auf einen sinnlichen oder selbstischen Zweck abzielt. Der friedfertige Fourier wird so wenig Erfolg haben wie der verderbenschwangere Napoleon. So lange unsere Kultur im Wesentlichen auf Eigentumsrechten, auf Einzäunungen, auf Kastengeist beruht, wird sie das Opfer von Enttäuschungen sein. Unsere Reichtümer werden uns krank machen; Bitternis wird in unserem Lachen sein; und unser Wein wird uns die Lippen verbrennen. Nur das Gute ist von Nutzen, das wir bei offenen Thüren genießen können, das allen Menschen dient.

Goethe
oder Der Schriftsteller

Wenn ich mir den Plan der Weltschöpfung betrachte, so finde ich, daß dabei auch die Stelle eines Schreibers oder Protokollführers vorgesehen ist, der aufzuzeichnen hat die Vollbringungen des wunderbaren Lebensgeistes, der überall pulsiert und schafft. Seines Amtes ist es, die Thatsachen in den Geist aufzunehmen und dann eine Auswahl unter den hervorragenden und charakteristischen Erfahrungen zu treffen.

Die Natur will auf die Nachwelt gebracht sein. Alle Dinge beschäftigen sich damit, ihre Geschichte zu schreiben. Dem Planeten, dem Kiesel folgt wie ein Diener ihr Schatten. Der rollende Fels läßt seine Schrammen auf dem Berge zurück; der Fluß seine Rinne im Boden; das Tier seine Knochen in der Gesteinschicht; der Farn, das Blatt ihre bescheidene Grabschrift in der Kohle. Der fallende Tropfen bearbeitet wie ein Bildhauer den Sand oder Stein, den er trifft. Kein Fuß schreitet durch den Schnee oder wandelt über den Erdboden, ohne in mehr oder weniger deutlichen Schriftzügen seinen Weg zu bezeichnen. Jede Handlung eines Menschen prägt sich dem Gedächtnis von Mitmenschen, prägt sich zugleich seinen eigenen Manieren und Gesichtszügen ein.

Die Luft ist voll von Tönen, der Himmel voller Zeichen; der Erdboden trägt lauter Erinnerungsmale und Inschriften und jeder Gegenstand ist über und über mit Andeutungen bedeckt, deren Sprache ein Verständiger leicht begreift.

In der Natur finden wir unaufhörlich diesen Selbstbericht, und die Erzählung entspricht der Thatsache wie der Siegelabdruck dem Stempel: sie übertreibt weder die Thatsache, noch verkürzt sie sie. Aber die Natur strebt empor, und beim Menschen ist der Bericht etwas mehr als ein bloßer Siegelabdruck. Er ist eine neue und schönere Form des Originals. Der Bericht hat Leben, wie das, wovon er handelt, belebt ist. Des Menschen Gedächtnis ist eine Art Spiegel, der die Bilder der ihn umgebenden Gegenstände auffängt, dann gleichsam von einem Anhauch des Lebens getroffen wird und nun diese Bilder in neuer Anordnung erscheinen läßt. Die von diesem Spiegel aufgefangenen Thatsachen liegen nicht tot da, sondern einige treten in den Hintergrund, andere leuchten hervor, so daß wir bald ein neues Gemälde erhalten, das aus den besonders hervorragenden Wahrnehmungen zusammengesetzt ist. Der Mensch wirkt dabei mit. Er liebt es sich mitzuteilen; und wenn er etwas zu sagen hat, so liegt es wie eine schwere Last auf ihm, bis er sich's vom Herzen heruntergesprochen hat. Aber abgesehen von dieser allgemeinen Lust an mitteilsamer Unterhaltung, so giebt es auch Menschen, die mit ganz besonderen Anlagen für diese Art Nachschöpfung begabt sind. Es giebt geborene Schriftsteller: der Gärtner hebt jedes Setzreis, jedes Samenkorn, jeden Pfirsichkern auf: sein Beruf ist es, ein Pflanzer von Pflanzen zu sein. Nicht weniger eifrig besorgt der Schriftsteller seinen Beruf. Alles was er sieht oder erlebt, wird ihm zum Modell, muß ihm zum Bilde sitzen. Wenn Leute sagen, es gebe

Dinge, die unbeschreiblich seien, so hält er solches Gerede für baren Unsinn. Er ist der Meinung, was gedacht werden könne, das könne am Ende auch geschrieben werden; er würde den Heiligen Geist schildern oder es wenigstens versuchen. Nichts ist ihm zu grob, oder zu fein oder zu teuer, daß es nicht gerade dadurch sich seiner Feder empföhle — und so schreibt er denn. In seinen Augen bedeutet ein Mensch die Fähigkeit, darzustellen, bedeutet das Weltall die Möglichkeit dargestellt zu werden. In einem Gespräch, in einem Unglücksfall findet er neuen Stoff. „Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide" — sagte unser deutscher Dichter. Wut und Schmerz macht er sich zinspflichtig. Durch unbesonnenes Handeln erkauft er sich die Gabe, weise zu sprechen. Seelenängste und Ungewitter der Leidenschaft sind nur frischer Wind in seine Segel; wie der gute Luther schrieb: „Wenn ich zornig bin, kann ich gut beten und gut predigen." Und wenn wir die Entstehungsgeschichte so manchen Stückes schöner Beredsamkeit kennten, so würde uns vielleicht der zuvorkommende Sultan Amurad einfallen, der etlichen Persern die Köpfe abschlagen ließ, damit sein Leibarzt Vesalius die Zuckungen der Halsmuskeln beobachten könnte. Dem Schriftsteller sind seine Niederlagen nur die Vorbereitungen seiner Siege. Ein neuer Gedanke oder ein Ausbruch von Leidenschaft lehrt ihn, daß Alles, was er bis jetzt gelernt und geschrieben hat, oberflächlich ist — daß es nicht die Thatsache ist, sondern ein bloßes Gerede um die Thatsache herum. Was nun? Wirft er die Feder weg? Nein — er nimmt seine Beschreibung wieder auf, aber in dem neuen Licht, das ihm aufgegangen ist; vielleicht mag es ihm doch irgendwie gelingen, das eine oder andere wahre Wort aus den falschen herauszuretten. Die Natur ist eine Verschwörerin. Alles was gedacht werden

kann, läßt sich aussprechen und ringt sich von Stufe zu Stufe empor, bis es Ausdruck findet, und wenn auch durch ungelenke, stammelnde Organe. Gelingt es diesen nicht, so wartet es und arbeitet, bis es zuletzt sie ganz seinem Willen entsprechend gemodelt hat, so daß sie es kundgeben können.

Dieses Streben nach nachahmender Ausdrucksfähigkeit, dem wir überall begegnen, ist bezeichnend für die Ziele der Natur, bleibt aber bloße Stenographie. Es giebt noch höhere Stufen und die Natur hat die Menschen, die sie zu einem höheren Amt ausersieht, mit glänzenderen Gaben ausgerüstet: nämlich die Klasse der Gelehrten und Schriftsteller, die Zusammenhang erkennen, wo die große Menge nur Bruchstücke erblickt, die es drängt, die Thatsachen in ihrem Zusammenhang vorzuführen und auf diese Weise die Achse nachzuweisen, um die das ganze Weltgebäude sich dreht. Die Ausbildung des denkenden Menschen oder Gelehrten ist der Natur eine wahre Herzenssache. Dieses Ziel verliert sie nie aus dem Auge und sie hat schon bei der ersten Gestaltung der Dinge darauf Bedacht genommen. Dieses denkenden Menschen Erscheinen hängt nicht von einer Erlaubnis oder einem Zufall ab, sondern er ist eine organisch notwendige Kraft, ein Reichsstand der Natur, von Anfang und Ewigkeit her in der Verknüpfung und Verwebung der Dinge vorgesehen und vorbereitet. Vorgefühle und Antriebe begeistern ihn. In seiner Brust ist eine gewisse Wärme; sie geht aus von der Erkenntnis ursprünglicher Wahrheit, die wie ihre geistige Sonne ihren Strahlenschein in den Bergwerksschacht hinabsendet. Jeder Gedanke, der dem Geiste aufdämmert, weist im Augenblick des Auftauchens sich selber seinen Rang an; der flüchtige Einfall wird geschieden vom starken, schöpferischen Gedanken.

Hat der Schriftsteller diese inneren Antriebe, so fehlt auf

der anderen Seite auch die äußere Aufmunterung nicht: denn man hat seine Gaben recht nötig. Die Gesellschaft hat zu allen Zeiten dasselbe Bedürfnis, nämlich nach einem geistig gesunden Menschen, der über angemessene Ausdrucksmittel verfügt, um jeden Gegenstand der Tagesnarrheit in die richtigen Grenzen zu verweisen. Die Ehrgeizigen und Bestochenen kommen uns mit ihrem allerneuesten Hokuspokus: Zolltarif, Texas, Eisenbahn, Romanismus, Mesmerismus oder Kalifornien; und indem sie den Gegenstand losgelöst von den begleitenden Umständen darstellen, gelingt es ihnen leicht, ihn mit einem Glorienschein zu umgeben; eine Menge Leute verlieren darüber Besinnung und Verstand und sie lassen sich auch nicht durch die entgegengesetzte Menge widerlegen oder heilen, denn diese ist vor der betreffenden Art von Verrücktheit nur dadurch bewahrt geblieben, daß sie selber mit gleicher Raserei einem anderen Unsinn nachläuft. Nun sei aber ein einziger Mann da, der mit urteilsfähigem Auge das künstlich isolierte Wunderding in die richtigen Umgebungen und Beziehungen zurückzusetzen vermag — da verflüchtigt sich das Truggebilde und die wiederkehrende Vernunft der Menge dankt der Vernunft des Ermahners.

Der geistige Arbeiter ist der Mann der Jahrhunderte, zugleich aber muß ihm so gut wie anderen Leuten daran liegen, mit seinen Zeitgenossen auf gutem Fuße zu stehen. Nun stellen aber oberflächliche Leute den Gelehrten und seine Klerisei gern ins Licht der Lächerlichkeit — worauf es freilich an und für sich nicht ankommt, solange der Gelehrte es einfach unbeachtet läßt. In unserem Amerika preist man im Privatgespräch wie in der öffentlichen Meinung über Alles den praktischen Mann; die tüchtigen Mitglieder der Gemeinde werden in allen Kreisen mit einer bezeichnenden Erfurcht ge-

nannt. Unsere Leute teilen Bonapartes Meinung von den Ideologen. Ideen werfen gesellschaftliche Ordnung und Behaglichkeit über den Haufen und machen zuletzt den, der ihnen nachhängt, verrückt. Für praktisch und empfehlenswert gilt es, eine Schiffsladung von New York nach Smyrna zu verfrachten; sich die Beine abzulaufen, um eine Aktiengesellschaft zu Stande zu bringen, die fünf oder zehntausend Spindeln in Bewegung setzt; in Wahlmännerversammlungen zu reden und zu unterhandeln und die Vorurteile und Leichtgläubigkeit des Landvolks sich zu Nutze zu machen, um sich der Stimmen für die Novemberwahl zu versichern.

Wenn ich eine noch viel höher angespannte Thätigkeit mit einem Leben der Beschaulichkeit zu vergleichen hätte, so möchte ich mich nicht mit großer Zuversicht zu Gunsten der ersteren aussprechen. Bei den Menschen ist der Hang zu neuerer Erleuchtung so tief eingewurzelt, daß der Einsiedler oder Mönch sehr viel zur Rechtfertigung ihres dem Denken und Beten geweihten Lebens vorzubringen haben. Eine gewisse Parteilichkeit, Raschheit und Verlust des inneren Gleichgewichts sind der Preis, den jede Thätigkeit bezahlen muß. Handle, wenn du willst — aber du thust es auf deine eigene Gefahr. Die Handlungen der Menschen sind zu stark für sie. Zeige mir einen Mann, der etwas gethan hat und nicht das Opfer und der Sklave seines Thuns geworden ist. Was sie gethan haben, treibt und zwingt, dasselbe immer wieder zu thun. Die erste That, die ein Experiment sein sollte, wird zum Sakrament. Der feurige Reformator verkörpert seine Begeisterung in einen Ritus oder Covenant — und er und seine Freunde klammern sich an die Form und verlieren die Begeisterung. Der Quäker hat das Quäkertum in Regeln und Form gebracht, der Shaker seine Kloster und seine Tänze;

aber obgleich sie alle vom Geist schwätzen, Geist ist nicht mehr vorhanden, sondern nur Wiederholung, die das Gegenteil von Geist bedeutet. Aber wo sind ihre neuen Dinge von heute? Dieser Mangel zeigt sich also bei Handlungen reiner Begeisterung, aber in den niederen Geschäftigkeiten, die auf nichts weiter abzielen, als uns bequemer und feiger zu machen: in Handlungen der Schlauheit, des Stehlens und Lügens, in Handlungen, die eine Scheidelinie zwischen den spekulativen und der praktischen Fähigkeiten ziehen und Vernunft und Gefühl in Acht und Bann thun — in allen diesen ist nur Mangel und Verneinung. Die Hindu schreiben in ihren heiligen Büchern: „Nur Kinder, nicht Gelehrte, sprechen von der spekulativen und von den praktischen Fähigkeiten, wie wenn es zwei verschiedene wären. Sie sind nur eine einzige, denn beide gelangen zu ein- und demselben Ziel, und der Fortschritt, der von den Bethätigern der einen gemacht wird, er wird auch von den Bethätigern der anderen gemacht. Nur der ist ein Sehender, der einsieht, daß die Lehren des Denkens und der Bethätigung dieselben sind." Denn eine große That muß sich die Kraft aus geistiger Natur schöpfen. Die Größe einer That richtet sich nach dem Gefühl, aus dem sie entspringt. Die größte That kann gar wohl in ganz engen und kleinen Verhältnissen vollbracht werden.

Die Unterschätzung solcher Thaten wird niemals von den Führern der Menschheit ausgehen, sondern von unbedeutenden Leuten. Die robusten Herren, die an der Spitze der praktischen Klassen stehen, teilen die Ideen der Zeit und haben zu viel Sympathie für die Klasse der Denker.

Von Männern, die sich in irgend einer Weise auszeichnen, braucht man nicht zu erwarten, daß sie einen Anderen herabsetzen. Diesen bleibt die Hauptfrage immer Talleyrands

Wort — nicht: ist er reich? hat er Amt und Würden? ist er gesinnungstüchtig? besitzt er diese oder jene Fähigkeit? ist er ein Fortschrittler? ist er ein Anhänger des Bestehenden? — sondern: ist er überhaupt etwas? vertritt er irgend etwas? Er muß in seiner eigenen Art gut sein. Das ist Alles, was Talleyrand, was State Street, was der gesunde Menschenverstand verlangt. Sei echt und herrlich, nicht nach unserem Sinn, sondern nach deinem Sinn. Tüchtige Leute fragen nicht danach in welcher Art ein Anderer tüchtig ist, so er überhaupt nur tüchtig ist. Ein Meister freut sich eines Meisters und bedingt sich nicht erst aus, daß der Andere ein Redner, ein Künstler, ein Handwerker oder ein König sein müsse.

Die Gesellschaft hat in der That kein ernsteres Interesse als an dem Wohlergehen der Litteratur. Und es ist nicht zu leugnen, daß geistige Leistungen bei manchem herzlicher Anerkennung und Bewillkommung begegnen. Indessen nimmt der Schriftsteller bei uns doch durchaus noch keine imponierende Stellung ein. Ich glaube, daran hat er selber Schuld. Ein Pfund gilt für ein Pfund. Es gab Zeiten, wo der Schriftsteller eine geheiligte Person war: er schrieb Bibeln; die ersten Hymnen; die Gesetzbücher; die Epen; tragische Lieder; sibyllinische Verse; chaldäische Orakel; lakonische Denksprüche für Tempelwände. Jedes Wort war wahr und erweckte die Völker zu neuem Leben. Was es schrieb, war nicht hingehudelt, aber auch nicht überängstlich ausgefeilt. Jedes Wort sah er vor seinen Augen in Erde und Himmel gemeißelt; und Sonne und Sterne waren nur Buchstaben von gleicher Bedeutung, nicht notwendiger als die anderen. Aber wie kann er Ehre empfangen, wenn er sich nicht selber ehrt? wenn er sich in der Menge verliert? wenn er nicht länger

der Gesetzgeber ist, sondern zum Spion und Angeber wird, der vor der unbeständigen Meinung einer gedankenlosen Menge sich duckt? wenn er mit schamlosen Advokatenkniffen für irgend eine schlechte Regierung eintreten oder jahraus jahrein als Oppositionsmann bellen muß? oder wenn er Kritiken nach der alten Leier liefern oder unanständige Romane schreiben muß? oder wenn er überhaupt gedankenlos, ohne jemals bei Tag oder bei Nacht aus den Quellen der Inspiration zu schöpfen, schreiben und nur immerzu schreiben muß?

Einige Antworten auf diese Fragen lassen sich wohl erhalten, wenn wir die Reihe der litterarisch bedeutsamen Männer unseres Zeitalters überblicken. Unter diesen vermag uns keiner so anschaulich wie Goethe die Fähigkeiten und Pflichten des Gelehrten oder Schriftstellers zu verdeutlichen.

Ich schilderte Bonaparte als Vertreter der populären Lebensäußerungen und Bestrebungen des neunzehnten Jahrhunderts. Die notwendige Ergänzung dazu, sein Dichter, ist Goethe: ein Mann, der sich in dem Jahrhundert ganz und gar heimisch fühlt, seine Luft atmet, seine Früchte genießt, der unmöglich zu einer früheren Zeit hätte auftreten können, der durch seine Riesengröße den Vorwurf der Schwächlichkeit widerlegt, der auf die geistigen Erzeugnisse jenes Zeitabschnitts fallen würde, wäre Goethe nicht gewesen. Er tritt zu einem Zeitpunkt auf, wo eine allgemeine Bildung sich verbreitet und alle scharfen individuellen Züge verwischt hatte, wo zwar heroische Charaktere fehlten, aber dafür gesellschaftliche Behaglichkeit und Umgänglichkeit sich eingestellt hatten. Ein Dichter ist nicht da, aber poetische Schriftsteller giebt's zu Dutzenden; man hat keinen Kolumbus, aber hunderte von Postkapitänen mit Durchgangsfernrohr, Barometer, Suppenkonserven und Pemmikan; keinen Demosthenes, keinen Chatham, aber gewandte Parla-

mentarier und Gerichtsredner so viel man nur will; keinen Propheten oder Heiligen, aber theologische Fakultäten; keinen Gelehrten, aber gelehrte Gesellschaften, billige Bücher, Lesezimmer und Lesegesellschaften in unendlicher Zahl. Niemals hat es einen solchen Wirrwarr von Thatsachen gegeben. Die Welt dehnt sich aus wie der amerikanische Handel. Wir merken, daß das Leben der Griechen und Römer, auch das der mittelalterlichen Nationen, eine einfache und leicht begreifliche Geschichte war, daß aber modernes Leben eine solche Vielheit von Dingen umfaßt, daß es uns verwirrt.

Goethe war der Philosoph dieser Vielfältigkeit: hunderthändig, argusäugig, der Mann dazu, mit diesem rollenden Gemengsel von Thatsachen und Wissenschaften es aufzunehmen und es gern zu thun, zugleich dank seiner Gewandtheit leicht mit ihnen fertig zu werden; ein männlicher Geist, den die vielfachen konventionellen Hüllen, die wie eine Kruste das Leben überzogen hatten, nicht in Verwirrung brachten, da er vermöge seines Feinsinns sie leicht zu durchdringen vermochte, um seine Kraft aus der Natur zu schöpfen, mit der er in voller Übereinstimmung lebte. Und seltsam! er lebte in einer kleinen Stadt, in einem Duodezstaat, in einer zu Boden geschlagenen Nation und in einer Zeit, wo die Rolle, die Deutschland in den Weltangelegenheiten spielte, keineswegs die Brust seiner Söhne mit jenem Stolz erfüllen konnte, womit wohl ein Franzose oder Engländer oder in alter Zeit ein römischer oder attischer Geist sich als Bürger eines Weltstaates oder einer Weltstadt fühlen durfte. Und trotzdem haftet Goethes Muse keine Spur provinzieller Enge an. Seiner Stellung verdankt er nichts, sondern er war mit einem freien, beherrschenden Geiste geboren.

Die Helena oder der zweite Teil des Faust ist eine in

poetische Form gefaßte Philosophie der Litteratur; das Werk eines Mannes, der sich Meister aller Historien, Mythologien, Philosophien, Wissenschaften und Nationallitteraturen wußte. Es ist dies die encyklopädische internationale Art, womit die moderne Bildung, die die Bevölkerung der ganzen Erde in ihren Bereich zieht, ihre Forschungen auf indische, etruskische und alle cyklopischen Künste, auf Zoologie, Chemie und Astronomie erstreckt, wobei, eben infolge der Vielfältigkeit, ein jedes dieser Gebiete einen sozusagen ätherischen und poetischen Charakter erhält. Einen König sieht man voll Erfurcht an; sollte aber der Zufall einen in einen Kongreß von Königen führen, so würde das Auge sich die Freiheit nehmen, über die Absonderlichkeiten des einzelnen sich zu amüsieren. Des Faust zweiter Teil bringt keine wilden wundersamen Gesänge, sondern fein ausgearbeitete, formvollendete Dichtungen, in denen der Poet die Ergebnisse achtzigjähriger Beobachtung niedergelegt hat. Diese reflektierende und kritische Weisheit macht das Gedicht recht eigentlich zur vollendetsten Blüte seiner Zeit. Es bezeichnet ein Datum in der Epoche. Aber er ist doch auch ein Poet im wahren Sinne des Wortes, trägt einen stolzeren Dichterlorbeer als irgend ein Zeitgenosse, und unter dieser Qual mikroskopischer Scharfsichtigkeit — denn er scheint mit jeder Pore seiner Haut zu sehen — schlägt er die Harfe mit der Kraft und Anmut eines Helden. Das Wunderbare an diesem Buch ist die überlegene Intelligenz. In dem Auflösemittel dieses Menschengeistes zerlegen sich Vergangenheit und Gegenwart mit ihren Religionen, politischen Gestaltungen und Denkweisen in Urtypen und Ideen. Was für neue Mythologien segeln durch seinen Kopf! Die Griechen sagten, Alexander sei bis an die Grenze des Chaos vorgedrungen; Goethe kam — in unseren Tagen! — ebensoweit;

ja er wagte sich sogar noch einen Schritt weiter vor und gelangte heil und gesund zurück.

Eine herzerfreuende Freiheit atmet aus seinem Denken. Der unermeßliche Horizont, der uns auf unserer Reise stets begleitet, verleiht seine Majestät Kleinigkeiten, konventionellen und notwendigen Dingen ebensowohl wie seinen feierlichen und festlichen Schöpfungen. Goethe war die Seele seines Jahrhunderts, dieses war gelehrt, war durch die Bevölkerungszunahme, die festgeschlossene Organisation, den Drill der einzelnen Teile eine große Forschungs-Expedition geworden, hatte eine Überfülle von Thatsachen und Ergebnissen so schnell aufgehäuft, daß kein bis dahin existierender Gelehrter in der wissenschaftlichen Verarbeitung gleichen Schritt mit dem Anwachsen des Materials halten konnte. Aber dieses Mannes Geist hatte weite Räume, in denen er Alles unterzubringen wußte. Er besaß die Gabe, die losgelösten Atome kraft ihrer eigenen Gesetze zusammenzuführen. Er hat unserem modernen Dasein das Gewand der Poesie gegeben. Mitten unter Kleinheit und Zersplitterung in Einzelheiten entdeckte er den Genius des Lebens, den alten schlauen Proteus, wie er ganz dicht bei uns hockte. Da zeigte uns der Dichter, daß die prosaische Eintönigkeit, die wir unserem Zeitalter vorwerfen, nur eine andere Proteusmaske sei:

„Selbst auf der Flucht weilt er verkappt bei uns,"

daß er nur die bunte Uniform abgelegt und dafür ein Werkeltagskleid angezogen habe, und daß er in Liverpool oder im Haag nicht ein bischen weniger munter oder reich sei als einst in Rom oder Antiochia. Er suchte ihn auf öffentlichen Plätzen, Landstraßen, Boulevards und in Gasthöfen. Ja, im ursoliden Reich des Alltagsschlendrians und Sinnenlebens wies er die lauernde dämonische Kraft nach:

auch durch die Verrichtungen des Alltags ziehe sich ein Faden von Mythologie und Fabelgeschichten. Und indem er den Stammbaum jedes Brauchs, jeder Gewohnheit, jeder Einrichtung, jedes Mittels und Werkzeugs zurückverfolgte, wies er den Ursprung in der Anlage des menschlichen Körpers nach. Eine sehr weitgehende Abneigung hatte er gegen Konjekturen und rhetorische Redensarten: „Vermutungen habe ich selber genug; wenn Jemand ein Buch schreibt, soll er nur das aussprechen, was er weiß."* Er schreibt im einfachsten und gewöhnlichsten Stil, läßt viel mehr aus als er hinschreibt, und was er sagt, sind keine Worte sondern Dinge. Er hat den Unterschied zwischen antiker und moderner Kunst und Kunstauffassung klargemacht. Er hat das Wesen der Kunst, ihre Ziele und Gesetze dargelegt. Über die Natur hat er das Beste gesagt, was je über sie gesagt worden ist. Er tritt der Natur gegenüber wie die alten Philosophen, wie die Sieben Weisen — und wenn wir auch bei dieser Methode nicht die französischen Statistikertabellen und Sektionsbefunde erhalten, so bleibt uns dafür Poesie und Menschlichkeit, und diese können uns auch etwas lehren. Augen sind im Grunde genommen besser als Fernrohre oder Mikroskope. Durch seine seltene Veranlagung zu vereinheitlichen und zu vereinfachen, hat er uns zu manchen Gebieten der Natur einen Schlüssel geliefert. So stellte Goethe zuerst den Gedanken auf, der jetzt die moderne Botanik beherrscht: daß das Blatt oder der Blattkeim die Einheit in der Botanik ist, daß jeder Teil der Pflanze nichts weiter ist als ein der neuen Bestimmung entsprechend umgewandeltes Blatt, daß

* Dies Zitat scheint — wie übrigens fast alle seine Zitate — von Emerson sehr ungenau wiedergegeben zu sein. Es war mir leider nicht möglich, die betreffende Stelle bei Goethe aufzufinden.

man durch Abänderung der Lebensbedingungen aus dem Blatt irgend ein anderes Organ der Pflanze machen kann und aus jedem Organ ein Blatt. In ähnlicher Weise nahm er in der Osteologie an, ein Wirbel des Rückgrats könne als die Einheit des Skeletts gelten: der Kopf sei nur der umgemodelte oberste Wirbel. „Die Pflanze wächst von Knoten zu Knoten und schließt zuletzt mit Blüte und Sonne. So wachsen auch der Bandwurm, die Raupe von Knoten zu Knoten und schließen mit dem Kopf. Der Mensch und die höheren Tiere sind aus Wirbeln aufgebaut und ihre Kräfte konzentrieren sich im Kopfe." In der Optik verwarf er die künstliche Theorie von den sieben Farben; er nahm an, jede Farbe entstehe dadurch, daß in ihr Licht und Dunkel in neuen Verhältnissen gemischt seien. Es ist thatsächlich von sehr geringem Belang, über welchen Gegenstand er schreibt. Er sieht mit jeder Pore, und es zieht ihn zur Wahrheit mit der Sicherheit der Schwerkraft. Er prüft, was andere sagen. Er will durchaus nicht zum besten gehalten werden, will nicht immer wieder Altweibergeschichten vorbringen müssen, die seit tausend Jahren die Menschheit in ihrem Aberglauben befangen gehalten haben. Er hat so gut wie ein Anderer das Recht zu untersuchen, ob es auch wahr ist. Also prüft er. „Ich bin hier," scheint er zu sagen, „um diesen Dingen Maßstab und Urteil zu finden. Warum sollte ich sie auf Treu und Glauben hinnehmen?" Unvergeßlich sind daher seine Aussprüche über Religion, Leidenschaft, Ehe, Lebensart, Eigentum, Papiergeld, Perioden des Glaubens, Vorzeichen, Glück oder was sonst noch.

Man nehme nur das bemerkenswerteste Beispiel seines Bestrebens, jedem landläufigen und volksüblichen Ausdruck innere Wahrheit zu verleihen: Der Teufel hatte in der

Mythologie aller Zeiten eine bedeutende Rolle gespielt. Goethe wollte von einem Wort nichts wissen, wenn ihm nicht ein Begriff entsprach. Wir denken an jenen Ausspruch: „Ich habe niemals von einem Verbrechen gehört, das ich nicht selber zu begehen fähig gewesen wäre." So springt er also diesem Dämon an die Kehle. Er soll von Fleisch und Blut, er soll modern, er soll Europäer sein; soll sich anziehen und benehmen wie ein Gentleman, soll sich auf offener Straße bewegen und mit dem Wiener und Heidelberger Leben von 1820 wohl vertraut sein — oder er soll überhaupt nicht existieren. Demgemäß streifte er ihm das mythologische Gewand ab, nahm ihm Hörner, Klumpfuß, Harpunenschwanz, Schwefel und Blaufeuer. Anstatt in Büchern und auf Bildern sich nach ihm umzuschauen, suchte er ihn in seinem eigenen Sinn, in jedem Schatten von Kälte, Selbstsucht, Ungläubigkeit, der im Menschengewühl oder in der Einsamkeit finster über das menschliche Denken fällt — und er fand, daß das Bildnis eine grausige Wirklichkeit gewann durch jeden Zug, den er hinzufügte und durch jeden, den er wegnahm. Und als das Wesen dieses Teufels, der, seit es Menschen giebt, schattengleich um die Wohnungen der Menschen gehuscht ist, fand er heraus: reinen Verstand, der sich — wozu ja immer die Neigung vorhanden ist — in den Dienst der Sinne gestellt hat. So warf er seinen Mephistopheles in die Litteratur, die erste organische Gestalt, die seit Jahrhunderten neu geschaffen war und eine Gestalt, die ewig bleiben wird wie die des Prometheus.

Ich beabsichtige nicht, mich auf eine Analyse seiner zahlreichen Werke einzulassen. Sie bestehen aus Übersetzungen, kritischen Abhandlungen, Dramen, Lyrik, Gedichten jeder anderen Art, litterarischen Tagebüchern und Charakterbildern

ausgezeichneter Männer. Aber ich kann es nicht unterlassen, auf Wilhelm Meister näher einzugehen.

‚Wilhelm Meister' ist ein Roman in jedem Sinne des Wortes; er ist der erste seiner Art und seine Bewunderer nennen ihn die einzige Zeichnung der menschlichen Gesellschaft — wie wenn andre Romane, die Scottschen zum Beispiel, nur mit äußerlichen Kostümen und Lebensverhältnissen sich abgäben, nicht, wie Wilhelm Meister, mit dem Geist des Lebens. Es ist ein Buch, über das noch eine Art von Schleier gezogen ist. Sehr intelligente Menschen lesen es mit Staunen und Entzücken, manche von ihnen ziehen es, als eine Schöpfung voll Genie, sogar dem Hamlet vor. Ich glaube, kein Buch unseres Jahrhunderts läßt sich mit ihm vergleichen an entzückender Süße, die so neu, so anregend für den Geist ist, den es mit so vielen und so gediegenen Gedanken, mit richtigen Ansichten über Leben, Sitten und Charaktere beschenkt, mit so vielen guten Winken für die Lebensführung, mit so vielen unerwarteten Ausblicken in eine höhere Sphäre — und das Alles ohne eine Spur von Wortprunk oder Langerweile. Ein sehr herausforderndes Buch für die Neugierde begabter junger Leute, aber auch ein sehr unbefriedigendes. Liebhaber einer leichten Lektüre, die darin nach romanhafter Unterhaltnng suchen, sehen sich enttäuscht. Andererseits finden solche, die es in der höheren Hoffnung beginnen, darin eine würdige Geschichte eines Genies zu lesen, dem für seine Mühen und Entsagungen der gerechte Lohn des Lorbeers zu teil wird, ebenfalls Anlaß sich zu beklagen. Vor Kurzem hatten wir hier einen englischen Roman, der vorgeblich die Hoffnung einer neuen Zeit verkörpert und die politische Hoffnung der sogenannten ‚Jungengland-Partei' darstellt; in diesem ist der einzige Lohn der Tugend ein Sitz im Parlament und ein Peerstitel. Goethes

Roman hat einen eben so lahmen und unmoralischen Schluß. George Sand hat in ‚Consuelo‘ und in der Fortsetzung dieser Geschichte ein treueres und würdigeres Bild gezeichnet. Im Verlauf ihrer Geschichte wachsen die Charaktere des Helden und der Heldin zu einer Größe, daß der porzellanene Schachtisch aristokratischer Konvention zu wackeln beginnt: sie entsagen der Gesellschaft und den ihrem Range zukommenden Lebensgewohnheiten; sie verlieren ihren Reichtum; sie stellen sich in den Dienst großer Ideen und edelster sozialer Bestrebungen: bis zuletzt der Held, Begründer und Mittelpunkt einer der Wohlfahrt des Menschengeschlechtes geweihten edlen Gesellschaft, nicht mehr auf seinen adligen Namen hören will, der seinem Ohr fremd und fern klingt. „Ich bin nur ein Mensch!“ sagt er, „ich atme und arbeite für die Menschheit.“ Und dabei lebt er in Armut und unter unsäglichen Opfern. Goethes Held dagegen leidet an so vielen Schwächen und Unreinheiten und bewegt sich in so schlechter Gesellschaft, daß das nüchterne englische Publikum, als die Übersetzung des Buches erschien, sich angeekelt fühlte. Und doch ist es so übervoll von Weisheit, Welterfahrung und Kenntnis der Lebensgesetze, die Gestalten sind so wahr und fein gezeichnet, mit ein paar Strichen, kein Wort zu viel und zu wenig, und das Buch bleibt für alle Zeiten so neu und unerschöpflich, daß wir es eben seinen eigenen Weg gehen lassen und uns darin fügen müssen, aus ihm das Gute zu schöpfen, das wir bekommen können. Wir können gewiß sein, daß es seine Aufgabe erst begonnen und noch Millionen von Lesern zu dienen hat.

Das Buch behandelt den Übergang eines Demokraten zur Aristokratie — beide Worte in ihrem besten Sinne genommen. Und dieser Übergang vollzieht sich nicht in gemeiner kriechender

Weise, sondern offen durch die Vorderthür. Natur und Charakter leisten Hülfe, und gesunde Vernunft und Rechtlichkeit der Adligen machen ihren Rang zu einem wirklichen Vorrang. Kein hochgemuter Jüngling vermag dem Zauber wirklichen Lebens, der dieses Buch auszeichnet, sich zu entziehen; daher ist es in hohem Maße anspornend für Geisteskraft und Mut.

Der leidenschaftliche und fromme Novalis kennzeichnete das Buch als „durch und durch modern und prosaisch; die Romantik ist darin völlig ausgeglichen, ebenso die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt ausschließlich von Alltagsangelegenheiten der Menschen: es ist eine poetisierte Bürger- und Hausgeschichte. Das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Erfindung und enthusiastische Träumerei behandelt." Und doch — auch dies ist sehr bezeichnend — kehrte Novalis sehr bald wieder zu diesem Buch zurück, und es blieb sein Lieblingsbuch bis ans Ende seines Lebens.

Was Goethe in den Augen französischer und englischer Leser besonders auszeichnet, ist eine Eigenschaft, die er mit seinem Volk gemein hat: eine unbewußte, gewohnheitsmäßige Achtung vor innerer Wahrheit. In England und Amerika hat man Achtung vor Talent; und wenn dieses sich im Dienst eines anerkannten oder leicht erkennbaren Interesses oder einer Partei oder auch in regelrechtem Kampf dagegen bethätigt, so ist das Publikum befriedigt. In Frankreich ist die Freude, die man an glänzenden intellektuellen Gaben um ihrer selbst willen hat, sogar noch größer. Und in allen diesen Ländern schreiben talentvolle Leute eben, um diese Gabe auszunutzen. Es genügt, wenn der Verstand dadurch beschäftigt, der Geschmack zufriedengestellt wird — wenn so und so viele Seiten, so und so viele Stunden auf unterhaltende

und anständige Weise ausgefüllt werden. Dem deutschen Geist fehlt die französische Lebhaftigkeit, das schöne praktische Verständnis des englischen, der amerikanische Abenteurersinn; aber ihm ist eine gewisse Ehrlichkeit eigen, die sich niemals mit oberflächlichem Scheinwesen zufrieden giebt, sondern stetig fragt: „Wozu?“ Ein deutsches Publikum verlangt eine genau prüfende Wahrhaftigkeit. Hier haben wir lebhafte Gedanken — aber was besagen sie? Was meint der Mann damit? Woher, woher alle diese Gedanken?

Talent allein kann keinen Schriftsteller machen. Es muß ein Mann hinter dem Buch stehen; eine Persönlichkeit, die durch Geburt und Charakter auf die darin aufgestellten Lehren eingeschworen ist, die nur dazu da ist, die Dinge so und nicht anders zu sehen und darzustellen. Und wenn etwas ist, so muß es dabei bleiben. Kann er sich heute noch nicht richtig ausdrücken, nun so bleiben ja die Dinge da und werden ihm morgen verständlich werden. Er hat die Last auf seiner Seele — die Last der Wahrheit, die er zu erklären hat, und deren Verständnis ihm mehr oder weniger bereits aufgegangen ist; es ist sein Geschäft und sein Beruf auf dieser Welt, mit diesen Thatsachen fertig zu werden und sie bekannt zu machen. Was kommt's darauf an, daß er stolpert und stottert; daß seine Stimme rauh und heiser ist; daß seine Darstellungsweise oder seine Ausdrucksmittel unzulänglich sind? Die Botschaft wird selber Stil und Gleichnis, Ausdruck und Melodie finden. Und wäre er stumm, sie würde doch sprechen. Wenn nicht — wenn in dem Mann kein solches Gotteswort lebt — was fragen wir dann danach, ob er ein geschickter, gewandter, glänzender Schriftsteller ist?

Es macht für die Kraft eines Ausspruchs gar viel aus, ob ein Mann dahinter steht oder nicht. In der gelehrten

Zeitschrift, in der einflußreichen Tageszeitung nehme ich keine bestimmte Form wahr, sondern nur eine Art von unverantwortlichem Schatten, häufiger noch eine Geldkorporation oder irgend einen Zieraffen, der in Maske und Mantel seines Zeitungsartikels für einen Jemand gehalten zu werden hofft. Aber in einem rechten Buch, da blicken mir aus jedem Satz, aus jedem Abschnitt die Augen eines ganz bestimmten Mannes entgegen: seine Kraft und sein Schrecken überströmen jedes Wort, Kommata und Gedankenstriche sind lebendig, und daher ist sein Buch athletisch und beweglich zugleich, kann weit wandern und lange leben.

In England und Amerika kann Jemand ein tüchtiger Kenner der Schriften eines griechischen oder lateinischen Dichters sein, ohne selber poetischen Geschmack oder dichterisches Feuer zu besitzen. Daß Jemand sich jahrelang mit Plato oder Proclus beschäftigt, beweist noch keineswegs, daß er sich mit heroischen Gesinnungen trägt oder die Tagesmode seiner Stadt geringschätzt. Aber die Deutschen gehen mit einem höchst komischen Ernst an diese Sachen heran: der Student brütet auch außerhalb des Lehrsaals noch über dem gehörten Vortrag; und der Professor vermag sich nicht von der Vorstellung frei zu machen, daß die Wahrheiten der Philosophie irgend eine Beziehung zu Berlin und München haben müssen. Dieser Ernst giebt ihnen einen weiteren Blick als Leute von viel größerem Talent ihn haben. Daher sind fast alle wertvollen, bei uns in Gesprächen, die sich in höheren Bahnen bewegen, bräuchlichen Definitionen aus Deutschland zu uns gekommen. Aber während in England und Frankreich durch Verstand und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer ihr Studium und ihre Partei mit einer gewissen Leichtfertigkeit sich wählen, ohne daß sie deshalb mit Leib und Seele dabei zu sein brauchen

— was man auch gar nicht von ihnen verlangt — spricht Goethe, das Haupt und die Verkörperung des deutschen Volkes, nicht deshalb, weil er ein talentvoller Mann ist, sondern aus seinen Worten bricht leuchtend die Wahrheit hervor: er ist überaus weise, obwohl sein Talent oft seine Weisheit verschleiert. Mag sein Ausspruch auch noch so ausgezeichnet sein, er hat immer noch einen höheren und schöneren Sinn dabei im Auge. Das erweckt meine Neugier. Er besitzt die unbesiegbare Unabhängigkeit, die der Verkehr mit der Wahrheit verleiht: höre auf ihn oder unterlaß es — seine Thatsache bleibt bestehen; dein Interesse am Schreiber beschränkt sich nicht nur auf seine Geschichte; du verabschiedest ihn nicht aus deinem Gedächtnis, sobald er seine Sache zur Zufriedenheit gemacht hat wie der Bäcker, wenn er sein Laib Brot dagelassen hat; sondern sein Werk ist der geringste Teil an ihm. Der alte Ewige Geist, der die Welt erbaut, hat sich diesem Mann mehr anvertraut als irgend einem Andern. Goethe hat wohl nicht die höchsten Höhen erklommen, von denen aus der Genius gesprochen hat. Er hat nicht das höchste Ein- und Alles anbetend verehrt; er ist unfähig, sich selber dem moralischen Gefühl hinzugeben. Edlere Klänge sind in der Poesie erklungen als die von ihm angestimmten. Schriftsteller von ärmerer Begabung haben in reineren Tönen gesungen, die mehr zum Herzen drangen. Goethe kann niemals ein Liebling der Menschen sein. Wenn er sich der Wahrheit geweiht hat, so diente er nicht einmal der Wahrheit um ihrer selbst willen, sondern der Wahrheit als Mittel der Kultur. Sein Ziel ist nichts Geringeres als die Eroberung der ganzen Natur, der ganzen Wahrheit — sie will er als Teil seines Selbst aufnehmen: er ist ein Mann, der sich nicht bestechen, nicht betrügen, nicht imponieren läßt, ein Mann von stoischer

Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung, der für alle Menschen nur den einen Prüfstein hat: „Was kann ich von dir lernen?“ Von diesem Standpunkt aus bewertet er alle Besitztümer: Rang, Vorrechte, Gesundheit, Zeit und das Dasein selbst.

Er ist der Typus feiner Kultur, der Liebhaber aller Künste, Wissenschaften und Geschehnisse; ein Artist, aber kein Künstler, voller Geist, aber nicht durchgeistigt. Nichts giebt es, was er nicht zu wissen ein Recht hätte; keine Waffe ist im Rüstsaal des Weltgeistes, die er nicht in die Hand nähme, jedoch immer mit dem unerschütterlichen Vorbehalt, sich keinen Augenblick von seinen Werkzeugen beeinflussen zu lassen. Unter jede Thatsache, zwischen sich selbst und sein ureigenstes Besitztum läßt er einen Lichtstrahl fallen. Ihm war nichts verborgen, stand nichts fern. Ihm saßen die lauernden Dämonen und die Heiligen, die die Dämonen schauten; und die metaphysischen Elemente nahmen ihm faßbare Gestalt an. „Frömmigkeit an sich ist kein Ziel, sondern nur ein Mittel, durch das wir zum reinsten inneren Frieden und weiter zur höchsten Geistesbildung zu gelangen vermögen.“ Und sein Eindringen in jedes Geheimnis der schönen Künste macht Goethe noch mehr statuengleich. Seine Neigungen helfen ihm, wie die Weiber, die Cicero verwandte, um das Geheimnis der Verschwörer auszukundschaften. Feindschaften hat er nicht. Sein Feind darfst du sein, wenn du ihn dadurch etwas lehren wirst, was deine Freundschaft ihn nicht lehren kann, und wäre es auch nur die Erfahrung, die sich aus deinem Sturz ziehen läßt. Sei sein Feind und sei ihm willkommen, aber sei ein Feind in großem Stil. Er kann nicht jeden x-beliebigen Menschen hassen; dazu ist seine Zeit zu kostbar. Gegnerschaften, die auf dem innersten Wesen beruhen, mögen ge-

duldet werden, aber nur wie Fehden eines Kaisers, der in hoher Würde um Königreiche kämpft.

Seine Selbstbiographie unter dem Titel ‚Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben' ist der Ausdruck des Gedankens — der jetzt durch den deutschen Geist der Welt vertraut gemacht ist, damals aber, als das Buch erschien, für Alt-England wie für Neu-England eine Neuheit war — daß der Mensch um der Kultur willen da ist: nicht für das, was er leisten kann, sondern für das, was sich durch ihn leisten läßt. Das einzige bemerkenswerte Ergebnis davon ist die Rückwirkung der Dinge auf den Menschen. Ein intelligenter Mensch vermag sich wie eine dritte Person zu betrachten; deshalb interessieren ihn seine Fehler und Enttäuschungen in gleichem Maße wie seine Erfolge. Obwohl er in seinen weltlichen Angelegenheiten Glück zu haben wünscht, so liegt ihm doch noch mehr daran, die Geschichte und Bestimmung des Menschen zu kennen; die Schwärme von Selbstlingen dagegen, die sich um ihn herumbewegen, haben nur für niedrigen materiellen Erfolg Interesse.

Dieser Gedanke herrscht in ‚Dichtung und Wahrheit' und ist maßgebend für die Auswahl der erzählten Ereignisse; dagegen bleibt die äußerliche Wichtigkeit der Geschehnisse, der Rang der auftretenden Persönlichkeiten, die Höhe ihres Einkommens gänzlich außer Betracht. Natürlich bringt das Buch nur dürftiges Material für ein ‚Leben Goethes' in unserem Sinne — wenig Daten; keinen Briefwechsel; keine Einzelheiten über seine Amtsthätigkeit oder sonstige Beschäftigungen; keine Aufklärung über seine Heirat. Und ein Zeitraum von zehn Jahren, die gerade die thätigsten seines ganzen Lebens sein dürften, die Zeit nach seiner Niederlassung in Weimar, wird in Stillschweigen begraben. Dagegen erhalten allerlei

Liebesgeschichten, die, wie man zu sagen pflegt, auf nichts hinauskamen, die größte und eigentümlichste Wichtigkeit: er überhäuft uns mit Details. Gewisse phantastische Ansichten, Theorien der Weltschöpfung und Religionen von seiner eigenen Erfindung, besonders auch seine Beziehungen zu hervorragenden Geistern und zu bedeutsamen Epochen in der Geschichte des Denkens führt er uns in vergrößertem Maßstabe vor. Seine ‚Tage- und Jahrbücher', seine ‚Italienische Reise', die ‚Campagne in Frankreich' und der historische Teil der ‚Farbenlehre' gewähren alle ein gleiches Interesse. In der letztgenannten giebt er einen raschen Überblick über Kepler, Roger Bacon, Galilei, Newton, Voltaire u. s. w., und der Reiz dieses Teils des Buches besteht in der einfachen Darstellung der Beziehungen, die zwischen diesen Größen der Europäischen Geisteswissenschaft und ihm selber obwalten, in dem bloßen Ziehen der Verbindungslinien zwischen Goethe und Kepler, zwischen Goethe und Bacon, zwischen Goethe und Newton. Das Ziehen einer solchen Linie bedeutet für die betreffende Person und Epoche die Lösung eines gewaltigen Problems und gewährt einen Genuß, wie selbst Iphigenie und Faust nicht, und zwar ohne auch nur ein annäherndes Aufgebot einer Einbildungskraft wie Iphigenie und Faust sie verlangen.

Dieser Gesetzgeber der Kunst ist kein Künstler. Wußte er vielleicht zu viel, blickte sein Auge zu mikroskopisch scharf, so daß ihm die richtige Perspektive, der Überblick über das Ganze verloren ging? Er ist fragmentarisch, ein Schreiber von Gelegenheitsgedichten und einer Encyklopädie von Denksprüchen. Wenn er sich hinsetzt, um ein Drama oder eine Erzählung zu schreiben, so sammelt und sortiert er seine von hundert Seiten aufgegriffenen Beobachtungen; dann ver-

arbeitet er sie mit dem Hauptteil des Werkes so innig er's nur kann. Ein großer Teil aber läßt sich nicht einverleiben: diese fügt er dann lose an, als Briefe der handelnden Personen, als Blätter aus ihren Tagebüchern oder dergleichen. Trotzdem aber bleibt noch ein großer Teil übrig, der durchaus keinen Platz finden kann. Diesem vermag nur der Buchbinder einen gewissen Zusammenhang zu geben; und darum haben wir, trotz der losen Fassung so mancher seiner Werke, außerdem noch ganze Bände voll von abgerissenen Sätzen, Aphorismen, Xenien u. s. w.

Ich vermute, der weltliche Ton seiner Erzählungen entsprang aus seiner berechnenden Selbstbildung. Es war die schwache Stelle eines bewunderungswürdigen Geistesarbeiters, der die Welt aus Dankbarkeit liebte, der recht gut wußte, wo er Büchereien, Kunstsammlungen, Bauwerke, Laboratorien, Gelehrte und Muße haben konnte, und der von den Vorzügen von Armut und Nacktheit nicht recht überzeugt war. Sokrates liebte Athen, Montaigne Paris, und Frau von Staël sagte, Paris sei ihre einzige verwundbare Stelle. So etwas läßt sich wohl hören. Alle Genies sind durchweg in so mißlichen Umständen und so kränklich, daß man sie gewöhnlich in einem anderen Wirkungskreis zu sehen wünscht. Selten sehen wir Jemand, der sich nicht im Leben unbehaglich fühlt oder sich gar davor fürchtet. Gute Menschen und hochstrebende Menschen haben fast stets einen Anflug von Schamröte auf den Wangen und sind immer ein bißchen Karikatur. Aber dieser Mann fühlte sich in seinem Jahrhundert und in der Welt ganz und gar zu Hause und glücklich. Niemand war so lebenstüchtig und gab sich mit so herzlicher Lust dem Leben hin. Dies Streben nach großer Kultur ist der Geist, der seine Werke beseelt, und hierin liegt

ihre Zaubermacht. Höher freilich steht die Idee absoluter, ewiger Wahrheit, ohne Rücksicht darauf, ob ich selber durch sie wachse und gewinne. Höher steht die völlige Hingabe an den Strom poetischer Begeisterung. Aber verglichen mit den Motiven, aus denen in England und Amerika Bücher geschrieben werden, ist Goethes Wahrheit echte Wahrheit und besitzt die der Wahrheit eigene Kraft, Andere zu begeistern. So hat er dem Buch etwas von seiner alten Macht und Würde wiedergegeben.

Goethe kam in eine überzivilisierte Zeit und in ein überzivilisiertes Land, wo ursprüngliches Talent unter der Bürde von Büchern und mechanischen Hilfsmitteln und unter der verwirrenden Mannigfaltigkeit von Bestrebungen zu Boden gedrückt wurde. Da war er es, der die Menschen lehrte mit diesem bergehohen Mischmasch fertig zu werden und ihn sich sogar dienstbar zu machen. Ich stelle ihn Napoleon an die Seite: beide sind Vertreter der Ungeduld und Auflehnung der Natur gegen den Dummstolz der konventionellen Sitte — zwei ernste Realisten, die mit ihren Schülern, jeder an seinem Platz, die Axt an die Wurzel des Baumes der Heuchelei und des hohlen Scheins gelegt haben, für jetzt und für alle Zeiten. Dieser fröhliche Arbeiter, den keine äußerliche Beliebtheit anspornte, der seinen Antrieb und seinen Plan in der eigenen Brust fand, er legte sich selber Riesenaufgaben vor und arbeitete achtzig Jahre lang mit der Stetigkeit seines jugendlichen Eifers daran, ohne sich je eine andere Ruhe und Rast zu gönnen, als daß er in seine Bestrebungen eine gewisse Abwechselung brachte.

Es ist die letzte Lehre moderner Wissenschaft, daß die höchste Einfachheit des Baues nicht durch Verwendung weniger Elemente, sondern durch die höchste Kompliziertheit erzielt

wird. Der Mensch ist das komplizierteste aller Geschöpfe: das Rädertierchen, Volvex globator, bezeichnet das entgegengesetzte Extrem. Wir werden noch lernen, von dem unermeßlichen Erbe alter und neuer Zeiten Renten und Einkünfte zu beziehen. Goethe lehrt uns Mut und zeigt uns die Gleichwertigkeit aller Zeiten: die Nachteile einer Epoche bestehen nur für die Schwachherzigen. Der Genius schwebt mit seinem Sonnenschein und Wohlklang dicht bei den dunkelsten und taubsten Zeiten. Keine Pfandgülte, keine Blutschuld bleibt an Menschen oder Stunden haften. Die Welt ist jung: die großen Männer der Vergangenheit rufen freundlich uns zu. Auch wir müssen Bibeln schreiben, um wiederum die Himmel und die irdische Welt zusammenzubringen. Es ist das Geheimnis des Genies, daß es keine bloße Einbildung für uns will gelten lassen; daß es Alles, was wir wissen, verwirklicht: daß es in der hohen Verfeinerung modernen Lebens, in Künsten, Wissenschaften, Büchern, Menschen eine treue Überzeugung, Wahrhaftigkeit und einen Zweck verlangt und daß es zuerst, zuletzt, inmitten und ohne Unterlaß jede Wahrheit durch ihren Gebrauch zu Ehren bringt.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
Los Angeles
This book is DUE on the last date stamped below.

RECD LD-LRL
LD SEP 22 1971
URL
DEC 16 1971

Form L9–75m-7,'61(C1437s4)444

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
AA 000 035 764 0

PS
1621
G3
1903